Leonhardi, Gustav

Nacht und Morgen Erzählungen aus der christlichen Missionsgeschichte

Bd.: 2,1

Leipzig 1873

# Nacht und Morgen.

## II. 1.

---

Die

# Missionsgeschichte der christlichen Kirche

in

## Cultur- und Lebensbildern

aus

## dem Heidenthum und Christenthum.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Erster Band:

**Die Missionsgeschichte der alten Kirche.**

---

Leipzig.
Verlag von Ernst Bredt.
1873.

Die

# Missionsgeschichte der christlichen Kirche

in

## Cultur- und Lebensbildern

aus

## dem Heidenthum und Christenthum.

Herausgegeben von

**Gustav Leonhardi,**
Stadtpfarrer in Mügeln.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Erster Band:

**Die Missionsgeschichte der alten Kirche.**

Leipzig,
Verlag von Ernst Bredt.
1873.

## Vorwort zur zweiten Auflage.

Aus den im Anschluß an Nacht und Morgen I. (Erzählungen aus der evangelischen Heidenmission) nur nach christlich ethischen Gesichtspunkten gesammelten und geordneten „Erzählungen aus der Missionsgeschichte der alten Kirche" ist bei der Ueberarbeitung derselben für eine zweite Auflage eine fast völlig neue Arbeit geworden. Um den Werth jener Erzählungen für den geschichtlichen Ueberblick über die das alte Heidenthum mit den Segensmächten des Lichtes und Heils in Christo überwindende Missionsarbeit der alten Kirche zu erhöhen, versuchte ich eine zusammenhängende Schilderung und Darstellung der alten Missionsgeschichte in möglichst lebendig und anschaulich gehaltenen Cultur- und Lebensbildern des Heidenthums und Christenthums den Lesern von „Nacht und Morgen" zu bieten. Möge dieser Versuch, bei dem die Sammlung der Geschichtsstoffe den Verfasser zum Theil auf die Quellen der altkirchlichen Missionsliteratur selbst zurückführte, eine günstige Aufnahme auch in den nichttheologischen Leserkreisen finden. Denn das treffliche Werk von Blumhardt: „Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi" in drei

Bänden erscheint zu weitschichtig und umfänglich, auch in seiner Darstellung hier und da zu trocken und schwülstig, als daß es dem Bedürfniß einer populären Darstellung der Missionsgeschichte der alten Kirche gnügen könnte. Das Bedürfniß einer solchen wird aber von Allen empfunden, denen die Erscheinung Christi und seines Reiches der einzige Lichtpunkt inmitten der Finsterniß der Welt und Sünde bildet. Darum, wer Augen hat, auch unter dem niedrigsten und ärmlichsten Knechtsgewande die verborgene Herrlichkeit Christi und seines Reiches zu erkennen, der wird mit Freuden die oft matten und beinahe verwischten Spuren aufsuchen und verfolgen, auf denen das Evangelium des Friedens einst unter den Völkern der Erde einzog, insbesondere auch in unserm deutschen Vaterlande.

Der Herr lasse dazu auch diese geringe Arbeit in Gnaden gesegnet sein!

**Mügeln**, im Spätsommer 1870.

**G. Leonhardi.**

## Vorwort zur ersten Auflage.

---

Die freundliche günstige Aufnahme, welche durch Gottes Gnade meinem anspruchslosen Büchlein: **Nacht und Morgen:** Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Heidenmission zu Theil geworden, hatte Anlaß gegeben, daß ich von mehreren Seiten aufgefordert wurde, jene Sammlung durch Herausgabe eines zweiten Bandes zu erweitern. — Statt dessen habe ich vorgezogen, zu der Missionsgeschichte der alten Kirche*) zurückzugehen und den Schilderungen und Erfahrungen von der neueren evangelischen Missionsarbeit als ein Spiegelbild die Erfahrungen der alten Kirche auf dem Missionsgebiet gegenüber zu stellen, so daß die einzelnen Züge der „Finsterniß des Heidenthums", des „Sehnens nach Erlösung," des „Aufgangs aus der Höhe" und des „Wandels im Licht" hier und dort sich gegenseitig entsprechen, erklären und ergänzen. Die dabei hervortretenden Unterschiede zwi-

---

*) Die alte Kirche ist hier der neueren, nicht wie im gebräuchlichen historischen Sinne der mittelalterlichen Kirche entgegengesetzt; dieselbe ist vielmehr in der ersteren mit inbegriffen.

schen den Missionsaufgaben und der Missionsarbeit des kirchlichen Alterthums und der kirchlichen Gegenwart sind eben so lehrreich und zur Selbstprüfung des eigenen Werkes erwecklich, als die Einheit der dabei gewonnenen Erfahrungsresultate tröstlich, glaubensstärkend und ermuthigend. Ists doch im Grunde genommen ein Bollwerk des heidnischen Unglaubens und Aberglaubens, das von den Mächten der Finsterniß, der Selbstsucht und Fleischeslust gehalten, hier wie dort sich trotzig erhebt wider die Erkenntniß Jesu Christi, ein Kampf, der dort in Katakomben, bischöflichen Kathedralen, einsamen Klöstern und Klosterschulen, hier in Missionshäusern, Missionscapellen und Missionsschulen gekämpft wird mit den Waffen des göttlichen Wortes und Sacramentes, des Glaubens und der Liebe, des Gebets und der Thränen, und überall ists ein Held, der zum Kampfe rüstet, vorangeht, Bahn bricht, der „Alles ist im Streite," ein Herr, ein Geist, ein Zeichen, in dem die Kirche kämpfend, leidend, duldend siegt und überwindet. „Es war ein wunderlicher Krieg", singt Luther, „da Tod und Leben rungen; das Leben behielt den Sieg; es hat den Tod verschlungen;" und dieser Kampf währet noch immer fort. Ja, trügen die auffallendsten Zeichen nicht, so sind wir mitten in die Zeit der Krisis, in die Epoche des Gerichts und der Entscheidung eingetreten, in eine Zeit, die leider nur zu traurige Parallelen mit den Zeichen des Verfalls der alten griechischen und römischen Culturwelt bietet. Darum — meine ich — ists an der Zeit, dem Feind ins Auge zu sehen, mit dem die erste Kirche den Kampf auf Tod und Leben rang, sorgsam zu hören und zu lauschen auf die Stimmen der Sehnsucht nach Erlösung, die aus den Trümmern des sogenannten classischen Heidenthums (auch des neueren) uns entgegenklingen, nachzuschauen dem Auf-

gange des Lichts, der christlichen Heilspredigt und Heilserkenntniß, die als Abendröthe nach der Verheißung: „Um den Abend wird es Licht sein" (Sach. 14, 7) in unsern Tagen noch einmal durch die Völker leuchtet, und die matten Herzen und Kniee zu stärken an dem Glaubensmuthe und der glühenden Liebesinnigkeit jener Christen, „in deren Herzen", wie Chrysostomus sagt, „das frische Blut Christi noch wallte." — Je schrecklicher die Todesgestalt des Heidenthums in ihrer nackten Wahrheit uns entgegentritt, um so sehnlicher suchen und erbitten, um so dankbarer fühlen und erkennen wir die Kräfte des ewigen Lebens, mit denen Christus seine gläubige Gemeinde durchdringet und wider die Pforten der Hölle siegreich macht. Möchten die vorliegenden Schilderungen und Erzählungen dazu an vielen Herzen gesegnet sein und namentlich unseren Missionsgemeinden eine leise Mahnung an „die erste Liebe" (Offenb. Joh. 2, 4) werden. Das walte Gott nach dem Reichthum seiner Gnaden!

Noch halte ich es für eine Gewissenspflicht, die Quellen zu bezeichnen, aus denen vorliegende Erzählungen theils wörtlich entlehnt, theils ihrem geschichtlichen Inhalt nach geschöpft, überarbeitet und zu einzelnen Bildern des Heidenthums oder des christlichen Lebens zusammengestellt sind. — Es wurden dabei benutzt die Geschichtswerke von Neander, Milner, Tzschirner (Der Fall des Heidenthums), Kurz, Guerike, Tholuck (Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums), Kritzler, Judä, Trautmann, Böhringer, Piper (Evangelisches Jahrbuch. 1850—1859), sowie die allgemeine christliche Missionsgeschichte von Blumhard, die Missionsgeschichte der Deutschen von Strack, die vorkarolinischen Glaubenshelden von Heber, der Missionsfreund von Ahlfeld, außerdem einzelne Schriften von

Besser, Löhe, Göschel, Krummacher, Haupt, Redenbacher, Cramer u. A.

Ich bitte den Herrn, Er wolle meine geringe Arbeit segnen um Seines Namens willen. Ihm, der da war, der ist und sein wird, sei Preis und Ehre in der Gemeinde, die er mit seinem Blute sich erkauft, jetzt und immerdar! Amen.

**Waldenburg**, den 15. Juni 1860.

**G. Leonhardi.**

# Inhalt.

## Die Finsterniß des Heidenthums.

### I. Das älteste Heidenthum.



### II. Das Heidenthum in Hellas und Rom.

### III. Das germanische Heidenthum.



### IV. Das Vorchristliche im Heidenthum.



## Der Aufgang des Lichts.

### I. Die Mission des apostolischen Zeitalters.

# Die Finsterniß des Heidenthums.

Siehe! Finsterniß bedecket das Erdreich
und Dunkel die Völker. Jes. 60, 2.

---

# I.

# Das älteste Heidenthum.

## 1. Brama und Buddha.

In der Fülle urzeitlicher Kraft, umgeben von einer überschwenglich reichen und üppigen Natur, verleugnete das urzeitliche Menschengeschlecht den lebendigen, persönlichen und überweltlichen Gott. Die Natur, die mit ihrer unerschöpflichen Fülle von Leben und Genüssen ihm stets nahe und gegenwärtig war, erschien ihm der Hingebung und Anbetung würdiger, als ein persönlicher Gott in überweltlicher Erhabenheit. So entstand das Heidenthum, seinem allgemeinen Charakter nach: ein Versenken in die Tiefen des Naturlebens, Naturvergötterung, Naturanbetung, also Naturreligion. (Röm. 1, 21 f.) Die älteste jener heidnischen Naturreligionen ist der Bramanismus und Buddhaismus, der von Indien aus sich über die östlichen Länder Asiens verbreitete.

Die Bramanische Religion lehrt, daß die Welt von der Gottheit erschaffen worden und in eine Ordnung eingesetzt sei, nach welcher sie von selbst ihren Gang geht. Nur von Zeit zu Zeit geräth der Weltgang in Stockung und Verwirrung. Dann erscheint nach der bramanischen Lehre jedes Mal die Gottheit in

Gestalt eines Menschen oder eines Thieres, um jene Ordnung wieder herzustellen. Es giebt aber drei Hauptgottheiten, welche unter dem Namen Trimurti d. i. Dreigestaltigkeit zusammengefaßt werden: diese sind Brama oder der Schöpfer, Wischnu oder der Erhalter und Siwa oder der Zerstörer, und von ihnen ist es Wischnu, welcher von Zeit zu Zeit verkörpert auf die Erde kommt, um die von Siwa zerstörte Ordnung wieder herzustellen.

Zuerst erscheint er in der Gestalt eines Fisches, dann einer Schildkröte, dann eines Ebers, später eines Zwerges und endlich auch des Menschen. Die wichtigste und vollkommenste aller Menschwerdungen Wischnus ist die achte, in welchen er als Krischna auf die Erde kommt und die größten Heldenthaten zum Wohle der Menschheit vollbringt; daher er auch unter dem Namen Krischna oder Dschagganatha „Weltenherr" verehrt wird. Außer diesen drei obersten Göttern, denen drei weibliche Göttinnen Sarasvati — die Göttin des Worts als Gattin des Brama — Bhavani — als Verderberin und Rächerin auch Kali genannt, die Gattin des Siva — und Backschmi — die Gattin Wischnu, des Liebenden, und Göttin der Schönheit und Fruchtbarkeit — zur Seite stehen, erkennt aber die bramanische Religion noch eine Unzahl verwandter Götter und Göttinnen höherer und niederer Art an sowie Millionen von himmlischen Dienern und Dienerinnen derselben. Der ganze Weltraum ist von guten und bösen Dämonen erfüllt. Auch manche Thiere und Pflanzen, vor allem aber die Kuh, werden für heilig gehalten und verehrt.

Ursprünglich hat Brama nur eine geistige Welt und geistige Wesen geschaffen. Da aber viele der letzteren von der Gottheit abgefallen, hat er auch die sichtbare Welt gebildet, und die abgefallenen Geister in sie hinein gebannt, um ihnen so Gelegenheit zu geben, durch eigene Kraft, durch Beten, durch Opfern, Büßungen und Reinigungen sich wieder zu dem Göttlichen zu erheben. Je

nach dem Grade, in dem dies einem Wesen der Körperwelt gelingt, kommt dasselbe nach seinem Tode in einen edleren Körper. So lehrt also der Bramanismus die Seelenwanderung und erklärt das Leben dieser Welt für eine Strafe und eine Zeit der Prüfung. Alle diese und die übrigen Lehren des Brama sind in die abscheulichsten, widersinnigsten Sagen und Mythen gehüllt und gekleidet, so daß sie für das religiöse und sittliche Gefühl des Volkes schädlich und verderblich sind. —

Für die neunte Verkörperung Wischnu's wurde von seinen Anhängern 600 v. Chr. Buddha (in den heiligen Schriften auch Sakhyamuni oder Gautama genannt) eines Königs Sohn aus dem königlichen Geschlecht der Sakhyas in den Ebenen des Ganges erklärt. — Er wurde von seiner Mutter Maja nicht in gewöhnlicher Weise empfangen und geboren; in Gestalt eines Elephanten versenkte er sich in sie durch eine Wunde auf der rechten Seite. Ungewöhnliche Erscheinungen verkündeten den Menschen das wichtige Ereigniß seiner Geburt. Die ganze Welt strahlte in wunderbarem Glanze; die Erde erzitterte; Blinde wurden sehend und der Neugeborne war im Stande, sofort nach allen Himmelsgegenden sieben Schritte zu thun und den Wesen Erlösung zu verheißen. Sein Vater befragte weise Brahmanen um das Schicksal seines Sohnes und sie sagten, sein Sohn werde durch vier Erscheinungen, nämlich durch den Anblick eines Greises, eines Kranken, eines Todten und eines Büßenden von der Hinfälligkeit des menschlichen Körpers überzeugt werden und zugleich in der Beschauung das Mittel erblicken, die Ursachen der Uebel und die Wege der Abhülfe zu ergründen; er werde dann das elterliche Haus verlassen und der Welt entsagen, um in einsamen Betrachtungen diese Wege zu finden und sich zum Lehramte vorzubereiten. So geschah es auch; obwohl in seiner Jugend von aller Pracht des Königshofes und allen sinnlichen Vergnügungen, auch einem Kreise blühender Frauen umringt, zog sich Sakhyamuni doch immer wieder

in die Einsamkeit zum stillen Nachdenken über die Gründe des Seins zurück und verließ, von jenen vier Erscheinungen dazu bestimmt, heimlich seinen Palast, um erst in Kasteiungen und Entsagungen, dann in stillen einsamen Beschauungen die vollkommene Erkenntniß der Wahrheit und Freiheit von den Leidenschaften und Begierden zu erringen. — Seine Lehre, mit der er zuerst in Benares am Ganges auftrat, fand rasch Anhänger, seine Schüler durchzogen im gelben Bettlergewande ganz Indien und gewannen das Vertrauen der Fürsten und Völker. Nach seiner Lehre gibt es keinen Gott als ein besonderes Wesen, sondern nur eine im Zustand ewiger Ruhe befindliche Urkraft, und alle geistigen und körperlichen Wesen sind nur Theile derselben, die in Thätigkeit getreten sind, aber nach der Verbindung mit jenem göttlichen Ursein und der ewigen Ruhe zurückstreben. Dazu gelangen aber die Wesen der Welt nur durch fortgesetzte Wanderungen aus Körpern niederer Art in höhere, bis sie endlich in einen Menschenkörper kommen; aus diesem kehren sie durch die Erfüllung der göttlichen Gebote nach und nach in die Verschmelzung mit jenem Ursein und in die Seligkeit der Ruhe zurück. Diese höchste Seligkeit auf Erden setzte Buddha in das Nirvana, d. h. in die vollkommene Auflösung der individuellen Existenz. Wer den Weg der Entsagung wandelt, der streift allmälich das Verlangen nach leiblicher Existenz ab, der hat kein Gefühl mehr für die Lust und für den Schmerz des Lebens, der gelangt zur Buddha-Vollkommenheit, welche zugleich die Befreiung von dem Elende der Wiedergeburt in sich schließt, also eine völlige Vernichtung des Individuums ist, ein Nirvana d. h. Ausgeweht werden wie das Verlöschen eines Lampenlichtes, von dem keine Spur zurück bleibt. — Von Zeit zu Zeit erhebt sich ein Mensch durch Entsagung und Beschauung zu dieser höchsten Vollkommenheit, zur Würde eines Gottes. Ein solcher heißt ein Buddha und gibt die Gesetze, welche so lange für die Menschheit gelten, bis

wieder ein andrer sich zur Vollkommenheit eines Buddha erhebt. — Soviel scheinbare Wahrheitsmomente sich auch in diesem Systeme des Buddhaismus finden, so ist doch auch diese Religion durch die göttliche Verehrung der Buddhas, die sich bis auf ihre Reliquien erstreckt, sowie durch den todten mechanischen Cultus, der sogar bis zu dem Gebrauch von Gebetsrädern und Gebetsmühlen herabgesunken, in den unsinnigsten Götzendienst ausgeartet.

## 2. Feueranbetung.

Aus dem allgemeinen Dienst der Elemente rang sich frühzeitig der Feuerdienst siegreich hervor. Anbetung des Feuers und Anbetung durch's Feuer finden wir bei den ältesten Völkern. So war vor Einführung des Bramanismus in Indien die Anbetung der beiden Götter Agni und Indra der wesentlichste Theil der alten indischen Naturreligion. Indra wurde verehrt als das Blitzfeuer und Agni, der im Blitz geborne Gott des anderen Feuers, des den Menschen so wohlthätig dienstbaren Elements, bildete zugleich den Vermittler aller menschlichen Wünsche an die andern Götter und beschützte den Opferaltar gegen die bösen Geister, welche darnach strebten, den Erfolg der Opfer zu stören. — Vorzüglich waren es aber die alten Parsen und ihre Priester, die Magier, welche dem Feuerdienst sich zuwandten und ihn über Persien, Medien, Chaldäa und andere Länder Asiens verbreiteten. Ihnen war das göttliche Weltenfeuer, die Sonne, der große Mittler zwischen Ormazd und Ahriman, und sie verehrten diesen Mittler unter dem Namen Mitra. Ein heiliges Feuer, welches vom Himmel gefallen war, wurde als Sonnensymbol und zugleich als Symbol der immer zeugenden Naturkraft verehrt und angebetet. In den Feuertempeln wurde es in metallenen Gefäßen sorgsam aufbewahrt und unterhalten. Nimmer durfte es verlöschen. Wehe dem Priester, der mit seinem Hauche nur das heilige Feuer be-

rührte, oder mit seiner Hand ihm zu nahe kam, er mußte für solche Entweihung oder Verunreinigung des göttlichen Feuers die Todesstrafe leiden. — Die Lehre Muhameds verdrängte die Feueranbetung, ohne sie ganz vertilgen zu können. In unzugänglichen Gebirgen, selbst noch in Hindostan, retteten die verfolgten Nachkommen der alten Parsen sich vor dem unduldsamen Schwert des Islam und unterhielten in einer großen Tempelhöhle das heilige Feuer. Noch jetzt finden sich im westlichen Indien Ueberreste der Feueranbeter. —

## 3. Baal und Astarte.

Zu der Quelle des Lichts und der Wärme, der Sonne und dem flammenden Sternenhimmel wandte sich der Heiden sehnsüchtiger Blick. Hier blieb ihr Auge in Vergötterung der himmlischen Gestirne haften, statt über ihnen den alleinigen Schöpfer, den lebendigen Gott zu suchen. Insbesondere war es die babylonische Priesterkaste der Chaldäer, welche die göttliche Verehrung der Gestirne leitete und über Medien, Persien, Mesopotamien, Assyrien und Phönizien, ja bis nach Aegypten und Indien verbreitete. — Sonne und Mond, Baal und Astarte*) waren die Hauptgottheiten jener Völker. Die Himmelskönigin Astarte wurde in Syrien und Phönizien in heiligen schattigen Hainen verehrt. Sie war es, deren abgöttischen Cultus Isebel, die Gemahlin des Königs Ahab, in Israel einführte und für deren Dienst sie vierhundert Propheten des Hains (1 Kön. 18, 19) unterhielt. In fein gewebten Zelten gaben sich hier Frauen und Jungfrauen zu Ehren der Göttin der schnödesten Wollust preis. Auch der Baalsdienst war mit dem

*) Wir finden diese Gottheit in der Mitra der Perser, Isis der Aegypter, Cybele oder Aphrodite der Griechen und Freya der Germanen wieder.

Dienste der Wollust verbunden. Bei einem der Götterfeste, die unter den Moabitern zu Ehren Baals gefeiert wurden, finden wir (4 Mos. 25, 1) selbst Israeliten an den heidnischen Opfermahlzeiten Theil nehmen. Sie bekleideten sich ihm zu Ehren mit Stirnbinden und trieben dabei mit den Moabiterinnen Unzucht. Unter den Phöniziern, Kananitern und Karthagern trug Baal den Namen Melech (Himmelskönig) oder Moloch. Wie der Kronos der Griechen wurde er als der Gott der Zeit gedacht, der Vater, der alle seine Kinder verschlingt. Daher wurden ihm auch blutige Opfer gebracht. Die Phönizier opferten ihm ihre liebsten Kinder, und selbst die Hebräer ließen trotz Mosis Verbot (3 Mos. 18, 21) von dem Beispiel ihrer Könige Achas und Manasse sich verführen, dem Moloch ihre Söhne und Töchter zu opfern. Doch schauen wir die furchtbare Gestalt des Kinder verschlingenden Molochs uns einmal näher an. Sie war von Erz in Gestalt eines Menschen, dessen ausgestreckte Arme nach der Erde zu gebeugt waren. Auf diese legte man die zu opfernden Kinder, welche dann herabrollten in eine mit Feuer gefüllte Grube. Um das Jammern der armen Opfer nicht hören zu lassen, wurde dabei eine lärmende Musik gemacht. Von dem wilden Schlagen der Becken und Trommeln (Tophet) wurde das Jammergeschrei der unglücklichen Kinder übertönt. — Als die Karthager 300 J. vor Christus von Agathokles eine große Niederlage erlitten, brachten sie auf einmal zweihundert Kinder zum gräßlichen Sühnopfer dem Moloch dar. Die Raserei des Götzendienstes und Verleugnung der Kindesliebe ging so weit, daß außer jenen noch dreihundert Kinder zum Opfer angeboten wurden. So brachte man auch bei Hungersnoth solche schreckliche Opfer in Menge. Noch zu Christi Zeit erinnert das Thal Ben Hinomm, nahe bei Jerusalem, das sie später Gehinnam, (die Hölle) nannten, an jenen furchtbaren Molochsdienst.

## 4. Thierdienst.

Tiefer noch als die Feueranbetung und die Vergötterung der himmlischen Gestirne steht der Thierdienst, den wir bei den meisten Völkern des heidnischen Alterthums finden. Sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes, sagt die Schrift, in ein Bild der Vögel, der vierfüßigen und kriechenden Thiere. So finden wir die göttliche Verehrung der Schlangen bei den Indiern, Aegyptern, Babyloniern und Chaldäern. Die frühesten Ansiedler China's trafen ebenfalls dort die Schlangen als Gegenstände der Anbetung an. Der Drache, Lung genannt, ist noch jetzt das kaiserliche Wappen und galt früher als Gottheit der feuchten Niederungen und des Wassers. So ist auch in Hinterindien und Japan der Schlangencultus noch vorhanden. In früheren Zeiten brachte man in Japan den Schlangen oder Drachen Menschenopfer; einem neunköpfigen Drachen auf dem Berge Tokakust in Sinam wurden junge Mädchen von großer Schönheit geopfert. Die Furcht lehrte die Schlangen anstaunen und verehren, ja selbst ihnen als bösen Wesen Opfer der Versöhnung bringen. — So waren dem heidnischen Aegypter auch die Krokodille, jene furchtbaren, zehn Ellen langen Eidechsen, die mit ihrem langen, gewaltigen Schwanze vom Wasser aus den unvorsichtig Nahenden niederschlugen und in ihrem entsetzlichen Rachen begruben — böse Götter, die er aus Furcht verehrte, ja sogar wie die Leichen der Fürsten und Großen einbalsamiren ließ. Noch heute finden wir in der Grotte von Sumum viele hunderttausende Mumien von Menschen und — Krokodillen. — Ueberhaupt war Aegypten am meisten die Heimath des abgöttischen Thierdienstes. Insbesondere war den Königen und dem Volke die göttliche Verehrung des Apis, eines schwarzen Stieres, zur Pflicht gemacht. Nach dem Volks-

glauben wurde eine Kuh durch einen Lichtstrahl vom Himmel mit ihm befruchtet. Er mußte schwarz sein und ein weißes Dreieck auf der Stirn sowie auf der rechten Seite einen weißen, halbmondförmigen Fleck haben. Wenn er gefunden war, fütterte man ihn vier Monate lang in einem Gebäude, das nach Osten stand; dann ward er mit dem Neumonde unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Priestern und von Frauen, die auf eine höchst unsittliche Weise vor ihm erschienen, abermals vierzig Tage lang gefüttert ward. Von Heliopolis brachten ihn die Priester nach Memphis. Hier war der eigentliche Sitz seiner göttlichen Verehrung. Er hatte hier einen prachtvollen, königlich geschmückten Tempel, sowie zwei Capellen zur Wohnung und einen großen Hof, um sich Bewegung zu machen. Knaben aus dem Priesterstande waren seinem Dienste geweiht. Er besaß die Gabe der Weissagung und theilte diese auch den Knaben mit, die um ihn waren. Es galt als gute oder böse Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Capelle ging. Sein Geburtsfest wurde jährlich, wenn der Nil anzuschwellen begann, sieben Tage lang mit prunkvollen Aufzügen, Opfern und Tänzen gefeiert; eine goldene Schale ward in den Nil geworfen, und dieses Fest machte selbst die Krokodille zahm, so lange es dauerte. Trotz dieser Verehrung durfte er nicht über 25 Jahre leben; er wurde in einem Brunnen begraben und sein Tod erregte eine allgemeine Landestrauer, welche so lange dauerte, bis ein neuer Apis von den Priestern aufgefunden war. Oefters wurde sein Körper auch einbalsamirt. Noch heute findet sich im brittischen Museum zu London ein alabasterner, durchsichtiger, helltönender Sarkophag aus einem der Felsengräber Oberägyptens, in welchem Belgoni einen einbalsamirten Stierkörper vorfand. — An andern Orten Aegyptens verehrte man den Nil unter dem Namen Onuphis, aber gleichfalls in einem Ochsen. Außerdem verehrte man den Ichneu-

mon, ein Thier von Gestalt und Größe des Marders, welches die Krokodillseier suchte und austrank, den Vogel Ibis, den noch jetzt in Aegypten wohlthätigen Schlangentödter, als heilige göttliche Wesen. — Wer eines dieser Thiere mit Vorsatz tödtete, mußte sterben; einige Thiere wurden von angesehenen Männern bedient, mit kostbaren Speisen gefüttert, gesalbt, gebadet, und wenn sie starben, einbalsamirt. Mit dem Thierdienst hängt auch die Sitte der Aegypter, ihre Götter mit Thierköpfen darzustellen, zusammen. So wurde Osiris — der Sonnengott — mit einem Stierkopf und Isis — die fruchtbare Mondgöttin — mit einem Löwen- oder Kuhkopf, sowie ihr Sohn Anubis mit einem Hundskopf dargestellt und abgebildet. Aehnliche Sinnbilder der Götter waren bei den Philistern der Dagon, ein Fisch mit menschlichem Oberleibe, sowie der Löwe und das heilige Roß bei den Indiern und Persern. —

# II.

# Das Heidenthum in Hellas und Rom.

---

## 1. Die Götter Griechenlands und Roms.

Die Religion der Griechen und Römer war ihrem innersten Wesen nach Anthropomorphismus, d. h. die Götter wurden den Menschen gleich gedacht. Doch war mit dieser Ansicht auch die Vorstellung verbunden, daß die Götter zugleich die Naturkräfte und Naturerscheinungen seien. So war Zeus oder Jupiter, der König und Herrscher im Reiche der Götter, der Gott des Aethers. Vor seinem Blitze fürchtete man sich. Denn schon, wenn er die Augenbrauen zusammenzog und die Locken schüttelte, bebten Himmel und Erde. Poseidon oder Neptun war der Gott des Meeres. Auf seinem Wagen stehend, den mächtigen Dreizack in der Hand, mit dem er den Sturm und das Meer erregt und wieder beruhigt, wie es ihm gefällt, fährt er von unzähligen Meergöttern und Göttinnen begleitet, über die Wogen dahin, und wird von den Schiffern mit Opfern versühnt und angerufen. Pluto und die von ihm geraubte Proserpina beherrschen als Götter das finstere Reich der Todten, die Unterwelt. Hephästos oder Vulcan war der Gott des Feuers, sowohl des wohlthuenden als des zerstörenden. Seine Werkstätten sind die feuerspeienden Berge (Vulcane), wo er mit seinen riesigen Gehülfen, den Cyclopen, für die Götter Stahl und Eisen schmiedet. Vermählt war er, der

Häßlichste aller Götter, mit der Göttin der Schönheit und Liebe, mit der reizenden Venus oder Aphrodite, freilich in einer unglücklichen, untreuen Ehe. — Phöbus Apollo war der Gott der Künste, aber zugleich der Sonnengott, der an jedem Morgen mit seinen feurigen Rossen am Himmel hinauf fährt und am Abend in den Ocean hinablenkt. Seine Schwester, die rosenfingrige Eos oder Aurora, die Morgenröthe öffnet ihm Morgens die Thore. Eine andere Schwester von ihm, Artemis oder Diana — die Göttin der Jagd — wurde zugleich als Göttin des Mondes unter dem Namen Selena oder Luna verehrt. Wie Apollo fährt sie auf einem Wagen aus dem Ocean hinauf über den Himmel hin, und taucht im Westen wieder in das Meer hinab. — Aeolus war der Gott der Winde; Dionysus oder Bacchus der Gott des Weines, der im Gefolge von trunkenen Mänaden, Sylenen und Satyren dargestellt wurde; Ceres oder Demeter war die Göttin der Cultur und Fruchtbarkeit. Ihr zu Ehren wurden die Thesmophorien, die Feste der Gesetzgebung, sowie die berühmten eleusinischen Feste und Mysterien gefeiert. — Außerdem waren Himmel und Erde, Berge, Thäler, Haine, Quellen, Flüsse und Meer von zahllosen göttlichen Wesen, Nymphen und Dämonen bevölkert und belebt. Die Gestirne des Himmels tragen heute noch die Namen der Heroen und Heroinnen, welche unter die Gestirne und Götter versetzt wurden. — Alle diese Götter standen mit den Menschen in innigster Beziehung und Verbindung. Daher hatten auch die einzelnen Stände und Berufsarten ihre besonderen Gottheiten. So war der himmlische Götterbote Mercur der Gott der Erfindungen, der Heerden, des Diebstahls und des Handels, Mars der Gott des Krieges, Pallas Athene oder Minerva die Kriegsgöttin, aber auch die Göttin der friedlichen Künste und des Verstandes, Ceres die Göttin des Acker-

baues, Diana die Göttin der Jagd, Vulcan der Gott der Schmiede, Aesculap der Gott der Heilkunde. Zu Kastor und Pollux leuchtendem Gestirne blickten die geängsteten Seefahrer auf, und auf der Artemis Hülfe hoffte das Weib unter den schneidenden Wehen der Geburt. —

Tempel, Straßen, Hallen und Marktplätze waren mit den Bildsäulen, Altären und Gemälden dieser Götter bedeckt. — Dennoch begnügte man sich in den späteren Zeiten mit dem Cultus der einheimischen Götter nicht; man führte auch den Dienst der ägyptischen, persischen und syrischen Gottheiten ein. — Tempel und Mysterien der ägyptischen Isis wurden in Rom allmälig einheimische Heiligthümer; selbst die Mysterien der persischen Mitras wurden in den späteren Zeiten nach Rom und Italien gebracht, und der in Syrien geborne Kaiser Heliogabalus ließ seinen syrischen Sonnengott Baal nach Rom bringen und mit der carthagischen Astarte feierlich vermählen. Das römische Reich mußte den Neuvermählten ein großes Geschenk bringen, welches in den Schatz des Kaisers als des Hohenpriesters des Sonnengottes floß. Bald nahm die Verehrung der fremden Götter im römischen Reich so überhand, daß bei Lucian Momus dem Jupiter klagt: „Seitdem wir nun an Anzahl so zugenommen haben, ist desto mehr der Meineid eingerissen und der Tempelraub; uns aber (die alten Götter) verachtet man gänzlich.“ — So galt das Wort des Apostel Paulus nicht allein den Heiden zu Athen, sondern auch zu Rom: „Ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig (götterfürchtig) seid.“ Apostelg. 17, 22. —

## 2. Sündengötter und Göttersünden.

Wie die ältesten ägyptischen und indischen Göttersagen ein trauriges Spiegelbild menschlicher Verirrungen, Laster und Sün-

den sind, so ist es auch mit den Göttern Griechenlands und Roms; sagen doch selbst die berühmten Rhetoren und Philosophen jener Zeit, daß keine Schandthaten und Verbrechen seien, welche sie nicht nach dem alten Göttermythus verübt hätten. Der berühmte Rhetor Isokrates tadelt die Dichter, daß sie von den Göttern erzählten, was man kaum von seinem Feinde zu sagen wage, indem sie nach ihnen nicht nur Diebstahl und Ehebruch begangen und Lohndienste verrichtet, sondern auch ihre Kinder gegessen, ihre Väter entmannt und mit ihren Müttern sich fleischlich vermischt hätten. Ist sein Tadel unbegründet und ungerecht? — Schon die Geschichte des Zeus, des obersten der Götter, ist voll der empörendsten Schandthaten. Seinen Vater Kronos stürzt er vom Thron und bindet ihn mit Ketten in der Unterwelt, und doch findet dieser darin nur seinen verdienten Lohn. Hat nicht er seinen Vater Uranos entmannt und aus Furcht, daß seine Kinder ihm vergelten würden, was er an seinem Vater verschuldet, nach der Geburt dieselben verschlungen? — Außer seinen vier himmlischen Gemahlinnen, unter denen Here oder Juno die vorzüglichste war, hatte er viele sterbliche Frauen zu Geliebten. Er verkleidete sich in die niedrigsten Gestalten, um seiner unbändigen Wollust zu fröhnen. Europa verführt er in Gestalt eines Stieres, Leda in Gestalt eines Schwanes, Danae in Gestalt eines Goldregens, den Knaben Ganymedes entführt er in Gestalt eines Adlers. Wie aber Zeus, so sind auch die übrigen Götter und Göttinnen den niedrigsten Lastern und Wollüsten ergeben. Aphrodite oder Venus ward wiederholt zur Ehebrecherin und verschmähte auch die Liebe der Sterblichen nicht. Apollo entführte den Knaben Kinyras, Poseidon den Pelops. — Mercur raubte dem Apollo eine Heerde Rinder, schwur einen Meineid und suchte durch jegliche Lüge und List seinen Diebstahl und Betrug zu verbergen. So ward er der Gott der Diebe; wer einen Diebstahl oder Betrug begehen wollte, rief ihn

um seinen Beistand an. So hatte fast jedes Laster seinen eigenen Schutzgott: die Diebe fanden ihre Hülfe bei Mercur, die Wollüstlinge bei ihrer Göttin Venus, die Trinker bei ihrem Gotte Bacchus. Was man sich aber nicht scheute von den Göttern zu erzählen, das stellte man in unsittlichen, unzüchtigen Gemälden, Tänzen und Schauspielen dar. So berichtet Augustin, daß noch täglich auf den Theatern gesungen und getanzt würde: der Raub des Mercur, die Wollüste der Venus und die Entführung der Europa durch Jupiter. Was Wunder, daß die Lasterhaftigkeit der Götter zur Entschuldigung menschlicher Thorheiten und Sünden dienen mußte. So hieß es bei Athenäus: „Warum sollte man nicht der Schönheit in Knaben und Mädchen nachstreben, da dies auch die Götter thaten? Hat doch unter den Göttinnen Aurora den Kephalos, Demeter den Jasion, Aphrodite den Anchises und Aeneas wegen ihrer Schönheit entführt?“ Bei Ovid beruft sich die von Liebe zu ihrem Bruder Caunus entbrannte Byblis auf das Beispiel, was die Götter in der Blutschande gegeben haben, und an einer andern Stelle ermahnt derselbe unkeusche Dichter ein Mädchen, sie möge nicht in die Tempel gehen, denn dort habe oft schon Jupiter Mädchen zu Müttern gemacht. Zornentbrannt über diesen schrecklichen Einfluß so nichtswürdiger Götter sagte daher Anthistenes, der Freund des Sokrates ganz frei von der Aphrodite: „Könnte ich nur die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren; so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt!“

## 3. Menschenvergötterung.

Die ursprüngliche Vergötterung der Natur und der sittlichen Mächte ging im alten Heidenthum gar bald in Vergötterung der Menschen über. Siegreiche Heerführer, weise Könige und Erfinder nützlicher Künste wurden unter die Götter erhoben.

Schon bei Lebzeiten wurde großen Königen und Herrschern göttliche Verehrung erwiesen. — Die Völker des Morgenlandes gingen in der Vergötterung der Monarchen voran. Alexanders Gottheit war nur ein Vorspiel für diese Vergötterungen gewesen; gar bald wurde auch seinen Nachfolgern von den asiatischen Griechen göttliche Ehre erwiesen. Wie Antiochus, der Gott Syriens, so ward Demetrius Poliorketes, der Gott der Athener und Ptolemäus in Rhodus mit Opfern und Preisgesängen verehrt und angebetet. An dem Ort, wo Demetrius aufgestiegen, hatten sie dem Gott Demetrius einen Altar, ja sogar seinen Freundinnen, den öffentlichen Hetären Altäre und Tempel gebaut; denn was im männlichen Geschlecht die Dynasten, das wurden im weiblichen die damals durch Geist und Körper einflußreichen Hetären, nämlich Gegenstände des Cultus und der göttlichen Verehrung, und ganz wahr sagten die Athener im Preisgesange an Demetrius: „Alle andern Götter sind entweder fern von uns, oder sie hören uns nicht, oder können uns nicht hören, oder sie sind nicht. Dich schauen wir allein bei uns in lebendigem Leibe, nicht von Holz, nicht von Stein gemacht; Dich beten wir darum an“ ꝛc. — Es macht sich hierin das Recht der Sinnlichkeit geltend und spricht sich das Verlangen nach der Erscheinung der wahren Gottheit im Fleische aus. Aber zu welchen traurigen Verzerrungen der göttlichen Wahrheit führte dieser unbewußte Drang im Heidenthum? Die nicht einmal des Menschennamens würdig waren, wollüstige und grausame Tyrannen, wurden von der Schmeichelei der entarteten Griechen und Römer zu Göttern erhoben. Tempel, Straßen und Märkte waren von ihren Bildsäulen bedeckt und man scheute sich nicht, anbetend die Hände zu ihnen zu erheben. Meist ward nach dem Tode des Kaisers ein ihn darstellendes Wachsbild in dem obersten Stockwerke eines hohen Prachtgebäudes verbrannt; über dem Feuer flog ein Adler auf und trug die Seele des Verstorbenen zu den

Göttern empor. Selbst Lieblingen der Kaiser, ihren Buhlknaben und Buhldirnen wiederfuhr diese Ehre. Antinous ertrank im Nil, und der untröstliche Hadrian ließ ihn durch die Griechen und Aegypter zum Gotte machen und setzte weissagende Priester zu seinem Dienste ein. Es genügte zuletzt der Wille des Kaisers, um ihn unter die Götter zu versetzen. Domitian ließ seine Edicte anfangen; „Wir als Herr und Gott verordnen"; Caligula ließ sich bald als Jupiter, bald als Apollo, bald als Mars oder Mercur, ja selbst als Venus und Minerva verehren: es mußten ihm Tempel und Bildsäulen errichtet werden und die Priester brachten vor denselben die Opfer des Volkes dar.

## 4. Orakel und Wahrsager.

Das Heidenthum, das die Offenbarung des lebendigen Gottes nicht kannte, suchte besondere Mittel und Wege, den Rath der Götter zu erforschen. Von den ältesten Zeiten her dienten dazu die heidnischen Orakel. Das älteste und berühmteste war das dem Zeus geweihte Orakel zu Dodona in Epirus. Der Tempel des Zeus war hier von einem heiligen Eichenhain umgeben, von dem die Sage erzählt, daß seine Bäume die Gabe der Sprache hätten. Besonders wurde eine Eiche heilig verehrt; unter sie setzten sich die Priester und weissagten aus dem Säuseln ihrer Blätter und dem Rauschen ihrer Zweige die Zukunft. Unweit des Tempels entsprang eine heilige Quelle, welche um Mitternacht überfloß, um Mittag aber versiegte. Auch auf ihr Rauschen wurde gehorcht und darnach Weissagungen ertheilt. Um den Tempel aber hingen kupferne Becken dicht aneinander. Von Zeit zu Zeit schlugen die Priester daran, daß alle ringsum ertönten, und weissagten aus ihren Klängen. Ein anderes dem Zeus geheiligtes Orakel war in der Wüste Lybiens; es war das Orakel des

Jupiter Ammon, das einst Alexander der Große befragte. Das berühmteste der alten Orakel aber war das dem Apollo geweihte Orakel zu Delphi. Hier befand sich in der wildesten Gegend des Gebirges, ringsum von schauerlich überhängenden Felsmassen umgeben, eine tiefe Erdkluft, aus welcher unaufhörlich ein dichter, betäubender Schwefeldampf emporstieg. Ueber dieser Kluft war ein prächtiger Tempel von parischem Marmor erbaut; sein innerster, heiligster Theil hieß das Pythion. Hier stand eine goldene Bildsäule des Apollo und über der stets dampfenden Kluft war der Dreifuß, d. i. ein dreifüßiger Sessel. Auf diesen ließ sich die Priesterin des Apollo, die Pythia, mit dem heiligen Lorbeer geschmückt nieder und wurde sogleich von den aufsteigenden Dämpfen des Schwefelpfuhles eingehüllt. Die Sinne schwanden ihr, die Priester mußten sie halten, sie stieß Klagetöne und Angstgeschrei aus, ihr Mund schäumte, die rollenden Augen funkelten, die Haare sträubten sich und sie ließ heulend einzelne Worte hören, die von den Priestern sorgfältig aufgeschrieben und als Antworten des weissagenden Gottes in Versen den Anfragenden ertheilt wurden. — Außer diesen älteren, berühmteren Orakel gab es noch viele andere, wo die Zweifelnden Rath und die Besorgten Hoffnung suchten. So erwähnt Pausanias einen Quell in der Stadt Paträ in Achaja vor dem Tempel der Demeter, in welchen der Kranke einen umgekehrten Spiegel hinabließ, sodaß er die Fläche des Wassers berührte, um darin sein Bild als das Bild entweder eines Lebendigen oder eines Todten zu sehen, und ein Orakel des Hermes zu Pharä in Achaja, welches man so befragte, daß man dem Gott seine Frage heimlich ins Ohr sagte, hierauf mit zugehaltenen Ohren fortging, und dann in dem ersten Worte, welches man außerhalb des Marktes hörte, die Antwort des Gottes vernahm. Zu Kolophon in Jonien bestand ein altes Orakel, wo die weissagende Priesterin dadurch sich begeisterte, daß sie aus einer hei-

ligen Quelle trank.*) — In den späteren Zeiten Griechenlandes und Roms verstummten viele der berühmtesten Orakel; denn man begann sich mehr an Wahrsager oder wandernde Priester zu wenden. Magie und Mantik wurden leere Formen absichtlicher Betrügerei und gemeiner Gauner. Es kam dahin, daß ein Haruspex (Wahrsager aus den Eingeweiden der Opferthiere) den andern nicht ansehen konnte, ohne zu lachen, und doch war die Kunst der Weissagung in den letzten Zeiten Griechenlands und Roms so ausgebildet, daß Fabricius gegen hundert verschiedene Divinationsarten aufzählt.

Bald wurde die Stellung der Gestirne, bald der Vogelflug beobachtet und aus dem Eingeweide der Opferthiere die Zukunft erforscht. Vorzüglich war es aber die Wahrsagekunst aus der Stellung der Gestirne, welche durch die Chaldäer oder Magier von Persien und Indien aus auch in Rom und Griechenland Eingang fand. Schon am Hofe Alexanders des Großen spielten dieselben eine große Rolle. Nirgends fanden sie aber einen günstigeren Boden als in Rom während des Untergangs der Republik und in der Kaiserperiode. Zwar wurden ihre Prophezeiungen in den meisten Fällen durch den Erfolg widerlegt und die Magier von den oft getäuschten Consuln und Cäsaren wiederholt aus Rom verbannt und vertrieben; ja Tiberius ließ einen derselben vom tarpejischen Felsen stürzen und einen andern auf dem Richtplatze der Sclaven enthaupten. Allein diese Charlatane waren längst der Hauptstadt unentbehrlich geworden; alle Verbote blieben erfolglos. „Den Mächtigen unzuverlässig und trügerisch den Hoffenden", wie Tacitus sie nennt, fanden sie sich stets wieder ein und

*) Auch in Aegypten finden wir ähnliche Orakel. — Zu Hierapolis in Syrien wurde in einem Tempel der Astarte durch das Schwitzen und die Bewegung der Götterbilder von den Priester geweissagt.

wurden die Rathgeber der Höfe der Kaiser und in den Häusern der Großen, oft von ihnen auf das höchste belohnt und besoldet. Viele wagten weder zu baden noch zu speisen noch auszugehen, bevor sie nicht die Stellung der Gestirne durch die Astrologen zu Rathe gezogen. „Den Chaldäern", sagt Juvenal in seiner sechsten Satyre, „schenkt man großes Vertrauen; was ein Astrolog sagt, dem glaubt man als sei es ein Orakelspruch des Jupiter Ammon." Aber auch der gemeine Mann hatte Gelegenheit, die Sterne zu befragen. „Das plebejische Schicksal", sagt Juvenal „hat seinen Stand im Cirkus oder auf dem Walle (jetzt Porta San Lorenzo); dort fragt die Frau des Schenkwirths, ob sie ihren Mann verlassen und den Kleidertrödler heirathen soll." Diese vagabundirenden Sterndeuter erkundigten sich nach Jahr Tag und Stunde der Geburt und rechneten dann mit Hilfe von Rechensteinen, die auf einer Tafel aufgelegt wurden, oder an den Fingern den Bescheid aus. —

## 5. Scenen römischen Aberglaubens.

Je größer in den letzten Zeiten Roms auf der einen Seite die abscheulichste Lasterhaftigkeit war, desto mehr überließ man sich auf anderer Seite dem abgeschmacktesten Aberglauben, um das Gewissen zu beruhigen und die Götter zu sühnen. Die ausgelassensten Wüstlinge unterwarfen sich schmerzhaften Kasteiungen, Verunstaltungen ihres Körpers, strengen Fasten, bedeutenden Opfern. Malerisch beschreibt die verschiedenen Arten der Gaukler und abergläubischen Anstalten bei den vornehmsten römischen Frauen Juvenal: „Jetzt tritt zu ihr herein eine Schaar entmannter Priester der phrygischen Göttermutter; ihr Vortreter warnt mit lauter Stimme vor der Krankheit bringenden Ankunft des rauhen Septembers, wofern nicht mit hundert Eiern sie sich sühne, und aus ihrer Kleiderkammer ihm gleich so viel gebe, daß die Uebel des ganzen Jahres abgewendet würden.

Dreimal des Morgens wird sie ihr Haupt in dem Strome der Tiber baden und mit wundgeriebenen Knien den Campus Martius umkriechen. Wenn es ihr die ägyptische Isis im Traume gebietet, wird sie nach Aegypten eilen, vom Nil Wasser holen und dies in den Isistempel gießen. Dort schreitet der Isispriester daher in weißem Gewande, welcher um Vergebung zur Göttin fleht, wenn das Weib in den heiligen Tagen der Göttin sich nicht vom Ehebett enthielt; eine große Gans und ein dünner Kuchen wird in den Tempel geliefert. Geht Jener hinweg, so nahet der Jude und lispelt schüchtern seine Bettelei ins Ohr, indem er die jüdischen Lehren verkündigt. Darauf tritt der Comagenische Haruspex herein, welcher aus der Lunge einer noch warmen Taube eine reiche Erbschaft oder einen zarten Liebhaber weissagt. Doch den Chaldäern wird noch mehr Glaube geschenkt, am meisten aber den sternkundigen Magiern. Diese fragt sie über den Tod des Gatten, und warum so langsam ihre gelbsüchtige Mutter sterbe. Will sie ein paar Schritte ausfahren, so wird das Buch befragt (durch Aufschlagen zufälliger Stellen aus Virgil o. a.); juckt der etwas geriebene Winkel des Auges, so wird der Horoscop gestellt und darnach wird Augensalbe gefordert. Liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speisenehmen bequemer, als welche der größte Astrolog Aegyptens, Petosiris, gerathen. Ist sie unbemittelt, so wird sie auf den Circus eilen, das Loos ziehen und aus Stirn und Hand sich ihr Schicksal verkünden lassen. Den Reicheren giebt der Phrygische Augur und der hetruskische Blitzkundige Aufschluß über die Zukunft. Die Künste der Giftmischerinnen wissen dem Weibe Kinder abzutreiben; sie wissen unfruchtbar zu machen, die Männer in Wahnsinn oder Blödsinn zu versetzen oder auch den langsamen Tod ihnen zu bereiten.“ — In allen Gegenden Italiens fand man Priester der ägyptischen Isis oder der persischen Mithras, welche das Bild

der Göttin auf einem Lastthier mit sich führend die Künste der Wahrsagung übten und mit Orakeln auftraten. Entmannte Priester der Dea Syra (Cybele) durchzogen heulend und mit fliegenden Haaren, indem sie die schallenden Becken schlugen und mit Riemen und Messern ihre Glieder verwundeten, das Land und versprachen Abwendung von Krankheiten und Seuchen.*) Bei Lucian sagt daher Momus zum Jupiter: „Du, weissagender Apoll, wirst nicht mehr allein gefeiert, sondern jeder Stein und jeder Altar spricht Orakel, jeder mit Oel begossene Stein, der bekränzt ist und einen Taschenspieler bei sich hat, wie es jetzt so viele giebt.“ — Doch wie sollte man sich über die Masse des Aberglaubens beim gemeinen Volke und in den späteren Zeitaltern wundern, wenn ein Mann wie Augustus, der Kaiser Roms, sich fürchten konnte, in der Nacht allein zu sein, wenn er wie ein Kind vor Blitz und Donner sich fürchtete und zauberische Mittel zu deren Abwendung bei sich trug, wenn er erschrak, sobald er am Morgen statt des rechten den linken Schuh zuerst angezogen hatte. — Nero ließ mit einem unermeßlichen Aufwande den Magier Tiridates

---

*) Die herumziehenden Goëten oder Zauberer genossen ein solches Ansehen, daß darüber die alten Orakel ganz in Verfall kamen. Einer der berühmtesten Goëten war Alexander von Abonoteichos in Pontus, der im zweiten Jahrhundert den ganzen Orient glauben machte, daß er der Prophet und Vertraute des wiedergebornen Gottes Asklepios sei, den er unter der Gestalt einer zahmen Schlange zeigte. Zum Orakel dieses Gottes reiste und schickte man aus allen Theilen des Reiches. Nach Lucians Schätzung stieg die Zahl der Pilgrimme jährlich auf 70 bis 80,000, und darunter waren viele Reiche und Mächtige, selbst Leute von dem kaiserlichen Hof. Zur Zeit der fürchterlichen Pest unter Antoninus sandte Alexander einen Gottesspruch durch die Provinzen, welchen man in großen Städten fast an jedem Hause als Talisman befestigt fand. —

nach Italien kommen, um ihn über die Zukunft zu befragen, und da der Schatten seiner von ihm ermordeten Mutter, wie er sagte, ihn beständig quälte, ließ er durch Magier auch diesen sich beschwören. — Die Geschichte des Königs Saul wiederholte sich. —

In jener Zeit des Sittenverfalls wurde die ungeheuere Menge der fremden und einheimischen Wahrsager, Zeichendeuter und Todtenbeschwörer um so verderblicher, als sie den niedrigsten, frivolsten Lüsten und Begierden des Volkes dienten und die Gewinnsucht, den Hochmuth und die Wollust der Menschen bis zu einem ungewöhnlichen Grade entflammten. Wollte Jemand seinen Vater vergiften, sein Weib umbringen lassen, einen Ehebruch begehen, so fragte er die fremden Priester und Wahrsager um Rath, und natürlich spornten sie zu jedem Frevel an, weil es ihr Gewinn war, boten wohl auch selbst die Hand dazu. Ein Beispiel von schändlicher Betrügerei, welcher die Isispriester zu Rom in den Zeiten des Tiberius sich schuldig gemacht hatten, erzählt Josephus: Ein römischer Ritter Decius Mundus hatte die schöne aber keusche Paulina durch Schmeichelei und Geschenke vergebens zu gewinnen gesucht. Eine Sclavin des Mundus verspricht ihrem Herrn, ihn zum Ziele zu führen. Sie gewinnt durch eine große Summe die Priester der Isis, welche Göttin Paulina eifrig verehrte. Die Priester kommen zu Paulina und bringen ihr die Botschaft, daß der Gott Anubis ihr zu erscheinen beschlossen habe. Freudig eilt Paulina in den Tempel, wo ihr, als die Thüren verschlossen und die Lampen erloschen sind, der Gott erscheint, welchem sie nichts verweigern zu dürfen meint. — Einige Zeit darauf begegnet ihr Mundus und rühmt, daß sie ihm als Anubis gewährt, was er als Mundus nicht habe erhalten können; und nun erst entdeckt die Entehrte den schändlichen Betrug, und bekennt ihrem Gemahl, was ihr begegnet sei. Dieser zeigt die Sache dem Tiberius an, welcher den Mundus aus Rom verweisen, die Isispriester kreuzigen und den Tempel zerstören läßt. —

## 6. Die Schande der Mysterien.

Wie die Götter und Göttinnen im alten Heidenthume selbst auf die unzüchtigste Weise dargestellt und abgebildet wurden, so daß ein Christenauge mit Schamröthe sich von den Statuen und Bildern derselben abwenden mußte,*) so enthielten auch die Feste und Mysterien derselben — insbesondere der Isis, Cybele, Ceres, Venus und Bacchus — meistens eine Nachbildung der Geschlechtsvereinigung und waren voll von Symbolen, Liedern und Gebräuchen, welche dazu dienten, die schlummernden Lüste zu wecken. Das Meiste, welches hierher gehört, ist zu unrein, als daß es von Christen an das Licht gezogen werden dürfte; doch dürfen die Greuel heidnischer Unzucht nicht gänzlich verschwiegen werden. Einen besonders schrecklichen Eindruck macht die Schilderung der Bachanalien oder Dionysischen Feste. Voran zogen die in die Mysterien Eingeweihten, das Haar mit Schlangen umwunden, rohes Fleisch verschlingend. Einige ritten auf Eseln, andere führten Böcke. Indem sie wild und schäumend vor rasendem Taumel den Thyrsus schwangen, heulten sie. Voran gingen die Phallophoren, welche an hohen Stangen die Bilder der Pudenda trugen; hinterher liefen die, welche die Phallischen Lieder sangen; diese waren meist als Weiber angezogen, und es gehörte dazu, daß sie trunken waren, daher Plato sagt: „Wir sahen in den Dionysien die ganze Stadt trunken.“ — Aehnlich ist die Beschreibung der Feste der Göttermutter (Cybele), wo die wüthenden Priester in dem Wahn einer viehischen Begeisterung nackt in der Menge des Volkes umherliefen und Schande trieben, oder der Thesmophorien, wo die Pudenda gleichfalls in feierlicher Procession vor die Göttin gebracht wurden, und dabei die unzüchtigsten Lieder von den in wilder Lust

*) Vergleiche die Götterbilder im heutigen Indien.

erhitzten Weibern gesungen wurden. So finden wir denn auch in fast allen Mysterien, in den Dionysischen, den Samothrakischen und Eleusinischen, unzüchtige symbolisch-dramatische Handlungen, welche die geheimen Schandthaten der Götter feiern. — Auch in Rom finden wir ähnliche Feste und Mysterien. In den Frühlingsfesten der Göttin Anna Perrenna kamen dieselben orgiastischen Festgesänge vor, mit denen bei den anderen alten Völkern die neue Geburt der Natur gefeiert wurde. Ebenso unzüchtig, wie bei den andern alten Völkern, ward auch hier der Dienst des Priapus ausgeübt. Varro erzählt, daß dieser auf einem Wagen durch die Stadt gefahren wurde, bei den Häusern der vornehmsten Matronen still hielt, und diese ihn mit Blumen und Kränzen zu schmücken sich nicht scheueten. — Als durch Orakelspruch in der Noth des zweiten punischen Krieges der Cybeledienst auch in Rom aufgenommen worden war, da begannen bald die lärmenden Umzüge der zur Ehre der Göttin gestifteten Brüderschaften, die geheimen Schwelgereien und orgiastischen Tänze überhand zu nehmen. — Auch die orphischen Mysterien zu Ehren des Dionysus oder Bacchus fanden von Griechenland aus bald in Rom Eingang. Ein an der Tibermündung gelegener Hain wurde von den Eingeweihten als Versammlungsort gewählt. Anfangs erhielten nur Frauen die Weihe und unbescholtene Matronen das Priesterthum. Seitdem aber auf göttliche Inspiration einer Priesterin auch Männer zu den Mysterien zugelassen und die Weihen selbst fünfmal in jedem Monat zur Nachtzeit vorgenommen wurden, fanden die schändlichsten Ausschweifungen hier ihre ungestörte und geheiligte Stätte. Alle, Frauen und Männer, wurden in dieselben hineingezogen; ja die Weigerung an denselben Theil zu nehmen, kostete den Novizen das Leben; eine Maschine entraffte sie in verborgene Tiefen. Allmälig und seuchenartig verbreiteten sich die Bachanalien in Rom über alle Stämme. „Daß Bachanalien in Rom an vielen Orten

gehalten werden", sprach der Consul Postumius im Senat, „das habt ihr sicherlich nicht durch hören sagen erfahren, sondern aus dem nächtlichen Lärm und Stimmengetöse, das die ganze Stadt durchschallt." Besonders am Ufer der Tiber tobten die Männer in verzückten Tänzen, die Weiber im Aufzug von Bachantinnen. Trommeln und Pauken begleiteten die nächtliche Feier und steigerten die religiöse Aufregung zur sinnlichsten Leidenschaft und ekstatischen Wuth. — Endlich wurde Niemand mehr eingeweiht, der das zwanzigste Jahr überschritten hatte, und die Verbrüderung erstreckte sich über die unter der Maske der Heiligkeit verübten unsittlichen Orgien hinaus und gefährdete den gesammten Sitten- und Rechtszustand, indem die Eingeweihten zu Betrug jeder Art, Urkundenfälschung, falschem Zeugniß, selbst zu Mordthaten konspirirten. —

## 7. Wollustdienst als Gottesdienst.

Eines der schlagendsten und traurigsten Zeugnisse von der Finsterniß des Heidenthums ist jener frevelhafte Gebrauch, den wir in den meisten Religionen des heidnischen Alterthums finden, daß Wollust als ein Götterdienst geachtet, und Weiber in die Tempel geführt wurden, um zur Ehre der Göttinnen ihre Tugend preis zu geben. So war und ist es jetzt noch in Ostindien;*) so war es in Aegypten, in Babylonien, in Lycien, Phönizien und Assyrien. In Assyrien und Phönizien gehörte die Buhlerei zum Dienste des Baals und der Astarte. In Aegypten und später unter Augustus auch in Rom waren die Isistempel die Freistätten der größten Unzucht. Auch der Cybelecultus und der Adonisdienst war in Rom mit geschlechtlichen Ausschweifungen verbunden. In Babylonien erforderte es der Cultus der Militta (Aphrodite),

*) Vgl. Nacht und Morgen 1. (3. Aufl.) S. 45.

daß alle Weiber des Landes, insbesondere die Töchter der Vornehmen, im Tempel der Göttin den Fremden wenigstens einmal in ihrem Leben sich preis gaben. —

Derselbe abscheuliche Gebrauch ging auch nach Griechenland über. So gaben schon in alten Zeiten die Kyprischen Jungfrauen der Aphrodite zu Ehren ihre Unschuld an Fremde preis; dasselbe fand statt auf dem Berge Eryx in Sicilien. Am allergräulichsten aber wurde die Unschuld entweiht in den Tempeln der Aphrodite zu Corinth. Wie Strabo erzählt, rührte der ganze Reichthum der Stadt von dem Buhllohn her, welchen die tempeldienenden Hetären den zahlreichen Schiffahrern abnahmen. Mehr als tausend Dirnen waren Dienerinnen dieser Göttin und ihrer Tempel. Bei den öffentlichen Festen, wenn die Göttin um Fortsetzung ihrer Huld angefleht wurde, waren es die Hetären jener Tempel, welche man besonders zum Gebet aufforderte, als deren Bitten wirksamer seien. — Da Xerxes aus Hellas vertrieben worden, schrieben die Corinther die Erhaltung ihrer Stadt und des Landes besonders den Gebeten der priesterlichen Buhlerinnen zu, und, wie die Athener die Helden von Marathon öffentlich abbilden ließen, so die Corinther ihre Tempeldirnen, deren Abbildung Simonides ein ruhmvolles Epigramm beifügte. — Es war in Griechenland und besonders in Corinth nichts Ungewöhnliches, daß man gelobte, wenn Aphrodite in dem einen oder andern Unternehmen gnädig wäre, wolle man ihr eine Anzahl Jungfrauen zu Buhlerinnen weihen. — Das Christenthum zerstörte diese Sitze der Wollust, nachdem es dieselben, die oft verborgen gehalten wurden, aufgedeckt hatte. —

## 8. Göttersühne durch Menschenopfer.

Schon bei Homer finden wir die alte Sitte, Gefangene auf dem Grabeshügel berühmter Krieger zu opfern und nicht

nur in alter Zeit herrschte diese Sitte. Auch bei der feierlichen Bestattung des berühmten Feldherrn Philopömen im Zeitalter des Philippus von Macedonien wurden messenische Gefangene geopfert. Konnte doch selbst Aristides die drei Söhne der Schwester des persischen Königs, die er gefangen nahm, dem Dionysos Omestes opfern; auch Themistokles opferte mehrere vornehme Perser. Wie verbreitet aber überhaupt der schreckliche Gebrauch der Menschenopfer im alten Heidenthume war, erzählt der Heide Porphyrius: „Bei den Rhodiern wurde im Juli dem Kronos ein Mensch geopfert. In Salamis schlachtete man im März dem Agraulus, einem Sohne Poseidons und der Nymphe Agraulis einen Menschen; späterhin brachte man dies Opfer dem Diomedes. Den zum Schlachtopfer Bestimmten führten Jünglinge dreimal um den Altar, dann bohrte ihm der Priester eine Lanze in den Leib, und sein Leichnam ward verbrannt. — In Chios und Tenedos ward dem Dionysos Omadios ein in Stücke gerissener Mensch geopfert. Ebenso schlachteten auch häufig die Phöniker und Kreter Menschen. Alle Menschenopfer aber bei den verschiedenen Nationen sollen, nach dem Geschichtsschreiber Pallas, ungefähr um die Zeit des Kaiser Hadrian aufgehört haben. Denn vorher ward auch im Syrischen Laodikäa jährlich eine Jungfrau geschlachtet, jetzt aber eine Hirschkuh. Philarchus berichtet, daß die Griechen fast nie ins Feld rückten, ohne einen Menschen geopfert zu haben. Ich schweige von den Thrakern und Skythen; ich sage nichts von den Athenern, wie diese die Töchter des Erechtheus und der Praxithea schlachteten. Wem ist es aber unbekannt, daß noch heut zu Tage alljährlich bei dem Feste des Jupiters Latiaris in der großen Stadt ein Mensch geschlachtet wird?" — Andere wichtige Menschenopfer macht Clemens Alexandrinus namhaft: „Eure Götter forderten, wie Seuchen Städte und Völker durchziehend, grausame und blutige Opfer. Aristo-

menes, der Messenier, schlachtete dem Zeus Ithometes dreihundert Menschen und darunter Theopomp, den König der Lakedämonier. Die Taurier, die am Taurischen Chersones wohnten, pflegten alle Fremden, welche aus Irrthum oder vom Sturm verschlagen an ihrer Küste landeten, sofort der Taurischen Artemis zu opfern. Zu Pella in Thessalien ward ein Achäer dem Peleus und Chiron geopfert. Das Kretische Volk der Lyktier pflegte ebenfalls einen Menschen zu schlachten. Ein gleiches Opfer brachten nach Dosides Erzählung die Lesbier dem Dionysos. Pythokles erzählt, daß die Phokäer einen ganzen Menschen der Taurischen Diana verbrannten."

Als Xerxes, der König der Perser. mit seinem Heere durch Lydien zog, gab ein Lydier, Namens Pythius, dem Heere des Xerxes einen Schmaus. Er bewirthete 780,000 Mann und versprach, dem Heere einen fünfmonatlichen Sold zu zahlen, sowie dasselbe mit Getreide zu versorgen, wenn man bei der Werbung zum Heere von seinen fünf Kindern nur eines zur Stütze seines Alters ihm lassen wollte. Xerxes nahm das edle Anerbieten des reichen Lydiers an; und doch war er unmenschlich genug, den Sohn, den sich Pythius auserwählt hatte, als Sühnopfer für sein Heer an einem Wege in zwei Stücke zerreißen zu lassen. —

Die Spartaner hatten etwa 150 Jahre nach Lykurg einen Krieg mit dem ihnen benachbarten Volke der Messenier. Sie drängten diese endlich in eine Bergfestung hinein, und umschlossen diese so, daß bald Hungersnoth und Pest unter den Messeniern ausbrach. In ihrer großen Noth schickten diese einen Boten nach Delphi, um den Gott Apollo um Rath zu fragen, wodurch sie sich retten könnten. „Ihr müßt", so lautete die Antwort, „eine Jungfrau aus der königlichen Familie opfern." Man erschrak über den blutigen Befehl, aber man mußte gehorchen. Das Loos traf die Tochter eines gewissen Lykiskos, der sich aber

hinter einen Wahrsager steckte, welcher behauptete, das Mädchen sei ein untergeschobenes Kind, und, während darüber noch hin und her gestritten wurde, machte sich der Vater sammt der Tochter heimlich davon. Der Verlegenheit, was nun zu thun sei, half Aristodem, der Hauptheld der Messenier, und auch von königlicher Abkunft, dadurch ab, daß er seine eigene Tochter zum Opfer darbot. Das Mädchen war obendrein mit einem angesehenen Jüngling verlobt, der laut die Härte des Vaters schalt, und sich mit aller Macht der Aufopferung seiner Verlobten widersetzte. Aber nur um so mehr bestand Aristodem darauf. Vor den Augen der ganzen Volksversammlung führte er das arme Mädchen herbei, und stieß ihr mit eigener Hand den Dolch ins Herz. Statt die Grausamkeit des Vaters zu schelten, der die natürlichsten Gefühle so empörend verletzte, wurde er allgemein bewundert und später zum König erwählt, auch hatte er wirklich den Lohn, daß sich die Festung noch mehrere Jahre lang hielt. Endlich aber wurde sie überwältigt. Der Gedanke, seine Tochter nun doch vergeblich hingeopfert zu haben, ergriff jetzt den Aristodem mit solcher Gewalt, daß er zu dem Grabe derselben ging, und sich hier den Dolch selbst ins Herz stach. —

Wie Dionysius von Halicarnassus erzählt, pflegten die Römer noch bis in die spätesten Zeiten alljährlich gegen die Mitte Mai in der Frühlingsnachtgleiche unter Begleitung der Prätoren und Vestalischen Jungfrauen nach der Tiber zu ziehen, und dreißig Bilder von Menschen in den Fluß zu werfen, zum Andenken an die frühern Menschenopfer. Und Livius benachrichtigt uns, daß einst bei einer großen Gefahr des Staates ein Gallier und eine Gallierin zur Sühne der Götter begraben wurden. — Auch einzelne Beispiele von Opferung der eigenen Kinder finden wir bei den Römern. So opferte Marius seine eigene Tochter den „abwendenden" Göttern.

## 9. Die Frauen im Heidenthum.

Fast bei allen heidnischen Völkern finden wir die alte, göttliche Ordnung: „Ein Mann und ein Weib" aufgehoben und verstört. Unter einzelnen Völkern des heidnischen Alterthums suchen wir vergebens Spuren der Ehe und eines geordneten Familienbandes. So erzählt Diodor von den Bewohnern einer Insel im südlichen Ocean, und Herodot von mehreren libyschen Völkern, daß unter ihnen völlige Gemeinschaft der Weiber und Kinder herrsche, so daß nach der Geburt eines Kindes die Männer sich versammelten und denjenigen als Vater des Kindes bezeichneten, dem es am meisten gleiche. — Vielweiberei herrschte unter allen Völkern des Morgenlandes. Die Frauen wurden in der strengsten Abgeschlossenheit erzogen und erhalten. — Von jedem Umgang mit Männern getrennt, von aller Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen, an knechtische Unterwürfigkeit von früh auf gewöhnt, wuchsen sie in den Frauengemächern meistens ohne geistige Bildung und Erziehung heran, und wurden, beinah selbst Kinder noch, von ihren Eltern an ihren zukünftigen Gatten und Herrn verheirathet oder, richtiger gesagt, verkauft. — Mit dem Tage der Hochzeit begann für sie nur eine neue Knechtschaft. In den Frauenhäusern nur zur Befriedigung der Sinnenlust aufbewahrt, führten sie ein trauriges, verachtetes Dasein. Die Langeweile, der Müssiggang, die Eifersucht und Sinnenlust waren die furchtbaren Plagegeister dieser Wohnungen. Denn nicht einmal das Hauswesen konnten und durften diese Frauen besorgen; es wurde den Sclavinnen überlassen; ja, selbst die edelste aller mütterlichen Freuden, ihre selbstgeborenen Kinder zu behalten und zu erziehen, wurde ihnen oft versagt. Die meiste Achtung genossen die Frauen in Aegypten. Sie hatten hier eine freiere, unabhängigere Stellung, als sonst im Orient. Zwar war auch den Aegyptern die Viel=

weiberei erlaubt; doch kam sie seltener vor. Auch erschienen die Frauen gegen die vorherrschende Sitte des Orients mit den Männern in Gesellschaft. Schwesterehe war bei dem Kriegerstande alte Sitte. Ptolemäus erhielt den Namen Philadelphos, weil er seine Schwester heirathete. —

Die verachtete Stellung der Frauen finden wir selbst bei den gebildeteren Völkern des heidnischen Alterthums, bei dem berühmten Volke der Griechen und bei den Römern, die einst die Herrschaft der Welt behaupteten. Zwar war in den frühesten Zeiten schon von den Gründern der griechischen Staaten, von Kekrops, Solon und Lykurg die Monogamie eingeführt worden, indeß unstreitig aus keinem andern, als aus einem politischen Grunde. Dies sehen wir besonders bei den Lakedämoniern. Nach der Lykurgischen Gesetzgebung konnte die Eheverbindung wieder gelöst werden, sobald nicht mehr zu hoffen stand, daß daraus für den Staat kraftvolle, rüstige Bürger gezeugt würden. Ebenso erlaubten die Lykurgischen Gesetze, daß die Ehemänner sich wechselseitig ihre Weiber auf eine Zeit überlassen könnten, weil Lykurg nach Plutarchs Berichten glaubte, die Kinder gehörten nicht den Einzelnen, sondern dem Staate. Und Solon, weil er kein anderes Mittel kannte, dem Ehebruche und der Knabenliebe zu wehren, ließ einen Tempel der Aphrodite zum Hause der Unzucht für die jungen Athener weihen, wo ihnen Sclavinnen feil geboten wurden. So war auch die Sitte, Beischläferinnen zu halten, bei den Griechen ganz allgemein. — Eine besondere Bedeutung aber für das griechische Volksleben erlangten durch die geistige Verfeinerung der Sinnenlust die Hetären. Während die übrigen griechischen Frauen in ihrer geistigen Bildung vernachlässigt wurden, so beflissen sich diese Buhlerinnen aller Arten der Kunst und Wissenschaft. Sie besuchten die Hörsäle der Philosophen; sie waren Schriftstellerinnen; sie entwarfen Gesetzbücher für das

Betragen ihrer Geliebten; sie hielten Schulen, in denen junge Mädchen ebenso in der Buhlkunst unterrichtet wurden, wie Jünglinge in der Beredtsamkeit. Berühmte Männer, Aristophanes der Grammatiker, Ammonius und Apollodorus sammelten ihre witzigen Gedanken und beschrieben ihre Geschichte; sie hatten ihre besonderen Maler (πορνογραφοι) und die Weltmänner trugen geschriebene Nachrichten über sie in den Taschen. Die Dichter sagten es öffentlich, daß die feineren Hetären und insbesondere Aspasia die Ursache der wichtigsten Unternehmungen und Begebenheiten ihres Zeitalters wurden, wie denn Aspasia die Unterjochung von Samos und den Anfang des Peloponnesischen Krieges veranlaßte. Sie unterhielt, wie Plutarch ausdrücklich meldet, fortwährend ein Bordell, und dennoch, fährt derselbe fort, führten Gatten ihre Weiber zu ihr, um sie zu hören. Perikles, der Oberste des Atheniſchen Staates, entließ um ihretwillen sein Weib und lebte mit ihr in vertraulichem Umgange; selbst Sokrates ging zu ihr, um sie zu hören. — Eine noch gemeinere Buhlerin als Aspasia war Phryne. Da es nun zu jener Zeit Sitte geworden war, die Göttinnen abzubilden nach den Umrissen von entblößten edeln Mädchen oder Hetären, so bot sich Pankaste, Buhlerin des Alexanders, dem Apelles dar zur Abbildung einer Venus Anadyomene, Phryne aber dem Praxiteles zur Venus Gnydia. Zu öffentlichen Buhlerinnen hoben also die Griechen ihre Hände, indem sie zu Gott beteten. Phryne hatte sich einen unermeßlichen Reichthum durch ihre Künste erworben, sodaß sie der Venus zu Delphi ein goldenes Standbild errichten ließ, auf welches nachher Krates, der Cyniker, schrieb: Denkmal der Unmäßigkeit der Athener. — Den Thebanern bot sie an, ihre von Alexander zerstörten Stadtmauern wieder aufzubauen, weun sie mit goldener Schrift darauf setzen ließen: Alexander hat es zerstört, Phryne aufgebaut. Als einst Hyperides sie verklagte, entblößte sie vor den Richtern

den Busen, um so sich Lossprechung auszuwirken. Die Schamlosigkeit ging noch weiter. Schon früher waren Schönheits-Wettstreite unter den Griechen eingeführt worden, wo entblößte Jünglinge und Jungfrauen um den Preis der höchsten Reize stritten. Phryne trat zu einem solchen Kampfe in Eleusis am Feste des Poseidon auf, wo dreißigtausend Griechen sich zu versammeln pflegten, und hier stieg sie ganz nackt mit aufgelöstem Haupthaar als Venus Anadyomene vor den Augen von ganz Griechenland ins Meer hinab. — Bei dem Tode der Buhlerin Pythonike begleitete eine große Anzahl der größten Künstler mit Trauermusik die Bahre, und Harpalus, Alexanders Statthalter in Babylon, errichtete ihr ein herrliches Denkmal auf dem Wege von Athen nach Eleusis. — Während also die Buhlerinnen in Griechenland gefeiert und geehrt waren und ein unabhängiges Leben voll geistiger und sinnlicher Genüsse hatten, lebten die Hausfrauen in ziemlicher Zurückgezogenheit und strenger Abgeschlossenheit. Sie hatten einen besonderen Theil des Hauses für sich und zwar den hintersten, wo sie die obersten Zimmer bewohnten. — Jungfrauen wohnten in Gemächern, die durch Schloß und Riegel verwahrt wurden; sie durften sich nur mit besonderer Erlaubniß aus einem Theil des Hauses in den andern begeben. Wenn sie des Nachts ausfuhren, mußten Fackeln vor dem Wagen hergehen. Alte Dienerinnen und Verschnittene bewachten sie, ließen sich aber nicht selten bestechen, ihnen Ausschweifungen zu erlauben. Kam dann die Zeit ihrer Verheirathung, so wurden sie meistens ohne ihren Willen und ohne daß sie ihren Bräutigam vor der Hochzeit kannten, verehlicht. Daher läßt schon Sophocles die jungen Athenerinnen klagen: „Wenn wir aber fröhlich in's Jungfrauenalter kommen, werden wir aus dem Hause verstoßen und verhandelt, fern von den väterlichen Göttern und den Erzeugern; und doch, ist die Hochzeit vorbei, muß man dies loben und glauben, daß es so recht sei". — Daß

dann das Verhältniß der Eheleute zu einander mißgestimmt, trüb und kalt blieb, war die natürliche Folge. In seiner interessanten Rede gegen die Hetäre Neära schildert Demosthenes dies traurige Verhältniß mit den Worten: „Buhlerinnen hält man sich zum Vergnügen; Kebsweiber zur täglichen Pflege und Bedienung der Person; Frauen heirathet man aber, um ebenbürtige ehliche Kinder zu erzeugen und im Hause eine treue Wächterin zu haben". Der gesellige Umgang der Eheleute wurde schon durch die scharfe Trennung der Geschäfte gehindert und beschränkte sich auf wenige Stunden am Tage. Darum spricht Sokrates im Ischomachos zu Aristobul: „Gibt es Jemand, mit dem du dich weniger unterhältst als mit deiner Frau?" Und der Schüler antwortet: „Niemand, oder wenigstens nicht viele Menschen". — Die Ausgänge auf die Straße waren auch den verheiratheten Frauen sehr erschwert. Zu Gastmahlen wurden sie nicht zugezogen außer unter den nächsten Verwandten. Ja Euripides verbietet sogar die Besuche der Frauen untereinander. „Niemals", schreibt er in der Andromache, „dürfen verständige Männer, die eine Gattin haben, andere Weiber ihre Hausfrau besuchen lassen; denn sie sind die Lehrerinnen der Schlechtigkeiten. Die Eine verdirbt die Ehe, indem sie einen Gewinn dabei zieht, die Andere will im Sündigen eine Gefährtin haben." — Wie ein tiefes, vielleicht oft begründetes Mißtrauen gegen die Frauen in dem Zwange ihrer Abgeschlossenheit sich aussprach, das deutet auch Aristophanes an, indem er in der „Thesmophorienfeier" eine Frau sagen läßt. „Von ihm (Euripides) bethört, versiegeln unsre Männer auch die Frauengemächer, legen Schloß und Riegel vor, um uns einzuschließen. Ja sie halten außerdem Molosserhunde, Schreckgespenster für unsre Buhlen". — Und doch war die Untreue von Seiten der Ehemänner selbst etwas ganz gewöhnliches, ja gerechtfertigtes; heißt es doch in den Ehestandsregeln des Plutarch: „Wenn ein gewöhnlicher Mann, weil er schlecht

erzogen und ausschweifend ist, sich an einer Hetäre oder Sclavin vergeht, so darf die Gattin nicht grollen noch zürnen, weil er ja aus Scheu vor ihr an seiner Lüderlichkeit, Zügellosigkeit und Ausgelassenheit eine Andere Theil nehmen läßt.

Bei den Römern nahmen die Frauen zwar von der frühesten Zeit an eine viel würdigere Stellung ein, als bei den Hellenen; denn die Frau war in Rom die Regentin des Hauswesens, und als Symbol dieser Herrschaft wurden ihr bei der Hochzeit die Schlüssel übergeben, bei der Scheidung abgefordert. Nicht in die Frauengemächer eingeschlossen wie die Griechin nahm sie am ganzen häuslichen Leben, den Mahlzeiten und Unterhaltungen des Mannes theil, empfing Besuche von Männern und Frauen und wurde von allen Hausgenossen „Herrin“ (domina) titulirt; aber doch war sie der Gewalt des Mannes unterworfen. Alle väterlichen Rechte gingen auf den Gatten über, was der römische Sprachgebrauch als ein „unter die Hand Kommen“ bezeichnete. Sie galt dem Gatten gegenüber nur als ein Kind. Verstoßen durfte sie zwar ihr Gatte nicht; aber sie konnte nichts Eigenthümliches besitzen, nichts wegschenken und keine Geschenke annehmen. Dem Manne war es überlassen, willkürlich seine Frau zu bestrafen; ja er durfte sie selbst tödten, wenn er sie trunken oder im Ehebruche fand; die Frau dagegen durfte nicht klagen und mußte auch die größten Verbrechen, die ihr Mann gegen sie beging, still und geduldig ertragen. — Sie mußte meistens die Liebe des Mannes mit seinen „Freundinnen“ (amicae) oder Buhldirnen theilen. Schon zu Cato's Zeiten war die Verderbniß so allgemein, daß er sich selbst nicht scheute, eine Buhldirne zu unterhalten, wie trefflich auch sonst sein eheliches Leben war. — Sulla gab seinen Beischläferinnen die Besitzungen ganzer Völker. Mehr und mehr begann sich auch zu Rom jene Classe der Aspasien Griechenlands einzubürgern. Die römische Sitte fand in einer solchen Verbindung mit einer „Freundin“ allmälig nichts Anstößiges mehr und die

Sittenlosigkeit der römischen Kaiserzeit führte die ausschweifendste Wollust und Ueppigkeit in das römische Familienleben ein. —

Dieselbe fand in der freieren Stellung der römischen Frauen und ihrem unbeschränkten öffentlichen Verkehr nur um so größere Begünstigung. Die letzte Spur matronenhafter Zurückgezogenheit verschwand; der Circus, das Theater, das Amphitheater stand den Frauen offen, und wie ein Ameisenzug, wie ein Bienenschwarm, schildert Ovid, „eilten die Weiber in reichem Putz zu den gefeierten Spielen, um zu schauen und selbst geschaut zu werden". Unter den an Tempel anlehnenden oder um Gartenanlagen herumlaufenden Säulenhallen lustwandelten sie und mischten sich oft dreist unter die Versammlung der Männer; ja es gab Frauen, welche ihre meiste Zeit in den Turn- und Fechtschulen zubrachten und dann mit den Männern um die Wette zechten. Die Ansprüche auf Reichthum, Luxus und die ausgesuchtesten Sinnengenüsse wuchsen. Dabei mußten die früher gerühmten häuslichen Tugenden der Keuschheit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sich immer verringern. Die Ehen wurden mit demselben Leichtsinn geschlossen als nach kurzer Zeit wieder aufgelöst. Viele heiratheten nur, als ob sie durch die Scheidung zur Freiheit gelangen wollten. Nach Juvenal verließ manche schon wieder das Haus, bevor nur die Kränze und Guirlanden, womit die Thüre bei der Hochzeit geschmückt gewesen, verwelkt waren, und Manche brachten es in fünf Herbsten zum achten Gemahl. Auf den Grabschriften wird es daher oft als ein besonderes Lob hervorgehoben, daß eine Frau nur einem Manne gehört habe. — Daß es natürlich auch in dieser Zeit allgemeiner Sittenlosigkeit treffliche Frauen und gute Hausmütter im Geiste jener edlen Cornelia, der Mutter der Grachen gegeben habe, soll damit nicht geleugnet werden.

## 10. Die Kinder der Heiden.

Mit der Verachtung des weiblichen Geschlechtes finden wir bei den meisten Völkern des heidnischen Alterthums

auch die traurige Sitte der Kinderaussetzung und des Kindermordes Hand in Hand gehen. — Schon in China und Ostindien finden wir frühzeitig Spuren von Aussetzung der Kinder, namentlich der Mädchen. Arme Eltern opferten und opfern noch heute ihre Kinder dem Flußgott; d. h. mit einem weniger milden Ausdruck; sie binden ihnen einen Kürbis an den Hals und werfen sie in den Fluß; der Kürbis hält das Kind noch einige Zeit über dem Wasser, damit es von den Leuten, welche die Regierung dazu bestellt hat, aufgefischt werde. Andere werden von den Hebammen erstickt und getödtet oder in Körben an Bäumen den Vögeln zur Nahrung aufgehängt. — Wie gering das Leben der Kinder in Babylonien, Syrien und Phönizien geachtet wurde, davon zeugt die grausame Sitte, sie den Göttern zu opfern. Höher wurde das Leben der Kinder in Aegypten gehalten; wie das weibliche Geschlecht hier eine nicht geringe Achtung genoß, so finden wir hier auch die grausame Sitte der Kinderaussetzung nicht; vielmehr wurden die ärmeren Kinder auf Kosten des Staates erzogen. —

Dagegen tritt uns diese grausame Sitte auch unter den gebildeten Völkern des heidnischen Alterthums, unter den Griechen und Römern entgegen. In Sparta stand die Entscheidung über das Leben des Kindes nicht, wie sonst gewöhnlich, dem Vater zu, sondern dem Rathe der Aeltesten in der Gemeinde. Den gesunden und starken Söhnen wurde das Bürgerrecht ertheilt, dagegen die ungesunden und schwachen in einen Abgrund am Taygetus geworfen, wo die unglücklichen Kinder einen jämmerlichen Tod fanden. In Athen wurde das neugeborene Kind zu den Füßen des Vaters gelegt. Hob derselbe es nun von der Erde auf, so verpflichtete er sich zu seiner Erziehung; ließ er es liegen, so wurde es ausgesetzt. — So wurde auch zu Rom das neugeborene Kind vor den Vater gelegt, um es anzunehmen oder zu verstoßen. Hatte er es einmal von der Erde aufgehoben, so wurde

es dann aufrecht gehalten, sodaß es mit den Füßen die Erde berührte, ein symbolisches Zeichen dafür, daß es stehen, d. h. leben und gedeihen solle. Durch das Aufheben des Kindes verpflichtete sich der Vater zu seiner Erziehung. Zur Beschränkung der Aussetzung, die bei verschiedenen Völkern Italiens üblich war (daher auch Romulus und Remus „nach väterlichem Brauche" ausgesetzt wurden), befahl Romulus alle Knaben und von den Töchtern die Erstgeborenen aufzuziehen, dagegen krüppelhafte oder ungestaltete Kinder auszusetzen, wenn es vorher fünf Nachbarn für gut befunden hätten. Die Decemvirn erlaubten durch das Zwölftafelgesetz, alle Krüppel auf der Stelle auszusetzen, ohne sie Jemandem vorher gezeigt zu haben, wodurch in den Zeiten eines zügellosen Sittenverderbnisses der größte Mißbrauch und die größte Ausartung entstanden. Unter den Orten, wo man die Kinder aussetzte, ist namentlich der Gemüsemarkt in der elften Stadtregion zu bemerken, wo die Milchsäule (columna lactaria) stand, damit die Kleinen womöglich von mitleidigen Personen durch Milch genährt würden. Manche Kinder wurden auch vor die Thüren reicher aber kinderloser Leute gelegt. Ihr Loos war jedoch, wenn sie aufgenommen und erzogen wurden, was nur sehr selten geschah, meistens sehr traurig; denn sie mußten als Sclaven der Habsucht und der Ueppigkeit ihrer Herren in einem solchen Maaße fröhnen, daß es fast unglaublich ist, wie das menschliche Gefühl so tief sinken und so sehr ausarten kann: sie mußten sich nämlich oft verstümmeln lassen, um durch Betteln ihre Herren zu bereichern. „Jeder wurde auf sein Unglück wie auf eine Kunst angewiesen." Trotz der Begünstigung solcher Familien, welche viele Kinder hatten, trotz der Vorrechte und Freiheiten, welche seit Augustus mit dem Besitze dreier Kinder verbunden waren, um die Aussetzung und den Kindermord zu verhindern, nahm doch dies Verbrechen immer mehr in einem schauderhaften Grade zu. Man mordete

nicht blos geborene Kinder, sondern der steigende Sittenverfall der Geschlechter fand auch Mittel, sich schon der ungeborenen Kinder auf verschiedene Weise zu entledigen. Besonders thaten dies nach Juvenal die vornehmeren Frauen, um dadurch den Schmerzen des Gebärens und den Kümmernissen der Mutter zu entgehen. „Kaum," sagt er, „liegt noch eine Kindbetterin auf vergoldetem Lager." — Auch über die heranwachsenden Kinder hatte der Vater unbeschränkte Gewalt. Er konnte den eigenen Sohn und Tochter verkaufen, und noch die Zwölftafelgesetze bestimmten, daß erst nach dreimaliger Wiederholung dieser Barbarei der Sohn von der väterlichen Herrschaft frei sein sollte. Wie aber stand es mit der Bildung und Erziehung der Kinder? — Die Bildung der Hellenischen Jugend erstreckte sich mehr auf den Körper als auf den Geist. Die spartanischen Knaben insbesondern wurden frühzeitig abgehärtet und im Ringen, Wettlaufen, Diskuswerfen und Faustkampf geübt; ja sie wurden in einer gewissen Periode des Knabenalters gezwungen, sich ihre Nahrung durch Stehlen zu verschaffen. Sie wurden nämlich leicht bekleidet für eine bestimmte Zeit auf die Jagd geschickt, um sich Tag und Nacht in der Irre herumschweifend abzuhärten und das Nothwendigste für ihren Lebensunterhalt selbst zusammen zu rauben. Wer sich aber bei einem solchen Diebstahl oder Raube ertappen ließ, mußte hungern oder wurde durch Schläge bestraft. — Zur Beherrschung des Schmerzes wurden Knaben und Mädchen an den Altären der Artemis Orthia sowie des Dionysos an gewissen Tagen bis aufs Blut, ja bis zum Tode gegeißelt und gepeitscht. — Der Schulunterricht begann zwar in Hellas frühzeitig und die Knaben wurden, um sie von Haus los zu werden, oft schon vor dem siebenten Jahr aus den Händen der Ammen den Padagogen übergeben; aber diese waren meistens aus dem verachteten Sclavenstande und übten oft den verderblichsten Einfluß auf die Kinder. Die Schulbildung selbst war auf einen

kleinen Kreis practischer Kenntnisse beschränkt. Die Mädchen durften eine öffentliche Schule nicht besuchen, sondern lernten nur von den Müttern und Wärterinnen nothdürftig lesen und schreiben. — Auch in Rom befand sich der Unterricht und die Erziehung der Kinder vornehmerer Bürger meistens in den Händen griechischer Sclaven und halbgebildeter Pädagogen, die Cicero zum großen Theil auf gleiche Stufe mit den Ammen stellt. Das schulpflichtige Alter war wie in Griechenland durch kein Gesetz bestimmt, doch begann der Unterricht der Kinder meistens mit dem siebenten Jahre. — Der Staat that für den niederen Volksunterricht so gut wie nichts und wurde Alles den Privatlehrern überlassen; die meisten derselben lebten in größter Armuth. — Oft gehörten dieselben zu den anmaßendsten und lasterhaftesten Menschen; so unterhielt unter den Kaisern Tiberius und Claudius ein gewisser Palämon, ein Mann von hervorragenden Talenten, aber ausschweifendster Lebensweise, zu Rom eine Schule, welcher zugleich Kleiderfabrikant und Weinbergsbesitzer war. Welche Anforderungen man damals an einen Jugendlehrer in Rom stellte, faßt Juvenal ungefähr in folgende Worte: „Alle grammatischen Regeln müssen ihm bekannt sein; er muß die Weltgeschichte kennen, alle Schriftstellen wie seine Nägel und Finger auswendig wissen. Wenn er zufällig in ein Bad kommt muß er den Namen der Amme des Anchises angeben und der von Virgil erwähnten Stiefmutter des Königs Anchemolus, muß sagen können, wie alt der sicilische Acestes geworden sei und wie viel Faß Wein er dem Aeneas geschenkt habe.“ — Wie wenig durch die Einprägung solcher läppischer Kenntnisse die wahre geistige und sittliche Bildung der Jugend gefördert werden konnte, wurde bei der zunehmenden Zucht- und Sittenlosigkeit derselben an den Früchten des Unterrichts und der Erziehung offenbar. —

## 11. Die Sclaven der Griechen und Römer.

Während das Christenthum die Rechte der Menschenwürde auf Grund der allgemeinen Welterlösung in Christo Jesu anerkennt und heilig hält, tritt das Heidenthum in liebloser Selbstsucht dieselben mit Füßen. Daher ist Sclaverei eine nothwendige Erscheinung des alten wie des neuen Heidenthums. — Betrachten wir nur den armen Helotenstand bei den Spartanern. Eine dürftige, ekelhafte Kleidung, eine Mütze von Hundsfell unterschied sie von allen übrigen Einwohnern; diejenigen, welche zu rüstig wurden, mußten durch mannichfache Mißhandlungen geschwächt werden, und wenn ihre Herren es nicht thaten, wurden sie straffällig. Jeder Sclave empfing jährlich eine gewisse Anzahl Schläge, um ihn — an seinen Sclavenstand zu erinnern. Lieder edlerer Art durften sie nicht singen, sondern wollüstige Gesänge; zuweilen mußten sie, zu ihrer völligen Erniedrigung, Spott- und Schmachlieder auf sich selbst singen; unzüchtige Tänze mußten sie zu demselben Zwecke tanzen. Um den Söhnen der Spartaner das Laster der Trunkenheit verhaßt zu machen, mußten sie bei öffentlichen Versammlungen sich betrinken. Wenn ihrer zu viel wurden, brachte man sie meuchlings um. Alle Jahre wurde von den jungen, bewaffneten Spartanern zu einer gewissen Zeit Jagd auf sie gemacht, und, um ihre Vermehrung zu verhindern, wurden sie mit Dolchstichen getödtet. — Wenn nun auch eine ähnliche unmenschliche Behandlung die Sclaven in den übrigen Staaten Griechenlands nicht erfuhren, so war doch auch in ihrer Lage viel Entwürdigendes, wie z. B. daß die Benutzung derselben zur Wollust als etwas sehr Erlaubtes galt und gar nicht selten war (Solon selbst hatte auf dem alten Markt einer Anzahl Sclavinnen als Buhlerinnen einen Tempel angewiesen, wo sie der öffentlichen Lust dienten); daß ferner ihr Zeugniß vor Gericht immer mit den schrecklichsten Foltern be-

gleitet war. Das Loos der Sclaverei traf meistens die Kriegsgefangenen, oft ganze Stämme unterjochter Völker. Doch wurde auch schon in frühesten Zeiten ein ausgebreiteter Sclavenhandel getrieben. — Die Inseln Chios und Delos waren Hauptstapelplätze für den durch die Seeräuber getriebenen einträglichen Menschenhandel. Außerdem lieferten auch Kleinasien Thracien und die nördlichen scythischen Länder zahlreiche Sclaven. Natürlich war auch der Sclavenmarkt in Athen ein vielbesuchter, und wurden namentlich für Luxussclaven die höchsten Preise bezahlt. Für die Bestellung des Landbaues, für die Bedienung des Hauses, aber auch für alle Gewerke in Fabriken und Bergwerken, selbst für Künste und Wissenschaften wurden Sclaven verwendet und ihre Arbeitskräfte von den Sclavenhaltern für sich ausgebeutet, denen das vollkommene Eigenthumsrecht über ihre Sclaven zustand, so daß sie diese nach Willkühr verkaufen, verschenken oder sogar verpfänden konnten. Schläge wurden von den Aufsehern oft ertheilt, auch Fußfesseln angelegt, um das Entlaufen zu verhindern, zur Strafe auch die Füße in den Bock gelegt. — Bei den Römern war ebenfalls der Zustand der Sclaverei nichts weniger als erträglich, und besonders kann man aus der Geschichte der Sclaven in der Kaiserzeit lernen, was aus einer so gänzlich vernachläßigten und entehrten Menschenclasse werden kann. Einige Sclaven der Römer, die Ostiarii, lagen beständig in Ketten, wie Hunde, an den Palästen der Großen; andere wurden in unterirdischen Arbeitshäusern eingesperrt. Ein schreckliches Gesetz war dieses, daß wenn ein Herr gemordet worden, und man den Mörder nicht entdecken konnte, sämmtliche Sclaven mit Weibern und Kindern dem Tode übergeben wurden. Dieses furchtbare Gesetz war schon in der Republik entstanden, und Tacitus erzählt uns, wie einst bei dem Meuchelmorde des Pedanius Secundus vierhundert unschuldige Sclaven das Leben verloren. Die Sclaven wurden von den stolzen Römern auch nicht als Personen

betrachtet, sondern als Sachen, bildeten sie doch in den Häusern der Reichen und Vornehmen ganze Legionen, so daß zu ihrer Ueberwachung besondere Aufseher, Stillegebieter (silentiarii) angestellt waren und Namennenner (nomenclatores), deren Gedächniß alle Sclavennamen festhalten mußten. — Bei ihren Ausgängen waren sie oft von hunderten von Dienern und Sclaven begleitet. Dabei hatten die Herren das unbeschränkte Recht über Leib und Leben ihrer Leibeignen. Während in Athen die eigenmächtige Tödtung der Sclaven verboten war, konnte in Rom der Herr seinen Sclaven strafen, martern und quälen, ja nach Willkühr ihn tödten, ohne Rechenschaft zu geben. Noch zu Cicero's Zeiten ließen Privatleute ihre Sclaven nicht nur unmenschlich foltern, sondern auch hinrichten. Aecht römisch verfuhr auch mit seinen Dienern der alte Cato; er ließ es als ein ihm gebührendes Hausrecht sich nicht nehmen, einen eines größeren Verbrechens überwiesenen Sclaven im Beisein der Andern vor seinen Augen am Leben strafen zu lassen, sowie er auch nach aufgehobner Festtafel eigenhändig diejenigen auspeitschte, welche in der Aufwartung etwas versehen oder die Speisen nicht wohl zubereitet hatten. Wie hart er aber auch gegen die älteren unter seinen Sclaven verfuhr, ersehen wir aus einer Stelle seiner Lebensbeschreibung von Plutarch. „Daß Cato aber, nachdem er sich seiner Sclaven bis ins Alter wie Viehes bedient hatte, dieselben forttrieb und verkaufte, das muß ich einer gar zu großen Härte zuschreiben, welche meint, daß ein Mensch zum andern in keinen andern Beziehungen stehe, als in denen des Nutzens, während wir doch sehen, daß der Liebe ein größeres Feld einzuräumen ist, als der Gerechtigkeit.“ Auch von den Gebieterinnen und Herrinnen des Hauses hatten die Sclaven viel zu leiden. Martial und Ovid enthalten Schilderungen weiblicher Grausamkeit. Am besten aber characterisirt eine solche Tyrannin des römischen Hauses Juvenal: „Wenn sich die Herrin geärgert hat, ist die

Spinnmeisterin verloren; die Garderobiers bringen nie die rechten Kleider; der Sänftenträger kommt zu spät; auf dem Einen zerbrechen die Ruthen, den Anderen röthet die Peitsche, den Dritten die Keule; manche Frauen zahlen den Folterknechten ein besonderes Jahrgeld. Sie läßt zuschlagen und schminkt sich dabei das Antlitz; sie gibt ihren Freundinnen Audienz oder betrachtet die breite Goldstickerei ihres Gewandes und dabei regnet es Schläge; sie überliest die langen Zeilen des Ausgebejournals, die Schläge fallen fort und fort, bis endlich die Schlagenden ermüden und ein donnerndes: „Hinaus! erschallt.“ — Oft wurden die Prügelstrafen geschärft, indem man die Sclaven an den Händen aufhängen und die Füße mit Gewicht beschweren ließ. Bezeichnend genug für die tyrannische Willkür mancher Herren ist auch das Zwiegespräch zwischen Mann und Frau bei Juvenal: „Laß für den Sclaven ein Kreuz errichten“! — Durch welches Verbrechen hat er die Todesstrafe verdient? Wer ist Zeuge davon? Wer hat ihn angezeigt? Merk wohl, kein Zaudern über eines Menschen Tod ist zu lange!“ — „O Thor! Also ist der Sclave wohl ein Mensch? Er mag nichts gethan haben; gut! Aber ich will es; ich befehle es und mein Wille ist Grund genug.“ — Um das Entlaufen zu verhindern, trugen auch viele Sclaven Halsbänder mit Inschriften wie z. B. „Halte mich fest, wenn ich fliehe, und bringe mich zurück zu N. N.“ — Durch Sclavenhäscher, durch Maueranschläge und durch das strengste Verbot der Sclavenhehlerei wurde die Verfolgung flüchtiger Sclaven unterstützt. Und welche schrecklichen Beispiele sehen wir in der Kaiserzeit entweder von grausamen Gebietern, welche ihre Sclaven weit härter als das Vieh behandeln, oder von nichtswürdigen Sclaven, die sich durch teuflische Künste der Anschwärzung von Unschuldigen oder der Aufreizung der Wollust sich in die höchsten Ehrenstellen zu drängen wissen! —' Stumm und nüchtern stand dort der unglückselige Jüngling ganze Nächte hin-

durch am Kissen seines schweigenden Gebieters, und sein einziges Geschäft war, den Speichel abzuwischen, den Auswurf des sich Uebergebenden schnell zu reinigen, oder noch unsauberere Geschäfte zu verrichten. Husten, Niesen, ein leises Zuflüstern unter einander war den Armen ein Hauptverbrechen und störte die Gemüthsruhe des Schwelgers. Die härteste Geißel war der Lohn dafür. Die geringsten Vergehungen zogen die unmenschlichsten Strafen zu. Ein Aufseher über die öffentlichen Schauspiele, der etwas Leichtes begangen, ward auf Caligula's Befehl mehrere Tage hintereinander mit Ketten gepeischt, und nicht eher völlig hingerichtet, bis dem Wütherich das faulende Gehirn einen zu großen Gestank verursachte. — Bekannt ist die Erzählung von dem römischen Großen, dessen Sclave in Augustus Gegenwart ein Krystallgefäß zerbrach, und den er sogleich verurtheilte, den Fischen vorgeworfen zu werden. Der Unglückliche klammerte sich um die Füße des Kaisers und bat nur um eine andere Todesart. Augustus befreite ihn, ließ alles Krystallgeschirr des Hauses zerbrechen und befahl den Fischteich zuzuschütten.

## 12. Die Sykophanten.

In den Zeiten des Rechtsverfalles und allgemeinen Sittenverderbens gab es zu Rom, wie früher zu Athen, eine Menge nichtswürdiger Menschen, welche ihren Beruf und Gewinn in falschen Anklagen, Denunciationen und Zeugnissen vor Gericht suchten. Sie späheten die Worte und Handlungen ihrer Mitbürger aus, um sie zu verdrehen und eine Anklage darauf zu begründen. Sie wurden bei den Athenern Sykophanten genannt. Man leitete diesen Namen von gewissen Menschen her, welche denjenigen aufpaßten und sie anklagten, die gegen die atheniensischen Gesetze Feigen (Syka) aus der Stadt führten. Das Geschlecht der Sykophanten wucherte wie Unkraut, vorzüglich auch in den letzten Zeiten Roms. Sie traten in den Dienst der Hab-

sucht, der Rache und der schändlichsten Begierden. Wo es galt, lästige Gläubiger mit ihren Forderungen zum Schweigen zu bringen, da wurden von den römischen Nobilis Sykophanten käuflich geworben, eine Klage wegen Magie oder Vergiftung gegen den Gläubiger einzubringen, der selten aus dem Gefängnisse befreit wurde, ohne die Quittung über die eingeforderte Schuld unterzeichnet zu haben. Ihren Höhepunkt erreichte die schändliche Angeberei der Sykophanten unter den römischen Kaisern. Schon Augustus hatte das Gesetz gegeben, daß, wer über den Kaiser oder seine Regierung schlecht oder unehrerbietig spräche, zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Die Angeklagten verloren gewöhnlich Leben und Vermögen, und die Ankläger bekamen von dem letzteren einen Theil. Sofort machten sich nichtswürdige Menschen ein rechtes Geschäft daraus, Andere anzugeben und des Majestätsverbrechens anzuklagen, die oft weiter nichts gethan hatten, als verdrießlich eine Bildsäule des Kaisers angesehen oder bei Nennung seines Namens gen Himmel geblickt oder die Achseln gezuckt oder in fröhlicher Gesellschaft ein unbedachtes Wort gesprochen. So wurde Mancher, der noch kurz vorher mit den Seinigen ruhig gegessen hatte, plötzlich von der Wache abgeholt, ins Gefängniß geworfen und ohne weiteres Verhör hingerichtet. Unter Tiberius verging fast kein Tag, wo nicht auf die schändlichsten und oft verläumderischsten Anklagen von Sykophanten römische Bürger zum Tode verurtheilt wurden.

## 13. Die römischen Gladiatoren.

Einen tiefen Blick in die Rohheit und Grausamkeit des heidnischen Volkscharacters lassen uns heute noch die Schilderungen des römischen Gladiatorenwesens und der bei Hohen und Niederen beliebten Gladiatorenspiele thun, die von Rom aus sich bald in die Provinzen, im 1. Jahrhundert n. Christo auch nach Hellas, nach Corinth und Athen, verpflanzten. — Ursprüng-

lich Leichenspiele zur Sühne und Ehre Verstorbener wurden die Gladiatorenkämpfe gar bald die unterhaltendsten und gesuchtesten Schauspiele des Volks; die großen zu ihrem Zweck erbauten Amphitheater und Colosseen faßten oft die Menge der Zuschauer nicht. — Die Senatoren und Ritter, die Beamten des Staates, die Priestercollegien, ja sogar die vestalischen Jungfrauen wohnten in festlichem Ornat von ihren Ehrensitzen aus den Mordscenen bei; alle folgten mit lebhaftester Spannung den blutigen Kämpfen, brachen in enthusiastische Beifallsstürme aus, wenn einer unter dem geschickten Stoße des Gegners sterbend zu Boden sank, oder ließen ihren Unwillen bis zur Wuth sich steigern, wenn ein Andrer Zeichen von Furcht und Feigheit merken ließ. „Tödte, brenne, peitsche!“ rief man erzürnt nach Seneka. „Warum fällt jener so furchtsam in das Schwert? Warum tödtet dieser mit so wenig Herzhaftigkeit? Warum stirbt der so ungern?“ „Sie zürnen auch den Kämpfenden,“ sagt Lactanz, „wenn nicht recht schnell von zweien der eine getödtet wird, und als ob sie nach Menschenblut dürsteten, hassen sie allen Verzug.“ Selbst das weibliche Geschlecht trat aus den Schranken der Sittsamkeit und Bescheidenheit heraus und that es in der Freude an der Blutarbeit den Männern gleich. „O über das zarte und weiche Gemüth,“ ruft der christliche Dichter Prudentius, „sie erhebt sich bei den Schwerthieben, die ehrbare Jungfrau, und so oft der Sieger den Stahl in den Nacken stößt, sagt sie, dies sei ihre Lust und gibt selbst das Zeichen, die Brust des Gefallenen zu durchbohren.“ — Zuweilen aber entbrannten auch die Frauenherzen von sinnlicher Neigung für die muthigen Fechter und wendeten ihnen nicht nur das Gemüth zu, sondern gaben ihnen auch, wie Tertullian sagt, den Körper preis. In welchem Grade aufregend und fesselnd aber die Arena auf die männliche Jugend wirkte, schildert uns Augustin in seinen Confessionen an seinem Freunde Alypius, der von seiner Leidenschaft zu den circensischen Spielen

geheilt sich fest vorgenommen hatte, nie das Amphitheater zu besuchen. Aber einst von der Straße weg mit freundschaftlicher Gewalt von seinen Commilitonen in das Colosseum geführt, saß er seines Entschlusses eingedenk lange mit geschlossenen Augen; als aber ein ungeheures Geschrei des Volkes sein Gehör erschütterte, schlug er den Blick auf „und indem er jenes Blut sah, sog er zugleich Unmenschlichkeit ein und wendete sich nicht wieder ab, sondern heftete seine Augen fest darauf, wurde von der Verruchtheit des Kampfes ergötzt und durch das blutige Vergnügen berauscht. Kurz, er schaute, schrie, entbrannte und nahm in sich die Tollheit mit, welche ihn anstachelte, wieder zurückzukehren und zwar nicht mit denen, von welchen er verführt worden war, sondern als Verführer Anderer.“ — Nach Epictet begannen schon die Knaben das Gladiatorenfechten in ihren Spielen nachzuahmen. Das Gladiatorenwesen erhielt seine letzte Ausbildung und großartigste Gestaltung im letzten Jahrhundert der Republik und in der Kaiserzeit: denn die Gladiatorenbanden mußten den Volksführern und Dictatoren als Werkzeuge des Angriffes und der Vertheidigung im Partheikampfe dienen. Schon Cäsar hatte in seinem Aedilenamte eine solche Masse von Fechtern zusammen gebracht, daß seine Gegner in Furcht geriethen und den Senat veranlaßten, ein beschränkendes Gebot ergehen zu lassen. Dennoch treten in seinen darauf gegebenen Spielen 320 Paare auf. — Augustus aber konnte sich in seinem Testamente rühmen, 10000 Gladiatoren dem Amphitheater geliefert zu haben; denn schon begann man, die Gladiatoren nicht nur Mann gegen Mann, sondern schaarenweise gegen einander kämpfen und ganze Schlachten ausführen zu lassen. So ließ Augustus von 3000 Mann auf 30 Galeeren über der Tiber drüben die Schlacht bei Salamis aufführen, was auch Nero nachahmte. Das großartigste Schauspiel dieser Art veranstaltete Claudius auf dem Fuciner See (jetzt Lago di Celano) zwischen Rhodiern und Siciliern. Neunzehn-

tausend Mann auf ungefähr 100 Schiffen kämpften hier muthig um ihr Leben, während die kaiserliche Leibgarde rings herum jeden Fluchtversuch hinderte, und die Hügel und Ufer des Gewässers von Zuschauern wimmelten.

Der Bedarf an Gladiatoren wurde zum größten Theil durch Kriegsgefangene gedeckt, welche die Feldherrn zur Verherrlichung ihres Triumphes mit nach Rom brachten oder aus fernen Ländern dem Volk als Geschenk übersandten. Doch wurden auch die Verbrecher, die nicht römische Bürger waren, dazu verwendet. Auch gab es Gladiatorenhändler von Profession, die für den starken Bedarf der Fechterschulen durch Ankauf von kräftigen Sclaven sorgten; ja zuweilen verkauften herabgekommene freie Leute, characterlose Wüstlinge aus Verzweiflung oder Mangel an Lebensunterhalt, sich selbst für Lohn und Kost als Fechtersclaven. — „Blicke hin," tröstet Seneka einen Vater über den frühen Verlust seines Kindes, „auf die Jünglinge, welche die Schwelgerei aus den vornehmsten Häusern in die Arena hinab gestoßen hat." — Oft trieb auch die Leidenschaft und ein wirklicher Hang zu dem blutigen Gewerbe römische Bürger, selbst Ritter und Senatoren in die Arena; ja sogar Frauen verworfener Art ließen sich willig finden, das Schwert gegen einander zu zücken. Den Höhepunkt der Schrankenlosigkeit erreichte aber die rohe Leidenschaft und die Blutschaulust des Volkes, als einzelne Kaiser selbst Dilettanten der ehrlosen Kunst wurden. und ein Commodus selbst in die Reihe der Gladiatoren trat. Dabei beging er noch die Gemeinheit, seine Schande zur Besteurung des Volkes auszubeuten, indem er sich für jeden Tag seines Auftretens über 60,000 Thlr. aus der Gladiatorencasse zahlen ließ. Die Fechter selbst wurden zu ihrem blutigen Beruf in Gladiatorenschulen theils des Staates theils einzelner Privaten ausgebildet. Bei der Aufnahme mußten sie den von Seneka und Horaz erwähnten Gladiatoreneid leisten, nach welchem sie schwuren, sich

unweigerlich mit glühendem Eisen brennen, in Fesseln schlagen, peitschen und mit dem Schwerte tödten zu lassen und überhaupt ihrem Herrn Leib und Leben feierlich übergaben. Die Zucht in den Gladiatorenschulen war die strengste, denn durch die unnachsichtigste Strenge mußten jene Banden verzweifelter Menschen im Zaume gehalten werden; die unbändigsten unter ihnen wurden oft auch gefesselt. Bewaffnete Wächter verhinderten das Entweichen. Welche Vorbereitungen zur Anfeuerung der Muthloseren und Feigeren vor der Stunde des Kampfes getroffen wurden, schildert Quintilian im Gladiator; „Allenthalben bemerkte man geräuschvolle Vorbereitungen auf den Tod; der eine wetzte den Stahl, der andre machte Eisenplatten glühend; hier wurden Ruthen, dort Peitschen herbeigetragen; man hätte alle für Seeräuber halten können". — Die Gladiatoren zerfielen nach Bewaffnung und Kampfart in mehrere Gattungen; die einen kämpften mit dem Schwert, die andren mit dem Dolchmesser, andere mit einem Dreizack als Speer; doch wurden fast immer verschiedene Waffengattungen einander gegenübergestellt. Alle trugen jedoch die Brust unbedeckt. Am Tage vor den Spielen wurde den auftretenden Gladiatoren ein öffentlicher Schmaus gegeben. Am Festtag selbst hielten die Fechter paarweise einen feierlichen Aufzug durch die Stadt ins Amphitheater. Dort wurde zunächst mit stumpfen Waffen gekämpft, darnach aber durch die Tuba das Zeichen zum blutigen Kampfe gegeben. Die Kampfart hatte mit der neueren Fechtkunst große Aehnlichkeit und erlaubte Hieb und Stich. Bei jeder sichtbaren Verwundung schrie das Publicum laut auf, und der tapfere Fechter verbiß dann den Schmerz und blieb in seiner Position oder wendete sich den schreienden Zuschauern zu, um zu zeigen, daß die Verwundung geringfügig sei. Wurde er aber wirklich kampfunfähig, so entschied der Festgeber darüber, ob er getödtet oder verschont werden sollte. Oft aber wurde es auch der Laune des aufgeregten Volkes anheimgestellt, das Zeichen

zum Morde oder zur Begnadigung zu geben. „Den Gladiatoren ist es erlaubt," schreibt Seneka, „die Waffen zu senken, das Mitleid des Volkes zu rühren." Die um ihr Leben Flehenden pflegten den rechten Zeigefinger empor zu halten, und die Redensart: „Bis zum Finger fechten" wurde dadurch sprichwörtlich. Schlug die Mehrzahl der Zuschauer den Daumen ein, so galt dies als Zeichen der Gnade; richtete man den Daum gegen die Brust, so mußte der Verwundete den Todesstoß hinnehmen. Viele wollten auch im Tode noch glänzen und mit Anstand sterben. „Welcher nur mittelmäßige Gladiator stöhnte je? — sagt Cicero; welcher veränderte das Gesicht? welcher stand nicht blos, sondern sank auch zu Boden in unedler Haltung? welcher zog wohl den Hals zusammen, nachdem er niedergesunken und aufgefordert worden war, den Schwertstoß zu empfangen?" Die Todten wurden von Leuten, die oft die Masken des etruskischen Charon und des Todtengeleiters Hermes trugen, in das Spoliarium geschafft, wo man auch die Schwerverwundeten zu tödten pflegte.

Die Väter der Kirche eiferten mit Recht gewaltig gegen die Barbarei dieser Schauspiele und wiesen auch die Gladiatoren von der Taufe zurück, wenn sie nicht ihrem Stande entsagten. Der erste christliche Kaiser ließ im Jahre 325 ein Verbot der Gladiatorengefechte ausgehen; „Blutige Schauspiele bei bürgerlicher Ruhe und innerem Frieden gefallen uns nicht; deshalb verbieten wir das Gladiatorengefecht gänzlich." Allein dieses Edict war ebensowenig wie ein früheres Nerva's im Stande, den Mißbrauch abzustellen. Noch 404 beim Triumph des Kaisers Honorius über die Gothen fanden glänzende Gladiatorenspiele statt. Zu derselben Zeit richtete Prudentius seine Ermahnung an den Kaiser, diesen Gebrauch aufzuheben und Niemanden tödten zu lassen, „dessen Strafe ein Vergnügen für Andre ist." — Aber mehr Einfluß auf die kurz darauf erfolgte Abschaffung soll die Kühnheit eines asiatischen Mönches, Namens Telemachos, gehabt haben, der in die Arena

hinab sprang, um die kämpfenden Fechter auseinander zu bringen. Freilich tödtete ihn das wüthende Volk sogleich durch einen Steinhagel. —

## 14. Noch ein Blick in die römische Arena.

Das Gefallen des römischen Volkes an blutigen Schauspielen fand in der Kaiserzeit eine neue Nahrung durch die Veranstaltung von Thiergefechten in den circensischen Spielen. — Anfangs begnügte man sich an dem Kampfe der wilden Thiere unter einander; doch bald wurden ihnen auch Menschen zum Kampfe gegenübergestellt. Nach Seneka wäre Pompejus der erste gewesen, welcher verurtheilte Verbrecher mit 18 Elephanten ein Gefecht bestehen ließ. „Der erste Mann des Staates", setzt er hinzu, „und wie die Geschichte überliefert hat, unter den alten Staatsoberhäuptern ein Mann von ausgezeichneter Güte, hat es für ein denkwürdiges Schauspiel gehalten, auf eine außerordentliche Weise Menschen zu vernichten. Sie kämpfen wohl auf Leben und Tod? Nicht genug! Sie werden zerrissen? Nicht genug! Sie werden durch die ungeheure Last der Thiere zermalmt." — Außer den Elephanten waren Löwen, Panther, Tiger und Bären, auch Stiere bei den Thierhetzen und Thierkämpfen im Gebrauch. Doch kamen bei den Spielen des Antoninus Pius auch Nilpferde und Crocodile vor; auch Gazellen, Antilopen und Strauße wurden erlegt. Die Kaiser besaßen ihre eigenen Vorrathszwinger, aus denen wilde Thiere auch an Privatleute verkauft und verschenkt wurden. — Die Fütterungskosten betrugen oft bedeutende Summen, und Caligula fütterte einst nach Sueton „die zum Thierkampf bereit gehaltenen Thiere" wegen Fleischtheuerung mit Verbrechern.

Die Kämpfe mit wilden Thieren wurden im Circus oder Amphitheater gehalten und waren gewöhnlich mit Gladiatorengefechten verbunden, denen sie am frühen Morgen voranzugehen

pflegten; daher die kaiserliche Hauptübungsschule für Thierkämpfer: „Morgenschule (lutus matutinus)“ genannt wurde. Seneka klagt darüber bitter: „In der Frühe werden Menschen den Bären und Löwen, Mittags ihren Zuschauern vorgeworfen.“ — Die Fechter, welche sich den wilden Thieren entgegenstellten, waren beinahe in derselben Lage wie die Gladiatoren, nur daß der Tod durch's Schwert eine Gnade sein mußte gegen die fürchterlichen Wunden, welche die Zähne und Tatzen von Löwen und Bären schlugen. Meistens bestanden die Unglücklichen aus Kriegsgefangenen, verurtheilten Verbrechern oder aus gekauften Sclaven, die von ihren Herren nach grausamer Willkür den wilden Thieren des Amphitheaters überliefert wurden. Doch gab es auch unter den Thierkämpfern wie unter den Gladiatoren freie Leute, die sich aus Noth und Verzweiflung oder auch aus bloßer Liebhaberei zu diesem blutigen Gewerbe hingaben; daher Tertullian sagt: „Selbst zu den wilden Thieren steigen sie aus Eitelkeit hinab und kommen sich in Folge von Bissen und Wunden schöner vor.“ — Zuweilen wurden auch Soldaten gegen die Bestien kommandirt, und Kaiser Claudius ließ eine Schwadron von der Garde zu Pferde unter ihren Officieren gegen africanische Panther kämpfen. Von den Verbrechern wurden die schwereren, schlecht bewaffnet oder völlig wehrlos, zuweilen auch gebunden den Thieren entgegen gestellt und mußten oft durch ihre theatralisch aufgeputzten Executionen an historisch oder mythisch tragische Vorfälle erinnern. Denn Plutarch sagt: „Einige unterscheiden sich gar nicht von den Kindern, welche wenn sie die Verbrecher oft in golddurchwirkten und purpurnen Gewändern und bekränzt tanzen sehen, dieselben als Selige anstaunen und bewundern, bis jene gestachelt und gepeitscht werden, und Feuer aus ihren bunten und prächtigen Kleidern hervorbricht.“ — Deshalb meint auch Martial, daß eine andre oft vorkommende Execution, bei der ein Delinquent den Mucius Scävola vorstellend, die Hand über dem

Kohlenbecken verbrennen ließ, keinen Beweis für Muth und Standhaftigkeit abgebe, da jener in diesem Falle nur zwischen dem Kohlenbecken und dem feuerfangenden Gewande die Wahl gehabt habe. Großen Aufwand an Decoration und Maschinerie erforderte die Inscenirung des „Orpheus." Hier fehlten nach Martial weder die wandernden Felsen noch der sich bewegende Wald; zahllose Thiere der Wildniß umgaben den Sänger, und viele Vögel schwebten über seinem Haupte; endlich zerfleischte ihn aber ein grimmiger Bär. Ja nach Martial wurden Verbrecher zur Kurzweil in der Arena gekreuzigt und dann von Bären stückweise zerfleischt. —

Bei solcher Grausamkeit war es kein Wunder, daß auch viele von den römischen Kaisern um ihres Glaubens willen verurtheilte Christen ein Opfer der wilden Thiere in den Amphitheatern des römischen Reiches wurden. Das Geschrei des in blinder Wuth wider die Christen erregten Volkes: „Christianos ad leones" d. h. „Vor die Löwen mit den Christen" lieferte Tausende von christlichen Märtyrern zum blutigen Schauspiel in die Arena.

## 15. Die Todesgestalt des classischen Heidenthums.

In den letzten Zeiten Griechenlands und Roms, da der frechste Unglaube mit einem heuchlerischen und wahnsinnigen Aberglauben um die Herrschaft rang, kam das grenzenlose sittliche Verderben des Heidenthums zu seinem vollen Ausbruche. — Luxus, Schwelgerei, Wollust und Ueppigkeit und die unnatürlichsten Laster waren schon unter Alcibiades in Athen verbreitet. — Dieser gefeierte Liebling des griechischen Volkes war den Ausschweifungen also ergeben, daß ihn die griechischen Dichter das Weib aller Athenischen Männer und den Mann aller Weiber nannten. Selbst auf seinen Kriegszügen folgten ihm die berühmten Buhldirnen Damasandra und Theodota; auf

seinem Schilde hatte er zum Zeichen einen Blitze schleudernden Amor, und auf einem Gemälde ließ er sich im Schooße der Buhlerin Nemea darstellen. Wohl war dieselbe Zeit die Blüthezeit der Künste und Wissenschaften, aber welche traurige Blüthen trieb eine aus dem Heidenthume entsprossene Kunst! Die gefeiertsten Dichter erschöpften ihre Gaben, um die Reize der Wollust zu schildern und den Wein und die sinnliche Liebe zu feiern; die geehrtesten Künstler boten ihre Kraft auf, um die Sinnlichkeit in ihrem verführerischesten Glanze darzustellen; sie malten und bildeten die Götter und Göttinnen nach dem Original entblößter Knaben und Buhlerinnen, und je schamloser ihr Gebilde, desto mehr jauchzte ihnen das Volk entgegen. Die als Weisen und Philosophen geehrt wurden, fröhnten nicht allein jenen unnatürlichen Lastern, von welchen Röm. 1, 26 die Rede ist, sondern empfahlen sie auch in trügerischem Schlusse ihrer falschen Weisheit. Staatsmänner begünstigten die schamlosesten Sitten und räumten den Buhlerinnen den Einfluß auf die wichtigsten Staatsverhandlungen ein. Hetären oder geschändete Knaben wurden zu Göttern erhoben und von dem Volke wirklich angebetet. Wollust, Schwelgerei, Habsucht und Bestechlichkeit führten endlich den Untergang des alten Griechenlands herbei. —

Noch schrecklicher tritt uns das Bild sittlichen Verderbens in den letzten Zeiten Roms entgegen. Schon zu Cato's Zeiten war das Sittenverderbniß allgemein; er selbst scheute sich nicht eine Buhldirne zu unterhalten. Sclaven unterrichteten schon damals die Jugend in den unzüchtigsten Tänzen, und die Knabenliebe hatte ebenfalls schon überhand genommen. Als der Censor Appius den Cölius, Cicero's Freund, deshalb anklagte, erhob derselbe unter dem Beifall des Volkes die Klage wider den Censor selbst. Scipio Africanus der Jüngere war genöthigt, zweitausend Dirnen aus dem Lager von Numantia zu vertreiben. Clodius erbaute einen Tempel der Freiheit auf dem zerstörten Hause des

Cicero, und da es an einem Standbilde der Göttin fehlte, ließ er das Bild einer berüchtigten Schanddirne als Göttin aufstellen. — Zur Zeit des catilinarischen Krieges waren schon unter allen Ständen die unnatürlichsten Laster verbreitet. Die sinnlichen Ausschweifungen stiegen zu solchen Umfange, daß die natürlichen Canäle sie nicht mehr befriedigten. Schon jene Zeit schildert Sallust mit diesen Farben: „Die Lust zur Unzucht und Hurerei aller Art ist eingerissen. Männer werden als Weiber gebraucht, Weiber stellen der Entehrung sich bloß. Um der Speise Willen wird Land und Meer durchforscht; man schläft eher, als die Begierde dazu da ist; weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Müdigkeit wird erwartet: allem kommt man durch Schwelgerei zuvor. Dies zündet die Jugend, wo das Geld fehlt, zu Schandthaten an." — Ihren höchsten Grad aber erreichte die Verschwendungssucht, Ueppigkeit und sittliche Verworfenheit unter den römischen Kaisern. Noch heute staunen wir über jene Wunderwerke der Römerwelt, wie sie meist aus den Zeiten des Kaiserreichs in Städten und Ländern als halbversunkne Brücken und Wälle, als noch in den Trümmern unverwüstliche Tempel, Amphitheater, Wasserleitungen, Straßenzüge in stummer Beredtsamkeit von alter Römerkraft zu zeigen scheinen. Aber das Blut und Mark der Länder klebt an diesen Quadern. Der Hunger und Kummer fraß die ausgesaugte Bevölkerung. Die Schulden erdrückten Provinzen und Städte. Das Gleichgewicht zwischen Vornehm und Gering, Reich und Arm, Stadt und Land war völlig zerstört. Mit dem Elend und der Armuth wuchs in natürlichem Zusammenhang auch die Unsittlichkeit, Trägheit und Rohheit. Es entstand der römische Pöbel, der schmutzige und gemeine Haufen, der Bodensatz, das caput mortuum der alten Gesellschaft, und seine Gunst, wie die Volksgunst überhaupt, mußte durch ungeheuere Gastmähler, Getreide, Geldspenden und prachtvolle Schauspiele erworben werden. So ließ Cäsar das ganze

römische Volk an zweiundzwanzigtausend Tischen speisen; die Speisen waren im Ueberfluß und der köstliche Wein floß in Strömen. Ein Schwiegersohn Sylla's baute für die kurze Dauer eines Monats ein hölzernes Theater, das in seinen kolossalen Räumen 80,000 Zuschauer faßte. Die Bühne schmückten 360 Säulen von dem köstlichsten Marmor und 3000 Bildsäulen aus Erz; sämmtliche Wände waren mit Marmorplatten, mit Mosaik und vergoldeten Tafeln bekleidet. Um Mahlzeiten und Schauspiele (panes et circenses) wurde die kaiserliche Allgewalt eingehandelt. Das Volk schrie nach den bald schamlosen bald blutigen Schauspielen wie nach Brod. Genuß war das letzte Ziel des Lebens; wer diesen bot: Herr der Welt. Was Wunder, daß sich die Kaiser und Tyrannen darin überboten! Immer grausenhafter und unsinniger ward die Ueppigkeit und Verschwendung. Ein Caligula brachte im ersten Jahre seiner Regierung den ganzen Staatsschatz von neunzig Millionen Thalern durch. Eine einzige Mahlzeit kostete ihm einmal an 350,000 Thaler. Zu einem öffentlichen Schauspiel ließ er 400,000 Pferde für das Wagenlenken und Wettrennen nach Rom kommen. Bei den darauf folgenden Gladiatorspielen ließ er die Gladiatoren nicht einzeln, wie gewöhnlich, Mann gegen Mann kämpfen, sondern zwang sie in dichten Schaaren, tausend gegen tausend, sich anzugreifen und niederzumetzeln. Dann begannen die wilden Thierkämpfe, zu denen er gegen tausend Bären, Löwen, Tiger und Hyänen nach Rom hatte kommen lassen. Hunderte von Sclaven und Verbrechern mußten mit ihnen auf Leben und Tod kämpfen. Als dieselben zerrissen waren, befahl Caligula aus der Mitte des armen Volkes, das sich zum Schauen drängte, eine Anzahl Männer und Weiber zu ergreifen und den wilden Thieren vorzuwerfen, zuvor aber ließ er ihnen die Zungen ausschneiden, damit sie nicht schreien und ihn verwünschen konnten. — Bei einem anderen Feste, da er die Ueberbrückung des Hellespont

nachgeahmt, ließ er viele mit Zuschauern beladene Schiffe in den Grund bohren und die Brücke einstürzen, um die Freude zu haben, eine Menschenmenge in den Wogen untergehen zu sehen. — Doch liegt es fern, alle Schandthaten der röhmischen Kaiser jener Zeit schildern zu wollen; sind es doch nur einzelne Ausbrüche der vollendetsten heidnischen Verworfenheit, wenn ein Tiberius seine nächsten Verwandten mordet und vergiftet, ein Caligula in in seinem Palast ein Hurenhaus anlegt und sich den Zoll dafür entrichten läßt, ein Nero nackend als Gladiator mit seiner nackenden Buhlerin durch die Hauptstadt fährt, als Räuber in die Häuser der Bürger einbricht und den Raub in seinem Palast wieder verkauft, seine Frauen, Mutter und seinen Lehrer Seneka ermorden und endlich zu seinem Vergnügen den größten Theil von Rom niederbrennen und in Asche legen läßt; wer wollte wohl diese Greuel allein auf Rechnung des Heidenthums setzen? — Aber immerhin bleiben sie entsetzliche Erscheinungen des allgemeinen Sittenverderbens, in dem das Heidenthum seinem Untergang entgegen ging. Das römische Volk war zum großen Theil keiner besseren Herrscher werth. Als Nero seine Mutter hatte ermorden lassen, wurde er bei seiner Rückkehr feierlich wie nach einer Heldenthat als triumphirender Sieger empfangen. Rom, einst die Stätte der patriotischen Tugenden war eine Herberge aller Laster geworden. Der Heide Seneka schildert es uns selbst mit folgenden Worten: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern; es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheuerer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust zur Sünde, tagtäglich sinkt die Schaam. Verwerfend die Achtung vor allem Besseren und Heiligen stürzt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr; es tritt vor Aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden und in Aller Gemüther

so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht mehr selten, sondern keine ist."*) — Der Selbstmord war etwas Alltägliches geworden. Die Angewöhnung an die Bilder des Todes hatten die Schrecken desselben abgestumpft. Das Theater klatschte ihm Beifall, die Philosophie schmückte ihn mit dem prunkenden Namen des Muthes. Das Leben hatte keinen innern Gehalt, keine höhere Bedeutung mehr. So warf man es im Ueberdruß oder Verzweiflung davon. Wohl ward die alte vaterländische Religion noch aufrecht erhalten, und der Aberglaube durch Einführung neuer fremder Götter und Götterdienste vermehrt. Aber das Göttliche sank immer tiefer zum Werkzeug der schändlichsten, niedrigsten Begierden herab. Die Tempel wurden besucht, reichliche Opfer wurden gebracht, Gebete zu den Göttern gesendet, damit die Götter — Nächte unnatürlicher Wollust angenehm machen, damit sie Vergiftungen begünstigen, damit sie Beraubungen von Wittwen und Waisen glücklich geschehen lassen möchten. In gerechtem Unwillen hierüber sagt Seneca: „Wie groß ist jetzt der Wahnsinn der Menschen. Sie lispeln die abscheulichsten Gebete in die Ohren der Götter. Und horcht ein Mensch mit zu, so schweigen sie. Was ein Mensch nicht wissen soll, das entblöden sie sich nicht, Gott zu erzählen." — Das war die Todesgestalt des sogenannten „classischen" Heidenthums. —

---

*) Vgl. auch die Ode des Horatius (Od. III, 6) Delicta majorum immeritus lues, in welcher er das furchtbare Sittenverderben seiner Zeit schildert.

# III.

# Das germanische Heidenthum.

## 1. Die alten Germanen.

Ein rauhes, aber kräftiges und mannhaftes Geschlecht trat den verweichlichten Bürgern Rom's kurz vor Christi Zeiten in unsern deutschen Vorfahren entgegen. Schon ihr äußerer Anblick schreckte. Wie Riesen erschienen sie den Menschen des Südens. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut; in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder. Noch größer machte die schon riesigen Gestalten ihre Rüstung und Kleidung; als Helm trugen die Männer die Schädelhaut eines Thieres, woran die Hörner und Ohren stehen geblieben, als Mantel das Fell, dazu einen langen bemalten Schild, hinter dem der Mann sich bergen konnte; der nervige Arm schwang die „Framea" (oder „Spathe") einen Spieß mit gleißender Steinspitze, oder die lange Lanze, die Axt, die Keule, das Messer. — Auf dem Schlachtfelde reihten sich die Männer eines Geschlechts, die Gemeinden, die Gaue, an einander; hinter den Kriegern die Frauen auf der Wagenburg. Der Angriff begann mit wildfreudigem Kriegsgeschrei und Gesange furchtbaren Ungestüms. Der Kern war das Fußvolk, die Keckſten davon mischten sich unter die Reiter, hingen sich an die Mähnen der Rosse und stürmten so wie im Fluge mit voran. Auch zu lebendigen Keilen zusammengedrängt, gingen sie gern in die

Schlacht und die Vordersten weihten sich dem Tode. Kriegskunst und Kriegslist verstanden sie nicht; Angriff und Ringen, Mann gegen Mann, galt Alles. Während die Männer fochten, walteten die Frauen wie Schicksalsgöttinnen in der Wagenburg, pflegten die Verwundeten, sangen den Ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückflohen, und war Alles verloren, so würgten sie ihre Kinder und sich selbst, um verhaßter Knechtschaft zu entgehen.

Stand das Volk keinem gemeinsamen Feinde gegenüber, so zogen Männer und Jünglinge auch unter Führung eines tapferen Herzogs als sein „Gasindi", seine „Leute" auf kecke Abentheuer, Eroberung und Beute aus. Auch unter den einzelnen germanischen Stämmen brachen oft langjährige blutige Kämpfe und Fehden aus. Denn die Deutschen waren zersplittert in eine große Zahl von Stämmen, die sich selbst einander oft befeindeten. Dabei wurden die Gefangenen selten geschont. Gefangene Feinde wurden häufig zum Adler ausgeschnitten. Das Schwert ward nämlich neben dem Rückgrath in den Leib gestoßen. Alle Rippen wurden vom Rückgrath losgebrochen und abgebogen. Durch die Oeffnung wurden die Lungen herausgezogen, so daß sie wie Flügel zu beiden Seiten überstanden. Viele wurden auch den Göttern geopfert. — Auch Familien hatten unter sich persönliche Zwiste und Streitigkeiten mit dem Schwert auszugleichen und zwar um so mehr, weil die Blutrache durch Sitte und Gewohnheit geheiligt war. Wenn aus einer Familie, „Sippe", ein Glied war verwundet oder erschlagen worden, so waren alle anderen Glieder verpflichtet, ihren Verwandten an dessen Gegner und seiner Familie zu rächen. Da hierdurch oft langdauernde blutige Fehden entstanden, so wurde später dem Beleidiger eine bestimmte Geldsumme „Wehrgeld" zur Sühne auferlegt. Im Frieden gingen die Männer auf Jagd und Beute aus, während die Frauen das Haus und die Sclaven den Acker besorgten. Leidenschaftlich er-

gaben sie sich dem Spiel und Trunk bei fröhlichen Zechgelagen. „Wenn jedes Volk einen Teufel hat", sagt Luther, „so hat der Deutsche den Saufteufel". Tage und Nächte hindurch bei Harfenklang und unter dem Gesange der „Skalden", aus den Hörnern des Urs in Bier und Meth sich zu berauschen, galt den Deutschen für die höchste Lust. Nicht selten nahmen solche Gelage ein blutiges Ende; denn der freie Mann war keinen Augenblick ohne Waffen, und aus manchem Becher erwuchs ein blutiger Zweikampf zwischen den Zechgenossen. In gleichem Maße wie dem Trunke fröhnten sie der Leidenschaft des Spiels. Bei den Würfeln wagten sie Hab und Gut, und wenn Alles Andre verloren war, so wurde selbst das Theuerste, die eigene Freiheit, aufs Spiel gesetzt. Fiel der Wurf unglücklich, dann begab sich der Mann, welcher sonst bis auf den letzten Blutstropfen seine Freiheit vertheidigte, ohne Widerrede in Knechtschaft.

Dabei waren Gastfreundschaft, Treue und Ehrlichkeit aber auch gepriesene deutsche Tugenden. Man hielt es für Sünde, einen unbekannten Wandrer von der Thüre zu weisen. Mindestens drei Tage ihn zu beherbergen, verlangte die allgemeine Sitte. Dabei fragte man weder nach Stand noch Name. Im mannhaften Kampf einen andern zu erschlagen oder zu berauben, hielt man für erlaubt; aber heimlicher Ueberfall, verborgene Tücke, hinterlistiger Lug und Betrug galt für unmännlich und darum verwerflich. Mit großer Liebe hingen die deutschen Männer an ihren Herzögen, Gaugrafen und Führern und folgten ihnen in Noth und Tod; ewige Schande fiel auf den, der seinen Heerführer verließ, und fiel dieser im Kampf, so mochte ihn kein Waffenbruder überleben. — Darum wählten die römischen Kaiser am liebsten deutsche Jünglinge zu ihrer Leibwache, weil sie sich auf deren Treue am meisten verlassen konnten. Doch hatte diese Berührung mit den Römern gar bald auch einen verderblichen Einfluß auf deutsche Sitteneinfalt und Treue. Die Reichthümer und der

Luxus Roms machten die Habsucht rege und nährten den Geiz. Deutsche wurden gar bald bestochen gegen Deutsche zu streiten; die deutsche Tapferkeit gerieth in den Dienst des Mammons. Ein Jahrhundert nach Tacitus hätten die Deutschen nicht mehr, wie früher im Theater zu Rom, öffentlich ausrufen können: „Kein Geschlecht der Sterblichen geht den Germanen in den Waffen und in der Treue voran."

## 2. Freie Männer und Sclaven.

Der freie Germane war in gewisser Beziehung ein Freiherr. In seinem Hause und Hofe durfte er von Niemand angetastet werden. In öffentlichen Versammlungen berieth er mit den anderen Freien und Edlen über des Volkes Wohl, über Krieg und Frieden. Auch die Rechtspflege war öffentlich und mündlich und das ganze Volk übte sie durch besondre aus ihrer Mitte gewählte Geschwornen und Richter. In streitigen Fällen, wo die Wahrheit durch Zeugen und Ankläger nicht ermittelt werden konnte, überließ man dem Himmel die Entscheidung durch Ordalien oder sogenannte Gottesgerichte. Der Freie mußte einen Zweikampf bestehn; siegte er, so hatte er Recht; wurde er überwunden, so fiel das Urtheil gegen ihn aus. Körperlichen Strafen konnte er nicht unterworfen werden; Todesstrafe gab es nur für Unfreie und Verräther. — Umso rechtsloser und gedrückter den Freien gegenüber war der Stand der Leibeignen („Liten") und der Sclaven, (Schalke) zu welchen mindestens die Hälfte der Germanen zählte. Sie standen unter der unbeschränkten hausherrlichen Gewalt ihres Gebieters und durften keine Waffen tragen, sondern mußten das Land bebauen, was dem Freien unwürdige Beschäftigung erschien. Nur die Leibeignen hatten etwas Grundbesitz, mußten aber dafür Abgaben entrichten und dem Herrn alle beliebigen Dienste thun. Die Schalke aber hatten gar kein Eigenthum; sie wurden nur als Sclaven betrachtet, welche beliebig vertauscht, verkauft oder ver-

schenkt werden konnten. Die Sclaven hatten kein Klagerecht und mußten beim Gericht von ihren Herren vertreten sein. War ein Sclave eines Verbrechens beschuldigt, so mußte er dem Ankläger zur Folterung überlassen werden, die von Stockschlägen zu höheren Graden der Peinigung überging. — Bei der Verhängung von Ordalien mußten die Sclaven und Leibeignen die Wasser- oder Feuerprobe bestehn, d. h. ein glühendes Eisen in der Hand halten, auch mit bloßen Füßen über glühendes Eisen gehn oder aus einem Kessel mit siedendem Wasser einen Ring, Schwert oder dergl. holen. — Legte der Sclave ein Zeugniß gegen seinen Herrn ab, so durfte ihm nicht geglaubt werden. Während der Freie jedes Verbrechen selbst Diebstahl und Mord mit dem „Wehrgeld" sühnen konnte, wurde der Sclave auch bei geringstem Verbrechen zum Tode verurtheilt. — Gegen einen flüchtigen Sclaven durfte kein Gastrecht geübt werden, sondern seine Auslieferung war gesetzlich geboten. — Auch die weiblichen Sclaven waren ziemlich unterdrückt und den bösen Launen und Lüsten ihrer Herren preis gegeben. Die Verheirathung zwischen Freien und Unfreien wurde möglichst zu hindern gesucht. In mehreren Gesetzbüchern war die Todesstrafe für beide Theile bestimmt. Wo die Heirath vollzogen wurde, da folgten die Kinder „der ärgeren Hand", d. h. sie wurden den Unfreien beigezählt. Im günstigsten Falle wurden die Kinder getheilt. Dabei wurden die Nichtfreien als verworfene Menschen bezeichnet; im friesischen Gesetze wurden sie geradezu den Thieren gleichgestellt. Dabei war ihnen auch die Hoffnung auf ein jenseitiges glücklicheres Loos versagt. Walhalla, der Ort der Seligen, war nur für die Freien; den Unfreien und Hörigen war Walhalla verschlossen.

### 3. Der deutsche Götterhimmel.

Die alten Deutschen hatten Götter und Göttinnen, Halbgötter und Halbgöttinnen, sie hatten Riesen und

Riesinnen, gleich den ersteren nicht erschaffen, sondern aus dem Stoff hervorgegangen; unter ihnen waren auch Menschenfresser, die auf ihren Bergschlössern Menschen zu ihrer Mahlzeit bald gesotten, bald gebraten verzehrten. Sie hatten Elbe und Zwerge, die ebenso in untermenschlicher Größe lebten, als die Riesen in übermenschlich großen Leibern. Beide zu bekämpfen und zu besiegen war die Aufgabe des starken Mannes, des Helden. Nornen, welche das Schicksal machten und verkündigten; Walkyrien oder Kampfjungfrauen, die durch Nacht und Sturm ritten, sich wandeln und mit Männern in der Ehe leben und Kinder erzeugen konnten; Vanen, welche nicht vollkommen den obern Göttern, den Asen gleich waren, aber doch einen Theil ihrer Natur hatten: das waren die Wesen, die in den Glaubensbereich der alten Deutschen gehörten. Zum Gefolge der Götter und Göttinnen gehörten sodann später die Zauberer und Hexen, welche die Gabe der Wandlung besaßen, so daß erstere in Wölfe, letztere in Katzen überzugehen pflegten. Und „bis auf den heutigen Tag", sagt Jacob Grimm in seiner deutschen Mythologie, „ist in dem ganzen Hexenwesen noch offenbarer Zusammenhang mit den Opfern und der Geisterwelt der alten Deutschen zu erkennen." —

Der höchste und oberste aller Götter (Asen) der im Nordischen Odin genannt wurde, hieß im alten Deutschland Wuotan oder Wodan. Von ihm sagt der Mönch Jonas von Bobbio, der um 643 schrieb, er sei von den Alemannen verehrt worden, und Paul Warnefried erklärt im achten Jahrhundert: Wodan werde von allen deutschen Stämmen als Gott angebetet. Er war der Allvater und hatte nur ein Auge; das andere hatte er zur Bezahlung geben müssen, als er aus dem Brunnen der Weisheit trinken wollte. Auf seinen beiden Schultern saßen zwei kluge Raben, die täglich um die Erde herumflogen und ihm alle Nachrichten in die Ohren raunten. Denn daß er ungemeldet

alle Dinge wisse, wie der Herr unser Gott, dem alles blos und entdeckt vor seinen Augen: das sprachen ihm unsre heidnischen Väter nicht zu. Er ritt ein achtbeiniges Pferd. Mit großem Lärm durchjagte er die Wälder. Noch steht er im Andenken, als der „wilde Jäger", der mit dem „wüthenden Heer" durch die Lüfte reitet. — Was hat nun nach dem deutschen Heidenglauben dieser Gott gethan? Die Welt hat er nicht geschaffen. Ehe er da war, war schon eine Welt da. Sie bestand aus einem großen Nebelreiche im Norden und einem Feuerreiche im Süden. In beiden Reichen gab es mächtige und wilde Riesen. Den ersten Menschen hat eine Kuh in drei Tagen aus den mit Reif bedeckten Salzsteinen herausgeleckt. Von diesem und einer Riesentochter stammt der Gott Wodan ab. Wie anders redet das theure Wort Gottes! Gott hat die Menschen geschaffen nach seinem Bilde. Hier aber zeugte ein Mensch den Gott. — Die erste große That dieses Gottes und seiner Brüder bestand darin, daß sie einen von jenen alten Riesen todtschlugen. Er muß ein rechtes Stück von einem Riesen gewesen sein. Denn aus seinem Körper machten sie die Erde, aus seinem Blut Meere und Seen, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen die Steine, aus seiner Hirnschale den Himmel. Diesen hoben sie hoch in die Höhe. In jede Weltgegend stellten sie einen Zwerg, der an seinem Orte den Himmel in die Höhe halten mußte, daß er nicht herunterfiel; die vier Zwerge hießen Ost und West, Süd und Nord. Aus den Funken, die aus dem Feuerreiche herüber flogen, machten die Götter Sonne, Mond und Sterne, und setzten sie an den Himmel, daß sie die Erde erleuchteten. Zwei Pferde zogen den Sonnenwagen. Diese Pferde bei ihrer heißen Arbeit abzukühlen, setzten ihnen die Götter zwei Blasebälge unter den Bauch. Der Schaum, der von den Gebissen dieser Rosse niedertrieft, ist der Thau. Sonne und Mond laufen so sehr am Himmel, weil zwei Wölfe ihnen beständig nachjagen, um sie zu verschlingen. Das Gehirn

des alten erschlagenen Riesen haben die Götter in die Luft geworfen. Daraus sind die Wolken geworden. Der Regenbogen ist die Brücke, über die die Götter wandern. Einst ging Wodan mit seinen Brüdern am Meeresufer spazieren. Da fanden sie zwei Hölzer. Aus diesen machten sie Menschen, einen Mann und ein Weib. Was Wunder, wenn die Menschen im Heidenthum von allerlei wilden Begierden brennen, da sie aus Holz gemacht sind. — Zur Residenz hatten sich die Götter eine herrliche Burg mitten auf der Erde gebaut. In dieser Burg hatte Wodan einen Ehrensitz. Sobald er sich auf diesen setzt und zum Fenster hinausschaut, übersieht er die ganze Welt, sieht er auch aller Menschen Thaten. Dann brauchen ihm die Raben keinen Rapport zu bringen. — Wodan regierte über alle Dinge. Alle Götter waren ihm unterthan. Nur die wilden Riesen aus dem Feuerreiche konnte er nicht bändigen. Vor ihnen lebte er daher mit seinen Göttern in steter Furcht. Unter der besonderen Regierung dieses Gottes standen Wind und Wetter und die Früchte auf dem Felde. Er war nicht nur der Lenker der Sonne, sondern auch der Gott des Krieges, welcher die Kämpfer zum Tode wählte. Bis lange Zeit nach der Reformation hat sich hie und da im Geheimen noch Wodansdienst in Deutschland neben dem Evangelio erhalten.

Außer dem Wodan hatten die alten Deutschen auch noch zwei andere gewaltige Götter, den Donar oder Thunar, welcher den Donner regierte, und den Zio oder Tyr, welcher, wie sein Vater Odin, dem Kriege vorstand.*) Er herrschte über den Sieg im Kriege und die Kriegsleute riefen ihn an. Wer andere

---

*) Diesen Dreien wurden auch die mittleren Wochentage gewidmet und nachbenannt. Dem Zio der Dienstag (im Althochdeutschen: Zistac); dem Wodan der Mittwoch, welchen die Engländer noch jetzt Wodanstag (wednes-day) nennen, und dem Donar der Donnerstag.

an Kraft überbot und niemals wich, von dem sagte man: er ist so tapfer wie Tyr. Krieg war seine Lust. Wie sein Vater nur ein Auge, so hatte Tyr nur eine Hand. Ihr möchtet gern wissen, wo er die andere gelassen hat; ihr sollt es hören. In das schöne Götterschloß Asgard hatte sich ein böser Bube mit eingeschlichen, hatte auch Sitz und Stimme unter den Göttern. Schön von Angesicht war er, doch verschlagenen und tückischen Herzens. Er war es, der den Göttern allerhand schlechten Rath gab, um sie zu verderben. Er hies Loki. Nebst andern ruchlosen Söhnen hatte er einen Wolf gezeuget, Namens Fenrir. Schon als dieser noch jung war, fürchteten sich die Götter vor ihm wegen seiner entsetzlichen Wildheit und Stärke. Auch gingen böse Prophezeihungen um, daß er ihr Verderben werden würde. Die Götter ließen daher sehr starke eiserne Bänder machen, scherzten mit dem Wolfe, und thaten, als ob sie ihn zum Scherz binden wollten. Aber alle Eisenbänder hielten nicht. Er schüttelte sich, und die zerbrochenen Stücke flogen nach allen Seiten. Da ließen die bangen Götter von kunstreichen Zwergen ein überaus festes, zauberisches Band machen. Aber der Wolf merkte Unrecht. Die Götter sagten ihm, sie wollten ihn nur zur Probe binden, um seine und des Bandes Stärke zu prüfen. Er meinte aber, wenn er gebunden wäre, ließen sie ihn nicht wieder los. Er verstand sich endlich nur dazu, wenn ihm einer von ihnen als Pfand die rechte Hand in den Rachen lege. Keiner hatte dazu den Muth. Nur Tyr, der Kriegsgott, verstand sich endlich dazu. Das Band ward angelegt, der Wolf konnte es nicht zerreißen, so gewaltig er sich auch streckte. Die Götter freuten sich und lachten. Der Wolf sah ihnen an, daß er nicht wieder los käme, biß daher dem Tyr die verpfändete Hand ab. Daher ist dieser Gott einhändig.

Thor war gleichfalls ein Sohn des alten Wodan. Wie schon sein Name sagt, war er der Gott über Donner und Wetter. Er war der stärkste von allen Göttern und Menschen.

Wenn es donnerte, sagten unsere Väter: „Thor fährt über den Himmel weg.“ Sein Fuhrwerk war aber ein absonderliches. Er fuhrwerkte nämlich mit zwei Ziegenböcken, blieb aber damit nicht allein im Himmel, sondern besuchte auch sehr häufig die Erde. Seine Todfeinde waren die alten Riesen, mit denen er im steten Kampfe lag. Mit seinem mächtigen Hammer zerschmetterte er Felsen uud Bäume und erschlägt die feindlichen Riesen. In Blitz und Donner wirft er ihn auf die Erde herunter und tödtet die Gottlosen. — Von diesem Gott gab es Bilder in übermenschlicher Größe. Er wurde als Jüngling mit rothem Haar und rothem Bart dargestellt und schwang den gefürchteten Hammer in seiner Hand. Viele dieser Bildsäulen waren mit Gold und Silber verziert, aber inwendig hohl wie das Heidenthum selbst. In Norwegen wurden vor einem täglich vier Brode und eine ziemliche Menge Fleisch geopfert. Ein Diener des zu Christo bekehrten Königs Olaf stürzte dies Bildniß um. Sein Inneres war voll von Mäusen und Eidechsen, die an den Opferspenden ihre bequeme Nahrung gefunden hatten. — Kein Gott hat sich so lange und fest im Andenken der Deutschen erhalten, wie Thor oder Donnar. Noch jetzt geschieht der Zuschlag bei Verkäufen mit dem Hammer. Noch jetzt flucht man in gewissen Gegenden Deutschlands: „Daß dich der Hammer!“ Das ist ächtes Heidenthum. In dem Fluche: „Daß dich der Donner und das Wetter“ steckt auch ein Stück davon. —

Durch Schönheit uud Güte hoch erhaben und geliebt von den Asen war Baldr, dessen Gemahlin Nanna hieß. Als dieser einst von Lebensgefahr träumte, mußten alle Dinge, alle Thiere, Gewächse, Elemente, Krankheiten 2c. schwören, den Baldr nicht zu verletzen. Bei einem Feste nun warfen die Götter zur Belustigung mit Steinen nach dem Unverletzlichen und schlugen ihn mit ihren Schwertern. Der heimtückische Loki aber hatte erfahren, daß die Mistel nicht den Eid geschworen. Er holte einen

Mistelzweig und gab denselben dem blinden Hödr in die Hand, der ihn so heftig nach dem Baldr warf, daß dieser entseelt zur Erde stürzte. Alle Götter erschraken und trauerten und Loki floh vor dem Zorne Odins in eine Wildniß. Die Leiche legte man auf ein Schiff und verbrannte sie. Auch die Gemahlin Nanna, die sich zu Tode gegrämt hatte, und Baldr's Roß übergab man den Flammen. Loki war in ein Wasser gesprungen und hatte sich in einen Lachs verwandelt, wurde aber von den erzürnten Asen mit einem Netze gefangen. Diese banden ihn in einer Höhle fest, und träufelten ihm Gift ins Gesicht, wodurch sein Körper in schmerzhafte Zuckungen gerieth, so daß die ganze Erde zu beben anfing. Den Hödr tödtete Vali, der Sohn Odins, der in Weidengebüschen und dürrem Grase wohnte. Der Mistelzweig wurde von den alten Galliern sehr heilig gehalten und als Heilmittel gegen alle Gifte gebraucht. Baldr besaß einen goldenen Ring, von dem in jeder neunten Nacht acht gleich schwere Ringe träufelten. Man zündete diesem Gotte Feuer an, aus denen später die Johannis-Feuer entstanden sein sollen.

An der Spitze der weiblichen Gottheiten, als Göttinnen-Mutter und Wodans Gemahlin wird bei den alten Deutschen Frya oder Freya genannt. Von ihr hat der Freitag seinen Namen. Ihr Name bedeutet die erfreuende, liebe, holde (holle) Göttin. Sie zieht auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen aus, besonders in den Krieg. Die eine Hälfte der in der Schlacht Gefallenen gehört Wodan, die andere Hälfte gehört ihr. Sterbende Frauen glauben nach dem Tode in ihre Gesellschaft zu gelangen. Außer dem Kriege hat sie Freude an Gesang und Saitenspiel. Sie hört gern Liebeslieder singen und Liebende rufen sie an. Indem sie jährlich auf ihrem Wagen umherzieht, dem Lande Fruchtbarkeit zu bringen,*) so gleicht sie der ägyptischen

*) Auf der Insel Rügen stand dieser Wagen mit Teppichen verhüllt in einem heiligen Hain. Niemand, außer dem Priester, durfte ihn be-

Isis, von welcher Tacitus bezeugt, sie werde in Germanien verehrt, und auch der Venus der Südeuropäer. Wie die römische Venus, so ist auch sie, und zwar, um Geld zu ihrem Schmucke zu erlangen, zur Ehebrecherin geworden. So waren auch die Götter unserer deutschen Vorfahren Sündengötter. Die meisten unter ihnen lebten in unzüchtigen Verbindungen, namentlich mit den Töchtern der Riesen. Selbst Odin, obgleich mit der Göttin Freya vermählt, hat dennoch die Riesin Günlöd zur Geliebten und verführt eine Menge Weiber und Mädchen. Von einem der Riesen, Oegir, werden die mit ihm befreundeten Götter zu Gast geladen; aber Thor, obgleich selbst mit einer Riesin vermählt, ist ihr Feind und erschlägt sie mit seinem Hammer.

Werfen wir noch einen Blick in den Himmel der alten Deutschen. Die deutschen Götter, mit Odin an der Spitze, hatten zwar viele Wohnungen, sowie es auch verschiedene Aufenthaltsorte für die Verstorbenen gab; aber es gab darunter doch eine besondere Halle für die Helden, die unter dem Schutze Odins eines blutigen Todes gestorben waren. Sie hieß Walhalla und kann als Todtenhalle Odins gelten. Sie ist von Gold erbaut und so groß, daß sie durch 540 Thore Einlaß giebt und zu jedem Thore achthundert Helden zugleich einlassen kann. Hier nimmt Odin alle Tage die gefallenen Helden auf. Denn es ist der große Speise- und Trinksaal derselben. Wenn sie sich beim Kampfspiel auf der Ebene Ida belustigt haben, so reiten sie heim — denn auch ihre Pferde sind dort — und kommen dann in diesen Saal, um Schweinefleisch von dem Eber Sährimnir zu essen, das nie abnimmt, so viel man auch davon ißt, und alle Tage wieder frisch wird. Hier trinken sie auch Bier

---

rühren. Nach dem festlichen Umzug der Göttin wurde der Wagen in einem abgesonderten See gewaschen, der alle diejenigen in seinen Wellen verschlang, welche dabei beschäftiget waren.

mit den Asen. Walkyrien treten als schöne „Trinkmädchen“ zu ihnen und reichen ihnen den geliebten Trank. Kein friedlich nnd ruhig lebender und in Frieden gestorbener Mensch kommt nach diesem Orte der Seligen. Nur wer Menschenblut vergossen hatte, und wäre es sein eigenes, gelangte dahin. Die höchste Lust und ununterbrochene Wonne in Walhalla besteht in Kämpfen, Essen und Trinken. Nach einem solchen Orte waren darum die Helden begierig und erwünschten sich den blutigen Kampfestod. „Die Cimbern jauchzen“, sagt ein römischer Schriftsteller, „wenn sie in den Schlachtentod gehen, und jammern nur, wenn sie auf dem Krankenbette sterben sollen.“ Die auf dem Kranken- und Sterbebette lagen, ließen sich wenigstens noch eine Wunde beibringen, um nach Walhalla zu gelangen und nicht der freudelosen Hel anheim zu fallen. — Uebrigens ist auch in Walhalla noch ein Unterschied zwischen den Tapfern, die Odin begünstigt, und den andern in der Schlacht gefallenen Helden. Dies zeigt die Geschichte des Hundingtödters Helgi. Als derselbe, nachdem er in der Schlacht gefallen, nach Walhalla kam, bot ihm Odin zum Lohne an, er wolle die Herrschaft mit ihm theilen, und zum Zeichen, daß Helgi dies in der Ordnung findet, macht er sogleich Gebrauch von seiner neuen Gewalt. Er wendet sich gegen den König Hunding und spricht: „Du, Hunding, sollst jedem Manne das Fußbad bereiten und das Feuer anzünden, die Hunde anbinden, der Hengste warten und den Schweinen Futter geben, ehe du schlafen gehst.“ Alle genannten Thiere sind folglich in Walhalla und der König Hunding, obgleich auf dem Schlachtfelde erschlagen muß Knecht sein, weil Odin seinen Verwandten begünstigt. — Eine Art von Gegensatz zu Walhalla bildete die allgemeine Todtenversammlung der Hel. Tief unten in der Erde liegt der Hof Rann und dessen Säle. Hier herrscht Hel, halb schwarz und halb menschenfarben von Ansehen, die Tochter des bösen Loki, des Feuergottes, die er

mit einer Riesin erzeugte. Alle Menschen, die nicht so glücklich sind, im Blutvergießen zu sterben, sondern auf dem Krankenlager oder an Alterschwäche ihren Tod finden, kommen hierher. Hel giebt niemals heraus, die sie einmal aufgenommen hat. Sie speist ihre Angehörigen aus einer Schüssel, welche Hunger heißt. Das war also der traurige Aufenthalt für die „in Frieden" Gestorbenen. Nur den Göttern und Helden gehörte der Himmel als das Reich der zukünftigen Sinnenlust. —

## 4. Die Götterverehrung der Deutschen.

Die Götterverehrung der Deutschen pflegte unter freiem Himmel und unter Bäumen, hauptsächlich in Hainen und Wäldern, zu geschehen. Der Sitz des allgemeinen Götterdienstes des Volkes, sagt Grimm, war der Hain, und damit stimmen die alten Berichte zusammen. Dieser Zug zu den Bäumen scheint auch für Geschöpfe, die selbst aus Bäumen hervorgewachsen zu sein glauben, und die in ihnen als Wohnbäumen noch Geisterwohnungen sehen, sehr natürlich. Die älteste Nachricht des römischen Tacitus sagt von ihnen: sie heiligen ihren Göttern Wälder und Haine. Andere Berichterstatter stimmen ihm bei. Der Grieche Agathias († 582), der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte, sagt von den heidnischen Alemannen: „Sie opfern den Bäumen, den Quellen, den Hügeln und den Höhlen, und behandeln dieselben als heilig." Die Zahl der Opferhaine unter den deutschen Stämmen war außerordentlich groß. Bei den meisten sah man eine Quelle, von den dabei geschlachteten Opfern „Blutbrunnen" genannt. —

Wie die Eichen bei den Kelten, bei den Nordländern die Esche, so scheint die Linde bei den Deutschen als am meisten verehrte Baumgattung. Einzelne Bäume wurden als bewohnt von Geistern und empfindenden Wesen angebetet. Von der Erle meinte man, sie blute, wenn sie umgehauen werde.

Großen, hohen und schattenreichen Bäumen gab man dabei begreiflicher Weise den Vorzug. Jede Verletzung eines solchen Baumes wurde von demselben nach der Meinung seiner Verehrer, empfunden, und entweder von ihm beklagt oder auch — bestraft. — Wie die Haine, so wurden auch die Quellen angebetet. Dem wunderbaren Element, das aus der Erde hervorspringt, brachte man überall Verehrung entgegen. Schon im Wort pruno, von brinnan, brennen, wird darauf hingedeutet, wie dabei Wasser und Feuer sich mischen. Daß denselben helfende und heilende Kraft beigelegt wurde, mag das Wort Heilbronn und Heilsbronn bezeugen. Aus manchen Quellen durfte nur schweigend geschöpft werden. Doch fehlte es auch keineswegs an Tempeln und besonderen von Menschenhänden errichteten Opferstätten. Denn in den alten Gesetzen, namentlich den friesischen, werden schwere Strafen auf die Entweihung der Tempel gesetzt. Wer im Friesenlande eine Opferhütte erbrach, wurde als Opfer dem Gotte, dessen Opferstätte er erbrochen, dargebracht.

Die Opfer geschahen meistens durch Priesterhand. Denn obwohl die Deutschen keine besondere Priesterkaste und keinen erblichen Priesterstand hatten, so gab es doch unter ihnen Priester und Priesterinnen, welche den Göttercultus überwachten und leiteten und als Wahrsager in großem Ansehn und Einfluß standen. Sie zogen, heilige Zeichen tragend, dem Heere voran in die Schlacht, stürzten sich wüthend unter die Kämpfenden, schleppten die Gefangenen fort, schlachteten sie und weissagten aus ihrem Blut. Auch aus dem Wiehern und Schnauben weißer Rosse, die bei großen Festen den heiligen Wagen mit dem Götterbilde zogen, wurde geweissagt. Auch der Flug der Vögel wurde gedeutet. Stäbchen mit heiligen Buchstabenzeichen, „Runen“ genannt, wurden nach hinten geworfen, um aus ihrem Fallen den Ausgang der Schlacht zu entscheiden. — Die Priesterinnen der Cimbern, erzählt Strabo, waren grauhaarig, weiß gekleidet,

gingen barfuß und trugen einen ehernen Gürtel und ein Schwert. So wich z. B. Ariovist dem römischen Feldherrn Julius Cäsar aus, weil die weißen Frauen (Alrunen) sagten, die Germanen würden vor dem Neumond nicht siegen. — Die Priester aber vollzogen nicht nur auf den Malstätten die feierlichen Opfer, sondern hatten auch in den öffentlichen Versammlungen auf Ordnung zu sehn und ihre richterlichen Aussprüche galten oft als Gottesurtheile.

Was aber wurde nun den Göttern geopfert? Es wurden die Gaben der Erde, Erstlinge der Früchte,*) ungesäuerte Kuchen und Kessel voll Bier dargebracht: doch waren die meisten Opfer blutig. Pferde und andre werthgehaltene Thiere wurden den Göttern geschlachtet und ihre Ueberbleibsel bei den Opfermahlzeiten verzehrt; weßhalb der Genuß des Pferdefleisches von den christlichen Missionaren verboten wurde. Bei den Franken und Alemannen wurden hauptsächlich Thierhäupter auf den Altar gelegt, aus deren Gehirn zugleich geweissagt wurde. — Tacitus berichtet, daß bei gewissen Festtagen im heiligen Haine damit begonnen wurde, Menschen zu opfern, ebenso, daß im Kriege der Hermunduren mit den Chatten alles Besiegte den Göttern gelobt worden war, und darum gefangene Rosse und Männer geschlachtet wurden.

Ebenso thaten die Gothen mit den Gefangenen. Der Gothenkönig Radagais hatte im Voraus seinen Göttern versprochen, wenn er siegen werde, ihnen das Blut der Christen zum Opfer zu bringen. Die Sachsen hatten die Gewohnheit, wenn sie zurückzogen, immer den zehnten Mann der Gefangenen unter Martern zu tödten. — Außer den Gefangenen wurden auch todeswürdige Verbrecher zu den Opfern verwendet. Na=

*) Noch in christlichen Jahrhunderten ließ man dem Wodan bei der Ernte Halme mit Aehren stehen.

mentlich geschah dieses zur Zeit der Noth und bei größeren nach gewissen Zeiträumen wiederkehrenden Festen. Bei den Franken wurden auch Frauen und Kinder geopfert, ehe man über reißende Flüsse und Ströme setzte. Ueberhaupt wurden Kinder geopfert, bald um den Aussatz zu heilen, bald um die Geneigtheit Gottes zu erlangen. So opferte ein nordischer König in seiner Krankheit dem Odin nach einander seine neun Söhne, damit dieser ihn nur am Leben lassen möchte; und der ungerechte Gott nahm angeblich die Opfer des unnatürlichen Vaters an und verlängerte ihm zehn Jahre das Leben. In späteren Zeiten waren es vorzüglich Christen, nach deren Blut die heidnischen Priester zur Sühne der Götter verlangten, und viele wurden den Götzen geopfert. — So verehrten die Rugier und Slaven auf der Insel Rügen den Gott Suantevit. Er war vierköpfig und sein Haupttempel stand auf Rügen. Ihm opferte man alljährlich Wein, Kuchen und — Christen. Nach dem Loose mußte ihm alljährlich ein Christ als Opfer bluten. Die Mecklenburger, Obotriten genannt, hatten einen Kriegsgott, Namens Radegast, nackt und mit schwarzem Stierkopf dargestellt. Ihm wurden nach dem Loose Christen geopfert, darunter war auch der Bischof Johannes, der ihm im Jahr 1066 blutete.

## 5. Die Stellung der Frauen und Kinder.

Wohl waren die alten Deutschen auch in ihrer heidnischen Wildheit ein keuscheres Volk als die meisten jetzigen heidnischen Völker. Wie der deutsche Jüngling und Mann sich selbst in strengster Keuschheit hielt, so war ihm auch Wahrung der Ehre und Unschuld des Weibes die heiligste Pflicht. Reinheit der Sitten war eine Zierde der deutschen Jugend, die preisgegebene Jungfräulichkeit fand keine Schonung. Wie reizend und schön auch ein gefallenes Mädchen war, sie blieb verachtet ihr Lebelang. „Niemand“, sagt Tacitus, „lächelt bei den Deutschen über das

Laster, und verführen und sich verführen lassen heißt nicht moderner Ton" (seculum). Wohl wurde dem weiblichen Geschlechte von ihnen eine Achtung erwiesen, wie sie bei keinem andern Volke gefunden ward. Die Jungfrau gab nur dem Tapfersten ihr Herz und nur ein solcher durfte sie freien. Der Mann brachte dem Weibe zum Witthum Waffen und Roß und am Morgen nach der Hochzeit eine gleiche Gabe. Die Verlobung ward im öffentlichen Mal (d. i. in der Volksversammlung) gehalten; daher das Wort „vermälen." Ehebruch war eine fast unerhörte Sache. Der Mann durfte das ehebrecherische Weib, wie der Vater die unzüchtige Tochter ohne Weiteres tödten; auch den Verführer konnte er mit dem Tode bestrafen oder ihn als Sclaven verkaufen. Strafte nicht der Mann das pflichtvergessene Weib, so stießen sie die Frauen mit allen Zeichen der Verachtung von sich; sie mußte landesflüchtig umherirren, ohne irgend wo Ruhe zu finden. Dagegen kam die Entführung der Mädchen durch Jünglinge aus dem Elternhause nicht selten vor, wie auch Hermann seine Thusnelda heimlicherweise entführte; es folgte jedoch dann immer eine eheliche Verbindung. Vielweiberei war selten und nur bei den Vornehmeren zu finden. Dagegen standen die Frauen unter des Mannes unbeschränkter Gewalt. Weib und Kind konnte der Mann nach Belieben züchtigen und tödten. Unter gewissen deutschen Stämmen mußten sich die Weiber nach dem Tode des Mannes tödten.*) So tödteten sich nach den verlorenen Schlachten die Weiber der Cimbern und Teutonen

*) Dieselbe traurige Sitte finden wir auch bei andern Völkern des heidnischen Alterthums. Bei den Polen wurde vor Einführung des Christenthums den Frauen nach dem Tode ihres Mannes der Kopf abgeschlagen. Bei den Thraciern, Galliern und Gothen ließen die Wittwen, wie bis auf unsere Zeit noch in Ostindien, sich freiwillig verbrennen.

in großer Menge. Starb ein herulischer Mann, so hängte sich das Weib, wenn sie für die Zukunft einen guten Namen unter ihrem Volke behalten wollte, in der Nähe seines Grabes an einem Baume auf. That sie es nicht, so führte sie unter ihrem Volke ein ehrloses Leben und wurde von den Verwandten des Gestorbenen überall angefeindet. Der Todte mußte sein Weib zum Jagen in der Unterwelt haben.

Wie aber war das Loos der Kinder? In der Zeit des Heidenthums stand es jedem deutschen Vater frei, sein neugeborenes Kind anzunehmen oder auszusetzen. Mißgestaltete, verkrüppelte, schwächliche Kinder wurden getödtet ehe sie Nahrung zu sich genommen. Stammten Kinder aus einer Mißheirath ab, so hielt man für besser, sie zu tödten, als daß man sie ein verachtetes, schmachvolles Leben führen ließ. Zwillinge und Drillinge sah der Volksglaube im Heidenthume als in Ehebruch erzeugt an. Darum wurden solche Kinder meistens ausgesetzt. — Auch der Geburtstag bestimmte über das Leben der Neugeborenen. Es gab schwarze Tage. Was da geboren war, durfte nicht leben. Hatten die weisen Frauen des Volkes von einem Kinde Böses geweissagt, so schnitt man die Erfüllung der Weissagung mit dem Leben des Kindes ab. Auch die bittere Armuth war ein Grund zur Aussetzung. Starb das Kind, ohne daß es Jemand aufnahm, so war es der Noth entnommen. Nahm es Jemand auf, so konnte es ihm nicht schlechter gehen, als im Elternhause. — Die christliche Kirche nahm sich mit besonderer Liebe und Fürsorge dieser armen ausgesetzten Kinder an. An den Kirchthüren hatte man aus Stein gehauene Muscheln zur Aufnahme solcher Kinder angebracht. Am Sonntage wurde dann die Gemeinde vom Bischof gefragt, ob Jemand das Findelkind zur Erziehung annehmen wolle. Fand sich Niemand, so ließ es die Kirche erziehen. Die Kinder der alten Deutschen waren von Jugend auf gewöhnt, Gefahren zu trotzen und Strapazen zu ertragen. Die

Kraft des Leibes wurde frühzeitig gestählt. Gleich nach ihrer Geburt wurden sie in kaltem Wasser gebadet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwerten und Lanzenspitzen einher; der geringste Fehltritt konnte ihm das Leben kosten. Solcher Schwertertanz war das einzige Schauspiel, woran das Volk Gefallen fand und sein Beifall lohnte die Muthigsten und Kecksten. War der Jüngling mannbar geworden, dann machten die Edelsten des Stammes in der Volksversammlung ihn wehrhaft: dies hieß man die „Schwertleite." Dann zog er zum Kampf und Streite aus. Denn solange er noch keinen Feind erschlagen, galt er weder in seinen eignen noch in den Augen seiner Brüder als ein rechter Mann. Bei den Chatten trug er als Zeichen dieser Schmach einen ehernen Ring am Arm. Doch auch der Jüngling stand bis er gefreiet hatte unter der unbedingten Herrschaft des Vaters. Auch größere Kinder konnte der Vater aussetzen oder als Sclaven verkaufen. — So waren die Kinder wie die Frauen der väterlichen Gewalt und Willkühr preisgegeben

## 6. Das Loos der Alten und Kranken.

Auch das Loos der Alten und Kranken konnte bei der heidnischen Wildheit und Grausamkeit unserer deutschen Vorfahren nur ein trauriges sein. „Die Fülle der Kraft", sagt selbst ein Lobredner der alten Deutschen (E. Duller), galt unsern Urvätern so hoch, daß sie kranke Kinder lieber umbrachten, als zu Krüppeln heranwachsen ließen, und daß die Alten, wenn sie sich für nichts mehr tüchtig hielten, sich selber den Tod gaben. Aus dem schon erwähnten Volke der Heruler wird berichtet; „Den Alten und Kranken wird nicht gestattet, länger zu leben. Kam Altersschwäche oder Krankheit über Jemand, so mußte er seine Verwandten bitten, ihn so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen. Sie thürmten

dann einen großen Holzhaufen auf, setzten den Alten oder Kranken auf den Gipfel desselben und stellten einen Fremden mit dem Schwerte ihm zur Seite; denn ein Verwandter durfte den Mord nicht vollziehen. Sobald dieser den Schwachen getödtet hatte, steckte man den Holzhaufen auf allen Seiten in Brand. War das Feuer niedergebrannt, so las man die Knochen zusammen und vergrub sie in die Erde. — Befiel unter den heidnischen Preußen Jemanden eine Krankheit, so wurde der Priester gerufen, der über ihm eine Segensformel sprach und ihm Asche von dem verbrannten Holz einer heiligen Eiche als Genesungsmittel gab. Brachte auch diese keine Hilfe, so hielten Kinder und Freunde des Kranken Rath, was mit ihm geschehen sollte. Meistenstheils beschloß man den Tod des Kranken und die Priester erstickten ihn mit einem Kissen. — In strenger Kälte und Herzensnoth faßte einst die Bevölkerung von Island, die auch zum deutschen Stamme gehörte, den Beschluß, alle Alte, Lahme und Sieche aufzugeben und verhungern zu lassen. — Aber der Morgen dämmerte schon. Christus stand vor der Thüre und pochte an. Das Volk hörte seine Stimme und that auf. Christliche Männer gewannen es über die Heiden, daß der grausame Beschluß zurückgenommen wurde. — Im Jahre 1002 nach Christo starb in der Stadt St. Gallen ein frommer Mönch Notker. Er hat die Psalmen in die deutsche Sprache übersetzt und allerlei Anmerkungen hinzugefügt. Da heißt es in einer derselben: „Die Weletaber (ein slavischer Stamm), die in Deutschland ihre Sitze haben, und die wir Wilzen heißen, schämen sich nicht zu sagen, daß sie ihre Eltern mit größerem Rechte essen als die Würmer.“ — Fragen wir: Wer hat auch dem Krüppel, dem Armen und Elenden Leben und Lebensfreude geschenkt? — Der, welcher spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid: Ich will euch erquicken.“ Wer hat dem Greise einen Feierabend und dem Kranken Genesung oder ein stilles

Ende nach Gottes Rath gesichert? Der, von dem Simeon jauchzet: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise deines Volkes Israel.“ Ja, daß es ein deutsches Volk giebt, daß Zucht und Sitte in unsern Wäldern aufgewachsen ist, daß man seines Lebens sicher und froh sein kann, das danken wir allein Jesu Christo. —

## IV.

# Das Vorchristliche im Heidenthum.

---

### 1. Die Ahnung des lebendigen Gottes.

Das religiös sittliche Leben der alten Welt war keineswegs von dem Geiste Gottes verlassen. Schon die alten Apologeten haben mit Recht hervorgehoben, wie auch innerhalb des Heidenthums der göttliche Logos (das Wort das bei Gott war) wirkte und heilige Saatkörner der Wahrheit in die Seelen der Menschen streute. Ein Pythagoras ein Plato, ein Sokrates, ein Seneka und andre Weise des Alterthums rangen darnach, das Licht der göttlichen Wahrheit in sich aufzunehmen und zu begreifen, und die Ahnung des wahren Gottes und der Unsterblichkeit der Seele leuchtete in ihren Herzen bald heller auf. So in dem letzten Gespräch des Sokrates mit seinen Schülern im Gefängniß ehe er den Giftbecher trank, da er sie von der Fortdauer der Seele nach dem Tode zu überzeugen sucht. „Ganz sicher, schließt er, „ist die Seele unsterblich und unvergänglich; denn wäre der Tod eine Vernichtung der Seele, so wäre es ein Fund für die Schlechten, wenn sie sterben, nicht für die Guten." Nicht weniger merkwürdig als die Weisheit des sterbenden Meisters ist das Wort eines seiner Jünger, des Simmias aus Theben, welcher drei Wege bezeichnet, um Gewißheit über das ewige Leben zu erlangen, nämlich das eigene Nachdenken oder eine menschliche Autorität außer uns „wenn einer nicht etwa sichrer

und gefahrloser seine Pilgerschaft auf einem festeren Fahrzeuge bestehen kann", fügt er hinzu: nämlich auf einem Worte Gottes." — Doch nicht die Philosophen allein, auch dem gemeinen heidnischen Volke trat die Ahnung eines unsichtbaren lebendigen Gottes zuweilen unwillkürlich nahe; ja es war für wahrhafte Religiosität oft noch empfänglicher, als die Gebildeten unter den Heiden, weil hier keine blendende trügerische Weisheit dem Sehnen der gottverwandten aus ihrem Sündenschlummer erwachten Seele scheinbare Befriedigung gab. So blieb das Bedürfniß höherer Religiosität noch leichter wach und machte sich fühlbar. Einen Beweis hiervon giebt uns Tertullian, indem er berichtet, daß das römische Volk bei heftigen Gemüthsbewegungen sich nie mit seinen Ausrufen zu den Göttern gewandt habe, sondern sich der Worte bedient: Bei Gott! So wahr Gott lebt! Soll mir Gott helfen! Auch habe sich der Blick dabei nicht nach dem Capitol gekehrt, sondern aufwärts zum Himmel. „O Seele," ruft er aus „die du von Natur eine Christin bist." — Hierher gehört auch die interessante Bemerkung des Aulus Gallius: daß die alten Römer bei Erdbeben nicht zu irgend einem der bestimmten Götter zu beten pflegten, sondern nur zu Gott im Allgemeinen als dem Unbekannten. — Auch jene Altäre zu Athen, die man bei einer Pest den fremden und unbekannten Göttern errichtete, deren einen der Apostel Paulus fand mit der Inschrift: „Dem unbekannten Gott — was waren sie anders als ein beredtes Zeugniß, daß das Heidenthum in allen seinen Göttern und Gottesdiensten keine Ruhe und Befriedigung findet, sondern einen wahren ihnen noch unbekannten Gott über allen ihren Götzen ahnt und wieder sucht. — Denn von Anfang an hatten alle Völker die Erkenntniß des einen unsichtbaren Gottes, und erst durch die Macht der Sünde waren sie versunken in den Dienst der Gestirne, Heroen, Thiere und Dämonen. — Noch deutet darauf hin, daß sie alle als Symbol

des einen unsichtbaren Gottes die Sonne göttlich verehrten, sodaß der Bel in Chaldäa und Babylon, der Mythras der alten Parsen, der Moloch der Phönizier, der Osiris der Aegypter, der Zeus der Griechen, der Brahma der Indier, der Buddha der Tibetaner, der Jupiter der Römer, der Odin der alten Deutschen im Grunde eine und dieselbe Gottheit war. —

## 2. Die Sehnsucht nach Erlösung.

Durch das ganze vorchristliche Heidenthum geht das Bewußtsein von einer Scheidewand, von einem Zwiespalt zwischen Gott und der gefallenen Menschheit und das Sehnen nach Versöhnung. Davon sind die Opfer, Büßungen, Lustrationen und Kasteiungen unter den verschiedensten Völkern des Alterthums lautredende Zeugen. — Wer gedächte hier nicht zuerst der schmerzlichen Büßungen und Selbstpeinigungen der Fakirs, dieser Heiligen unter den Hindu's;*) wer nicht an die mit Klagschrei, Kasteiung und Selbstverwundung verbundenen Opfer der alten Aegypter, die in den Tempeln ihre Brüste zerschlugen, als ob sie über Todte trauerten; wer nicht an den blutigen Cultus der syrischen Göttin Astarte, deren entmannte Priester sich mit scharfen Messern die Arme zu verwunden und mit Riemen den Rücken zu zergeißeln pflegten; wer nicht an die blutige Geißelung der spartanischen Jünglinge vor den Altären der Arthemis Orthia und der arkadischen Mädchen vor dem Altare des Dionysos? Nehmen wir zu diesen Büßungen endlich die in allen Naturreligionen ausnahmslos geübten Menschenopfer, die wir im vorigen Abschnitte geschildert — wer, sage ich, wollte darin nicht einen entsetzlichen und doch gewissermaßen weissagenden Nothschrei des heidnischen Alterthums erkennen, der erst auf Gabbatha und Golgatha im Angesichte des leidenden und sterbenden

*) Vgl. Nacht und Morgen. I. (3. Aufl. S. 61.)

Welterlösers sich auflösen konnte in lauter Jubel und Lobgesänge! —

Auch die Namen der „abwendenden" Götter, (dii averrunci) bei den Griechen und Römern des Zeus Aphesios (der Vergebende), Alexikakos (der Uebel abwendende), Meilichios (der Versöhnliche), wer könnte sie lesen und von den ihnen dargebrachten Sühnopfern hören, ohne ergriffen zu werden von dem wehmüthigen Gefühl, daß auch die Heiden in ihrer Finsterniß geahnt und gesucht: das große, geheimnißvolle Wort von der Versöhnung? — Dazu kommt die durch das ganze heidnische Alterthum sich wie ein Schatten des zukünftigen freiwilligen Versöhnungstodes Christi hindurchziehende Idee eines Sühnopfers vermöge deren man das Höchste und Edelste, das Beste und Reinste, ja sich selbst den Göttern darbrachte, um dadurch Heil und Rettung für die Anderen zu erhalten. — Oder wer sollte hier nicht an die Selbstaufopferung des Marcus Curtius und die Todesweihe des Consul Decius Mus gedenken. — Die erstere fällt in die Zeit der Samniterkriege (343—290 v. Chr.). Ein Erdbeben hatte auf dem Forum zu Rom einen tiefen Spalt gerissen, und die Priester erklärten, daß der weit gähnende Abgrund sich nicht eher schließen würde, als bis die Römer das Edelste und Werthvollste hineinwerfen würden; dann aber werde auch die ewige Dauer des römischen Reiches gesichert sein. Da erbot sich Marcus Curtius, ein junger Patricier, sich in den Abgrund zu stürzen, um den Zorn der unterirdischen Götter zu sühnen und das Heil seines Vaterlandes zu begründen. Nach einer feierlichen Todesweihe ritt er im glänzenden Schmucke seiner Waffen auf das Forum, und stürzte sich vor den Augen des Volkes in den gähnenden Abgrund, der nach römischer Sage über dem versinkenden Mann und Roß wie zu einem Zeichen der erfolgten Göttersühne von selbst sich zusammenschloß. — Aehnlich ist die Selbstaufopferung des Consul Decius

Mus in dem letzten latinischen Kriege (340 v. Chr.). Durch ein Traumgesicht war ihm und seinem Mitconsul der Schicksalsspruch verkündet worden, daß in der bevorstehenden Schlacht von der einen Seite das Heer, von der andern aber einer der Anführer den Göttern der Unterwelt zum Opfer fallen müßten. Um nun diesen Spruch zu Gunsten der Römer zu wenden, beschloß Decius sich jenen Göttern zu weihen. Beim Beginn der Schlacht ließ er sich vom Oberpriester die Formel der Todesweihe vorsprechen, legte dann schnell sein Senatorengewand an, stellte sich auf sein Schwert, verhüllte sein Haupt und sagte laut die ihm vorgesagten Worte aus, durch welche er sich und die Legionen der Feinde als Sühnopfer den Todesgöttern weihte. Dann stürzte er sich in die dichtesten Reihen der Latiner und sank bald von Geschossen durchbohrt nieder. — Von seinem freiwilligen Sühntode sagt Livius: „Dieser Held sei von beiden Heeren erblickt worden wie ein Wesen übermenschlicher Art, das, wie vom Himmel geschickt, den Zorn aller Götter von den Seinen auf die Feinde wendete. — Auch bei den Griechen finden wir in einzelnen geschichtlichen Erscheinungen wie in den alten Götter- und Heroensagen ähnliche Zeugnisse von dem Sehnen der Heidenherzen nach der Versöhnung mit den überirdischen Mächten und nach Erlösung von der Suld der Sünde und vom Tode.

## 3. Weissagungen auf Christum und sein Reich.

Von Altersher gehen Stimmen der Weissagung durch die alte Welt hindurch, welche eine bessere Zeit, eine zukünftige Erlösung verkündigen. Theils sind es dunkle Erinnerungen aus uralter Zeit, welche noch in die Gegenwart hereinragten, wie das letzte Abendroth eines untergegangenen Tages, der den dunkel gewordenen Himmel noch mit einigen goldnen Streifen schmückt, theils Ahnungen der die Wahrheit suchenden und erfahrenden

Herzen, den Sternen gleich welche die Nacht schwach beleuchten und einen kommenden Tag verkünden.

Lauschen wir zuerst auf den leisen Klang des Sehnen und Hoffens auf die Welterlösung, welcher aus der Religion der alten Parsen (Parsismus) uns entgegenklingt. Die ganze sichtbare Welt, ihr Anfang, Verlauf und dereinstiges Ende ist bedingt durch die zwei sich gegenüberstehenden Reiche des Lichts: Ormazd und der Finsterniß: Ahriman. Beide, Ormazd, der gute und Ahriman, der böse Geist liegen mit ihren Genien wider einander in beständigem Kampfe. Von Zeit zu Zeit sendet Ormazd zur Verbreitung der Wahrheit und Glückseligkeit einen Propheten auf Erden. So hat er zum Anbruch des letzten Weltviertels den Zoroaster auf die Erde gesendet: aber immer heftiger entbrennt der Kampf des Ahriman wider das Reich des Lichtes, und um so größer wird sein Wüthen, je näher die Zeit der Erlösung kommt. Denn verheißen ist schon Sosiosch d. h. „der Rettende". Er wird aus dem Samen des Zoroaster kommen; seine Mutter wird eine Jungfrau sein. Sosiosch wird dann die am Ende der Tage erscheinenden Plagen des Ahriman vertilgen und ein tausendjähriges glückliches Reich herstellen. Nach Verlauf dieses tausendjährigen Reiches wird die Auferstehung stattfinden. Dann beginnt der große Weltbrand, die Berge sinken ein, Alles erscheint wie ein Meer von geschmolzenen Metallen, durch welches sämmtliche Menschen hindurchgehen müssen, um von den ihnen noch anhängenden Sünden vollkommen gereinigt zu werden. Die Reinen werden ohne irgend einen Schmerz hindurch gehen: die Gottlosen aber werden darin Pein leiden. Doch wird dies die letzte Strafe sein, die über die Gottlosen ergeht: nach dieser Läuterung sind sie auch rein, wie überhaupt Alles, was da ist. Ahriman ist besiegt und wird verschwinden, mit ihm die Hölle. Es giebt nur noch eine Gemeinde der Seligen, die mit Ormazd ewig leben. —

Auch bei den Indern tritt uns die Idee eines göttlichen Mittlers zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß und eines Retters der seeligen Gottesordnung entgegen. — Die Inder haben die Erwartung, daß am Ende des jetzigen Weltalters der Sünde als zehnte Avatara d. h. Verkörperung (Buddha gilt als die neunte) Wischnu unter dem Namen Kalki erscheinen, alles Böse niedermähen und das glückliche Zeitalter wiederherstellen soll, wie es vom Anfange der Welt war. — Auch den Chinesen fehlt die messianische Hoffnung nicht. In ihren heiligen Schriften ist oftmals von der Ankunft eines großen Heiligen im Westen die Rede, der nicht nur den Weg der Vollkommenheit bahnen sondern auch die alten Götter stürzen werde. Nicht minder sind ähnliche Erwartungen bei andren orientalischen Völkern zu Hause.

Bei den Griechen haben sie in der Prometheussage einen tiefsinnigen Ausdruck gefunden. An den Felsen geschmiedet zu täglicher Qual, spricht Prometheus das ihm allein bekannte Orakel aus, daß einst (des falschen Gottes) Zeus Herrschaft aufhören werde durch einen Sohn Gottes, der mächtiger sein werde als Zeus und er selbst erblickt seinen Befreier in ferner Zukunft, in Herakles. Aber nicht ohne ein stellvertretendes Leiden soll diese Erlösung geschehen — so verkündigt ihm Hermes: „Von solcher Drangsal hoffe nicht ein Ziel, bevor als Stellvertreter deiner Qual ein Gott erscheint, bereit für dich in Hades unbesonntes Reich zu steigen und zur finstern Kluft des Tartarus.“ — Dies geschieht, indem der Sohn des Chronos, Chiron der gerechteste und weiseste der Centauren sich für ihn opfert, während Herakles den Adler an seiner Brust tödtet und ihn so befreit von seiner Qual. Aeschylus hat diese tiefsinnige Sage zum Gegenstand einer dramatischen Trilogie gemacht, von welcher uns zwar nur ein Stück: „Der gefesselte Prometheus“ erhalten ist, welche aber auch in diesem Bruchstück uns erkennen läßt, wie in dieser

Sage die tiefsten Gedanken der griechischen Welt von der Schuld und Sühne und Erlösung der Menschheit sich poetisch wiederspiegeln. Die dichterische Sage wird fast zu einer Weissagung auf den wirklichen Erlöser Christus. Ein noch deutlicheres Vorbild auf Christum stellt uns der griechische Weltweise Plato vor Augen, indem er uns das Characterbild eines leidenden Gerechten schildert, und zwar genau so, als wenn er Christum selbst zum Muster gewählt hätte. Wir finden diese Schilderung in Plato's Republik wo Sokrates und Glaukon redend eingeführt werden. Nachdem Beide einen höchst ungerechten Mann beschrieben haben, so fährt Glaukon fort: „Im Gegensatz müssen wir nun auch den Gerechten betrachten als einen arglosen und aufrichtigen Mann, der nicht rechtschaffen scheinet, sondern rechtschaffen sein will. — Wir müssen ihn aber also darstellen, daß er in Beziehung auf den Ungerechten ganz entgegengesetzte Schicksale erfährt. Ohne die geringste Ungerechtigkeit zu verüben, muß er den Ruf der allerhöchsten Ungerechtigkeit haben. Um die härtesten Prüfungen auszuhalten, muß er sich durch das, was daraus folgt, nicht rühren lassen, sondern bis in den Tod standhaft beharren, sein ganzes Leben hindurch ungerecht scheinen, da er gerecht ist. — Oder sagen sie, welche die Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit vorziehen, nicht selbst, daß ein Gerechter, wie ich ihn geschildert, werde gegeißelt, gemartert, gefesselt werden, daß man ihm die Augen ausbrennen, und am Ende, nachdem er alle Peinigungen ausgeduldet hat, an den Pfahl schlagen werde? — Ist dies nun nicht die genaueste Schilderung des Lebens und Leidens Christi? Anstatt des Augenausbrennens drückte man ihm eine Krone von Dornen auf sein Haupt. Wer möchte in diesem platonischen Ideal eines Gerechten nicht das weissagende Vorbild des Heiligen in Israel erkennen?" *) —

*) Plato de republ. II. p. 361. —

Freilich war diese Schilderung nur ein Gedankenbild des Plato, das die alte Welt kaum hoffen durfte verwirklichet zu sehn. „Ich wenigstens“ sagt Cicero, „habe einen vollendeten Weisen noch nicht gefunden, sondern es hat die Philosophie eben nur gelehrt, wie ein solcher beschaffen sein müsse, wenn überhaupt je einer auf Erden erscheinen wird.“*) — Jedoch hielt man die Hoffnung einer besseren Zukunft fest. Gerade der Jammer der Gegenwart machte die Sehnsucht des Herzens nur um so lebendiger, so daß sie sich fast zu directen Weissagungen gerade um die Zeit Christi steigerte.

Nach dem Morgenlande waren damals viel Blicke voll Hoffnungen und Erwartungen gerichtet. „Durch den ganzen Orient“, sagt Sueton**) „hatte sich der alte und feste Glaube verbreitet, es sei vom Schicksal bestimmt (esse in fatis) daß zur damaligen Zeit aus Judäa welche hervorgehen würden, die sich der Herrschaft der Welt bemächtigen würden.“ — Dieser Glaube fand besondere Nahrung auch durch die Aussprüche der sibyllinischen Bücher. Von Alters her hatte es zu Rom und aller Orten in der heidnischen Welt Sibyllen, weissagende Weiber, gegeben, deren Sprüche und Weissagungen von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und getragen wurden. Wunderbar ist die eine dieser sibyllinischen Weissagungen, welche die Geburt eines Kindes im Oriente verkündet, das einst die ganze heidnische Welt bewegen und mit seiner Macht erfüllen würde. Noch deutlicher und bestimmter sind die Aussprüche der auf uns gekommenen sibyllinischen Orakel, in denen nicht allein einzelne Züge aus dem Leben Christi, sondern auch der Fall Roms und der römischen Götter, sowie der Sieg des Christenthums (unter dem Bilde eines den Himmel berührenden und alle Sterblichen umfassenden Tempels) geweissagt werden. — Wird auch die Aechtheit dieser Orakel be-

*) Cicero Tusc. II, 22 — **) Sueton: Vespas. 4. u. 5.

stritten und die Abfassung derselben größtentheils spätern Christen zugeschrieben, so bleibt es immerhin ein bemerkenswerthes Zeugniß, daß sich Männer wie Justin der Märtyrer und Clemens von Alexandrien darauf berufen, ja selbst Origenes ihnen nicht widerspricht. —

Bekannt ist auch die vierte Ekloge Virgil's, in welcher der römische Dichter aus Anlaß des Friedens zwischen Antonius und Octavian welchen der Consul Pollio vermittelt, und des Sohnes, der diesem geboren worden, mit begeisterten Worten den Anbruch des großen Weltfriedens feiert und den Neugebornen als den künftigen Wiederhersteller der Welt, von dem die sibyllinischen Bücher meldeten, begrüßt:

Schon das letzte Weltalter erscheint der Sibylla von Cumä;
Wieder von vorne beginnt der Jahrhunderte mächtiger Kreislauf.
Schon kehrt die Jungfrau zurück, es kehret das Reich des Saturnus,
Und ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel. — — —
Sieh' mit gewölbter Last das Hoch erschauernde Weltall,
Länder rings und die Räume des Meers und die Tiefen des Himmels,
Sieh', wie Alles sich freut des kommenden Wonnejahrhunderts! —

Ein andres Mal begrüßt er den Augustus als den Gottessohn, der die goldne Herrschaft des Saturnus wiederherstellen und die ganze Welt sich unterwerfen werde. — Eine andre Weissagung legt Seneka in seiner Tragödie: „Herkules auf dem Oeta" dem alten Priestersänger Orpheus in den Mund, da er den Untergang der alten Götter schildert:

Wenn Gesetz und Sitte gelöst
Und sich nahet der jüngste Tag
Wird begraben des Südens Pol u. s. w.
Suchen wird den verlornen Tag
Zitternd Titans gebrochner Strahl.
Dann wird stürzen des Himmels Burg
Ganz verschüttend den Ost und West;
Alle die Götter ohn' Unterschied
Werden gehen in Tod und Nacht.

Aehnliche Weissagungen kündeten mit wunderbarer Uebereinstimmung unter den Völkern jener Zeit das Ende des eisernen und die Wiederkehr des goldnen Zeitalters, da Alles wieder in den früheren Zustand der Unschuld und des Friedens zurückgeführt werde. Auch unter unsern Vätern in Deutschland lebte die Hoffnung auf eine gnädige goldene Zeit, die über den Menschen aufgehen sollte. Untergang der alter Götter und das Aufkommen neuer Götter sangen ihre Lieder. Insbesondre knüpften sich die Hoffnung an einen der Göttersöhne, Baldr, den Sohn Wodans und der Freya, in dem wir fast ein dunkles Vorbild Christi finden möchten. Baldr heißt vorzugsweise der Gute. Er ist der Beste, und Alle loben ihn. Er ist schön und reizend, daß er glänzt. Er ist der mildeste, weiseste und beredtste Gott. Ein Urtheil, das er gefällt hat, darf Niemand ändern. In seiner Burg darf nichts Unreines sein. — Durch die tückische List Loki des Bösen war er getödtet worden.*) Alle Götter trauerten und weineten über ihn; ja, es weinten alle Creaturen, Menschen, Thiere, Erde, Steine, Bäume und weinen noch, so oft der Frühling kommt und den Frost aus der Erde zieht. — Loki der Böse ward zur Strafe mit gräßlichen Fesseln über drei Felsstücke gebunden und eine giftige Schlange tröpfelt ihm ihr Gift ins Gesicht. Unter den Schmerzen windet er sich, daß die ganze Erde bebt. Das ist die Ursache der Erdbeben — aber Baldr bleibt todt. In ihm und mit ihm ist gleichsam das Princip des Heiligen und Guten gestorben. Nun erbleicht der Stern der Götter; ihre Kraft bricht. Iduna's Apfel kann sie vor Alter nicht schützen. Großes Elend bricht über die Götter und Menschen herein. Drei Jahre lang wird die Welt mit Krieg und Blutvergießen heimgesucht. Brüder tödten einander aus Geiz. Keine Schonung findet statt, auch nicht zwischen Eltern und Kindern.

---

*) Vgl. S. 72.

Ein Winter währet drei Jahr und kein Sommer fällt dazwischen. Aber das Aergste folgt nach. Der Riesen furchtbares Geschlecht erhebt sich zum Kampf wider die Götter. Die Sterne schwinden vom Himmel, die Erde bebt, die Berge stürzen zusammen, die mächtige Weltschlange, das Meer fängt an zu wüthen und zu toben und schlägt über die Ufer. — Alle Götter kommen um, fallen im Kampfe wider die Riesen. Die Welt geräth in wilde Feuersgluth: Ragnarok, die Götternacht bricht herein; denn der König der Feuerriesen verbrennt die ganze Erde sammt der Götterburg. Die alte Herrlichkeit ist dahin. — — Aber nicht vernichtet, nur gereinigt wird das Universum. Im grünsten, lieblichsten Schmuck steigt die neue Erde hervor. Korn wächst auf ihr, ohne gesäet zu sein. Kein Loki ist mehr auf der neuen Erde. Die Hölle aber hat ein Erbarmen. Sie sendet Baldr und seinen Bruder auf die neue Erde zurück. Wiedergeboren und geläutert wohnen Götter und Menschen fortan friedlich neben einander. Es ist uns hier, als ob ein Säuseln und ein ferner Klang von dem neuen Himmel und der neuen Erde durch unser Volk gegangen sei.*) —

---

*) Die hellenische Prophetie schaut nur das kommende Ende, nicht das nahende Heil. Dagegen ist es in Voluspa, dem ersten Gesange der Edda (nordischen Göttergeschichte), wo wir die berühmte Weissagung finden:

„Die Sonne wird finster,
Erd' sinkt in's Meer,
Vom Himmel verschwinden
Die glänzenden Sterne;
Dämpfe zischen
Auf aus der sprühenden Gluth,
Hoch spielt die Flamme
Selber zum Himmel — —

Dann kommt ein Andrer,
Bei Weitem mächtiger;
Doch wag' ich jetzt nicht
Ihn zu nennen,
Den Starken von oben herab,
Der Alles lenket;
Gericht wird er halten,
Die Streite schließen,
Bestimmen den Lohn,
Der werden soll." —

# Der Aufgang des Lichts.

# I.

# Die Mission des apostolischen Zeitalters.

---

## 1. Die Mission der Apostel.

Die Apostel sind die Reichsboten Christi, die Organe und Träger seines Geistes, die Stamm- und Glaubensväter der Christenheit. Schon die ältesten Kirchenlehrer haben sie deshalb mit den zwölf Stammvätern Israels, mit den zwölf Thoren der Gottesstadt, die Ezechiel im Geiste sah, mit den zwölf Wasserquellen, aus denen Israel in der Wüste trank, mit den zwölf goldnen Glöcklein am Talar des Hohenpriesters und den zwölf Edelsteinen auf seinem Brustschild verglichen.

Die Apostelgeschichte ist das erste Buch der Missionsgeschichte. Sie berichtet uns das apostolische Wirken des Petrus und Johannes in Judäa und Samaria und das Aufblühen der ersten Christengemeinden in Antiochien und Jerusalem. Vor allem aber enthüllt sie uns das Lebensbild des großen Heidenapostels Paulus aus Tarsus in Cilicien, den der Herr selbst, als seinen eifrigen Widersacher aus der Schule der Pharisäer und Verfolger der Christengemeinden, vor den Thoren von Damaskus durch das Wunder einer allmächtigen Liebe zu seinen Füßen gelegt, im innersten Geiste des Gemüthes überwunden und zum Apostel des Christenthums unter den Heiden sich erwählt, und seine schon das römische Weltreich umfassende Missionsthätigkeit in Kleinasien, Griechenland und Macedo-

nien. Sie schildert in lebendigen anschaulichen Bildern die Missionsreisen des Apostels nach Cypern und durch Kleinasien und nach seiner Rückkehr in die Mutterkirche Antiochiens und Jerusalem durch Syrien und Cilicien nach Macedonien und Griechenland, wo er auf zwei großen Reisen und in jahrelangem Verweilen zu Ephesus und Corinth zahlreiche Gemeinden in den Städten dieser Länder gründete und die neugegründeten jungen Christengemeinden durch die Predigt des Evangelii sowie durch seine apostolischen Briefe im Glauben stärkte. Sie berichtet endlich seine Gefangennehmung in Jerusalem (58 n. Chr.), dahin er unter Todesahnungen gezogen, seine zweijährige Gefangenschaft zu Cäsarea und endlich seine unter stürmischer Seefahrt erfolgte Sendung nach Rom, wo er mehrere Jahre in leichter Haft noch das Evangelium vom Reiche Gottes predigen und durch Briefe und Freunde auch in die Ferne wirken konnte. — Nach kirchlicher Ueberlieferung wieder der Gefangenschaft entlassen, soll Paulus neue Bekehrungsreisen, wahrscheinlich bis nach Spanien, unternommen haben und, aufs Neue ergriffen, zu Rom unter dem Kaiser Nero (68 n. Chr.) den Märtyrertod gestorben sein. Noch heute sind die paulinischen Briefe köstliche Zeugnisse seiner kirchengründenden apostolischen Wirksamkeit unter den Heiden.

Ein freudiges Opfer der Verfolgung wurde auch der Apostel Petrus. Aus seinem Fischerberuf am See Tiberias zu einem Menschenfischer vom Herrn berufen, hatte Petrus schon in seiner Pfingstpredigt gezeigt, wie erfolgreich er das Netz evangelischer Predigt auszuwerfen vermocht. Nachdem er in Jerusalem, errettet aus den Händen des Königs Herodes Agrippa, und bald darauf auch in Antiochien, in Kleinasien und Babylonien mit treuer Hingabe beiden den Juden und Heiden das Evangelium gepredigt, soll auch er nach der durchaus glaubwürdigen Ueberlieferung des Alterthums zuletzt nach Rom gekommen sein und

dort an demselben Tage mit Paulus (den 29. Juni) den Märtyrertod erlitten haben. Nach der Sage ließ er sich von den Bitten der römischen Gemeinde bewegen, zur Nachtzeit aus dem Kerker zu fliehen. Schon war er auf der appischen Straße, als ihm plötzlich Jesus mit dem Kreuz auf dem Rücken erschien. „Herr, wo willst du hin?“ rief der erstaunte Apostel. — Der Herr antwortete: „Ich komme, um aufs Neue mich kreuzigen zu lassen.“ — Petrus verstand den Wink des Meisters. Er kehrte in das Gefängniß zurück und harrte hier muthig der Erfüllung seines Schicksals. — Als sogenannter Barbar wurde er an das Kreuz geschlagen. Nach dem Berichte späterer Sagen war das Kreuz, das man für ihn vorbereitet hatte, dem auf Golgatha ähnlich. Da verlangte der demüthige Apostel mit abwärts gekehrtem Haupte gekreuzigt zu werden, weil er sich nicht würdig achte, wie sein Herr zu sterben. — Mit dem Apostel starb auch seine Gattin. Sie wurde vor ihm zum Tode geführt. Da rief er ihr noch einmal zu: „Weib, gedenke des Herrn!“ —

Johannes, „der Jünger, den Jesus lieb hatte,“ hatte später zur Stätte seiner apostolischen Wirksamkeit sich Ephesus in Kleinasien erwählt. Nach einer alten Tradition der Kirche wurde er unter dem Kaiser Domitian nach Rom geschleppt und dort in ein Faß siedendes Oel geworfen, da er aber unverletzt aus dieser Qual hervorgegangen, auf die Insel Pathmos im griechischen Meer verbannt, wie er selbst sagt, „um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu Christi willen.“ In dieser Einsamkeit wurde der gottgeliebte Greis jener heiligen Gesichte und hohen Offenbarungen gewürdigt, die den Schluß des neuen Testaments bilden. Unter Kaiser Nerva aus seinem Exil entlassen, kehrte Johannes nach Ephesus zurück und sorgte von Neuem mit väterlichem Eifer für das Heil der dortigen Gemeinden. — Einen lieblichen Zug seiner unermüdeten Seelsorge berichtet uns Eusebius. Auf einer seiner Visitationsreisen durch

die Gemeinden Kleinasiens fand Johannes an einem der Orte, die er besuchte, einen Jüngling von sehr versprechender Gesichtsbildung, der aber noch kein Christ war. Johannes empfahl ihn der geistlichen Pflege eines Lehrers der Kirche. Der Jüngling wurde unterrichtet, empfing die Taufe und lebte eine Zeitlang als guter Christ. Allein die Welt zog ihn noch einmal in ihre Netze, und nun wurde es mit ihm ärger, als es zuvor gewesen war, da er noch kein Christ geworden; wie das denn immer der Fall bei Allen ist, die Gnade empfangen haben und wieder aus derselben weichen. Dann, wie der Herr selbst sagt, nimmt der Feind, wenn er aus einem Herzen verbannt worden, nach einer Zeit noch sieben böse Geister, die mächtiger sind, als er, zu sich und bricht in das mit Besemen gekehrte Haus ein; worauf es dann mit einem solchen Menschen von Stund' an ärger wird, als es zuvor war. Der arme Jüngling nämlich gerieth in sehr böse Gesellschaft, ließ sich von ihr hinreißen, und ergab sich ganz dem Müssiggang und der Schwelgerei. Endlich kam es gar so weit mit ihm, daß er der Anführer einer Räuberbande wurde. Nach Verlauf einiger Zeit sprach Johannes einmal wieder mit dem Kirchenlehrer, dem er den Jüngling so dringend empfohlen hatte, und erkundigte sich nach ihm. „Der ist todt!" hieß es. „Wie", rief Johannes, „er ist gestorben?" Der Lehrer fuhr fort: „Er ist todt gegen Gott und lebt nicht weit von hier, in der Wildniß im Gebirge, als Anführer einer Räuberbande." — Johannes ließ sich die Gegend, wo er ihn etwa treffen könnte, bezeichnen, und begab sich in das Gebirge. Er stieß hier auf die Räuber, und gab sich ihnen zum Gefangenen. „Führt mich", sprach er, „zu eurem Hauptmann." Die Räuber thaten dies. Der Jüngling erkannte den alten ehrwürdigen Apostel schon aus einiger Entfernung, und ergriff von Scham übernommen die Flucht. Johannes folgte ihm und rief ihm nach: „Mein Sohn, warum fliehest du vor deinem Vater, der unbewaffnet, alt

nnd schwach ist? Fürchte dich nicht, noch ist Hoffnung für dich da! Glaube mir, Christus hat mich zu dir gesandt.“ — Der junge Mensch blieb stehen, zitterte und bebte und weinte bitterlich. Er folgte dem liebevollen Apostel, der ihn nun wieder in die Gesellschaft der Christen zurückbrachte und ihn von nun an nicht eher verließ, als bis er ihn in der göttlichen Gnade völlig befestigt wußte.

In den letzten Tagen seines hohen Alters ließ sich der greise Apostel in die Gemeindeversammlung tragen, da er vor Altersschwäche nicht mehr gehen konnte, und hier pflegte er mit leiser Stimme das eine Wort zu wiederholen: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ — Johannes blieb länger als alle Jünger und durfte das Kommen des Herrn schauen, am seligsten da er endlich (unter dem Kaiser Trajan 106) still und in Frieden entschlief und einging zu seines Herrn Freude. —

Ueber das Leben und Wirken der andern Apostel fehlen uns meist sichere Nachrichten. Jacobus der Aeltere, Johannis Bruder, wurde als der erste Blutzeuge unter den Aposteln auf Herodes Befehl zu Jerusalem mit dem Schwert getödtet (Apostelg. 12, 2). Ein Diener der Pharisäer ergriff ihn — wie die Tradition berichtet — und zog ihn hin zum Gerichtsstuhl des Königs, der über ihn das Urtheil des Todes sprach. Da nun Jacobus zur Stätte der Hinrichtung geführt wurde, kam seinem Ankläger die Reue ins Herz. Er erkannte sein Unrecht, daß er gegen einen Boten des Herrn gewüthet hatte. Er fiel nieder zu des Apostels Füßen und rief: „Ich beschwöre dich, vergieb mir, und laß mich Theil nehmen am Bekenntniß des Namens des Heiligen.“ Jacobus wandte sich um und sprach zu ihm: „Glaubst du, daß Jesus Christus, den die Juden gekreuzigt haben, der Sohn des lebendigen Gottes sei?“ Er antwortete: „Ich glaube!“ und bekannte seinen Glauben vor allen Anwesenden. Jacobus blickte ihn schweigend an, dann sprach er: „Friede sei mit dir“ und gab

ihm den Kuß des Friedens und der Bruderliebe und segnete ihn. Dann gingen sie vereint, froh und muthig zum Tode. So war es dem Jacobus gegeben, auch auf seinem Todesgange seinem Heiland Seelen zu gewinnen. — Philippus verbreitete das Evangelium in Phrygien. Wie Petrus, war auch er verheirathet und hatte weissagende Töchter. Er starb in hohem Alter zu Hierapolis. — Jacobus den Jüngeren, den „Bruder des Herrn", von den Juden „der Gerechte" genannt, finden wir als Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem. Als im jüdischen Lande die Bekenner des Evangeliums von dem Hasse ihrer früheren Volksgenossen immer Schwereres zu erdulden hatten, schrieb er kurz vor seinem eignen Ende zum Trost und zur Ermahnung seinen herrlichen apostolischen Brief, in dem er die Christen Judäas ermuntert, die mancherlei Anfechtung, in die sie fallen, für eitel Freude zu halten und an ihrer Geduld zu beweisen, daß ihr Glaube rechtschaffen sei (Jac. 1, 2 ff.) und in solcher Geduld die Herzen zu stärken, weil die Zukunft des Herrn nahe sei. Als eine neutestamentliche Prophetengestalt verkündet er aber auch in diesem Brief seinen im Unglauben und in der Weltlust verhärteten Volksgenossen „den Reichen die wohlgelebet haben auf Erden und ihre Herzen geweidet als auf einem Schlachttag" die herannahenden Zeiten des Gerichts, das über sie mit der Zerstörung Jerusalems hereinbrechen sollte. Längst war Jacobus um seiner gesegneten Wirksamkeit willen der pharisäischen Parthei verhaßt, und sie wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um auch an ihm ihren Rachedurst zu stillen. Diese fand sich als der Sitz des römischen Landpflegers in Jerusalem, den sie noch zu fürchten hatten, auf einige Zeit erledigt war. Der gewaltige Hohepriester Ananus benutzte diese Zwischenzeit und ließ Jacobus nebst einigen anderen Christen vor dem hohen Rath als Verletzer des Gesetzes zum Tode verurtheilen. Er wurde im Tempel, den er regelmäßig besuchte, ergriffen und zuerst aufgefordert, gegen

Christum zu zeugen. Jacobus aber rief: „Was fraget ihr mich von Jesu, dem Menschensohn? Er sitzet im Himmel zur Rechten der Kraft und wird wiederkommen in den Wolken des Himmels.“ Auf dieses Bekenntniß hin wurde er von dem wüthenden Volke fortgerissen und von der Zinne des Tempels herabgestürzt. Der Apostel ward von dem Fall nicht sogleich getödtet, sondern erhob sich wieder und betete mit den Worten seines Meisters: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Das Wort ging einem der Priester durch's Herz und er rief: „Haltet ein! Höret ihr nicht, wie er noch für uns betet?“ Aber da trat ein Mann aus dem Volke hervor und schlug mit einer schweren Stange den Jacobus auf das Haupt, also daß er starb. — Bartholomäus oder Nathanael, soll in dem glücklichen Arabien für das Evangelium von Christo gewirkt haben und nach der Sage später in Armenien lebendig geschunden und enthauptet worden sein. — Thomas wurde nach einstimmigen glaubwürdigen Nachrichten der Evangelist der Parther. Vielen Glauben hat auch die Sage gefunden, daß er in Indien das Evangelium verbreitet habe. — Andreas soll in Scythien, Epirus und Griechenland missionirt haben und zu Paträ in Achaja gekreuzigt worden sein, und zwar mittelst eines verschränkten Kreuzes. Noch heute betrachten ihn Rußland und Polen als ihren Apostel. — Matthäus predigte, nach dem er von Palästina geschieden und seinen Landsleuten als heiliges Vermächtniß sein Evangelium in hebräischer Sprache zurückgelassen, bei den Aethiopiern. — Von der Wirksamkeit Simon's des Cananiten, mit dem Beinamen Zelotes, sind uns aus den älteren Zeiten gar keine Nachrichten überliefert. Ebensowenig wissen wir etwas von der apostolischen Wirksamkeit des Matthias, der an der Stelle des „verlorenen Kindes“ in die heilige Zwölfzahl der Apostel aufgenommen wurde. — Judas Thaddäus ist nach Edessa gegangen. Wenn auch der Briefwechsel des Königs Abgarus

mit Christus erdichtet ist, so ist und bleibt es doch historische Thatsache, daß die Heilung des Königs durch den Jünger Thaddäus die Veranlassung ward, daß Fürst und Volk schon zu den Zeiten der Apostel zum Christenthum sich bekehrten. — Dies ist Alles, was wir von den Aposteln wissen. Von Jerusalem aus gingen sie nach Süden, Osten und Norden, vorzugsweise den Sitzen der Diaspora nach. Ihre Pfade sind in Dunkel gehüllt, ihre Spuren sind verschwunden; aber die frühe Entfaltung und Blüthe des Christenthums in den Ländern des Ostens zeigt die Früchte ihrer apostolischen Wirksamkeit. —

## 2. Die Apostelgehülfen.

Um die erhabenen Gestalten der Apostel reihet sich eine Anzahl dienender Freunde, deren Namen die Kirche dankbar zu ehren hat.

Johannes mit dem — vielleicht beim Beginn seiner Missionsthätigkeit angenommenen — römischen Zunamen Marcus war aus Jerusalem gebürtig und der Sohn einer Christin Maria, die an Glaubensstärke und Bekenntnißfreudigkeit den anderen Marien der heiligen Geschichte würdig zur Seite steht. Denn gerade während Herodes die Häupter der Christengemeinde mit blutiger Gewalt zu verfolgen begann, öffnete sie furchtlos den Glaubengenossen ihr Haus als gottesdienstliche Versammlungsstätte. Ihr Sohn Johannes selbst ist vielleicht einer der Siebzig gewesen und ward in der alten Kirche für jenen Jüngling gehalten, der in der Nacht des Verrathes dem Herrn von weitem folgte und nur durch schnelle Flucht unter Zurücklassung seines Gewandes der auch ihm drohenden Gefangenschaft entrann. In späterer Zeit geleitete er den Apostel Paulus auf dessen erster Missionsreise bis Perge und kehrte dann wieder um, vielleicht weil die zum Missionsdienst unentbehrliche Entschiedenheit und Selbstverleugnung ihm damals noch abging.

Hierüber entrüstet, schloß ihn der Apostel auch von der Theilnahme von der zweiten Reise aus. Doch zwei im Glauben verbundene Herzen bleiben nicht lange unversöhnt. Als Paulus zum erstenmal in Rom gefangen lag, war Marcus wieder um ihn. Bald darauf finden wir den nun zur männlichen Festigkeit herangereiften Aposteljünger zu Babylon in der Umgebung des Petrus der ihn liebevoll des Sohnesnamens würdigt. (1. Petr. 5, 13.) Als aber die beiden großen Männer aus dem Leben geschieden waren, die ihm im Leben vorgeleuchtet, duldete, wenn alte Ueberlieferungen nicht trügen, auch Marcus (68) den Märtyrertod zu Alexandria, wo er zuletzt das Evangelium verkündigt hatte. Seine irdische Hülle führten nach Jahrhunderten die Venetianer nach ihrer Inselstadt und erkoren ihn zum Schutzheiligen ihres Freistaates. Doch das schönste Gedächtniß seines Namens hat er sich durch sein Evangelium gestiftet, in welchem er das Leben des Herrn in kurzer und scharfgezeichneter Schilderung darstellt. Die christliche Symbolik hat ihm als Zeichen den Löwen beigegeben.

Enger noch als Marcus schloß sich der antiochenische Grieche Lucas — eigentlich wohl Lucanus — dem Paulus an. Ursprünglich Arzt hat Lucas als Christ mancher krankenden Seele Heilung gebracht. Ungewiß ist die Nachricht, daß er auch Maler gewesen. Nicht minder ungewiß ist die sonst sinnreiche Vermuthung einiger Alten, Lucas sei einer der beiden Jünger gewesen, die mit dem Auferstandenen nach Emmaus wanderten. Gleich den übrigen heiligen Schriftstellern redet er so wenig von sich selbst, daß er den Anfang seiner Verbindung mit Paulus nur durch die einfachen Worte: „Wir fuhren aus von Troas" andeutete. (A.-G. 16, 11.) Und doch hängt er von jenem Augenblick an mit so hingebender Treue an seinem erhabenen Freunde, daß ihn keine Gefahr von demselben zu trennen vermag. Wo er nach dem Hingang des Paulus gelebt hat, ist unbekannt. Er

soll ein Alter von mehr denn achtzig Jahren erreicht haben. Sein Evangelium wird mit dem Bilde eines Stieres bezeichnet, da es dem Leser sogleich im Eingang den alttestamentlichen Opferdienst vorführt.

Ueberaus gering ist unsere Kenntniß von dem Leben des Silas. Derselbe war ein Lehrer der Christen zu Jerusalem und erfreute sich ohne Zweifel des besonderen Vertrauens der Apostel. Denn er ward von der Apostelversammlung beauftragt, den Beschluß derselben, über die Befreiung der Heidenchristen vom jüdischen Gesetz der Gemeinde zu Antiochia zu überbringen und so daselbst den gestörten inneren Frieden wieder herzustellen. Nachdem er hierauf den Paulus auf dessen zweiter Missionsreise begleitet, erscheint er unter dem Namen Silvanus als Gehülfe des Petrus. (1. Petr. 5, 12.)

Einen treuen Diener erzog Paulus sich und dem Reiche Gottes in dem aus dem Heidenthum zu Christo bekehrten Titus, dessen er sich als eines „rechtschaffenen Sohnes" (Tit. 1, 4.) freute. Er übertrug demselben die Leitung der Christengemeinden auf der Insel Creta. Hier soll Titus als neunzigjähriger Greis den Märtyrertod gefunden haben.

Als Paulus zum andernmal nach Lystra kam, nahm er den jugendlichen Timotheus mit sich und bestimmte ihn zum Dienst am göttlichen Wort. Sohn eines heidnischen Vaters, war Timotheus durch die fromme Sorgfalt seiner Mutter Eunike und seiner Großmutter Lois von Kindheit an im Christenthume unterwiesen worden. Als er unter Handauflegung zum Verkündiger des Evangeliums geweiht ward, verhießen bedeutungsvolle Weissagungen, daß Gott einst Großes ausrichten werde durch diesen Jüngling. (1. Tim. 1, 18.) Timotheus theilte die letzte Gefangenschaft seines Lehrers und verwaltete dann das Bischofsamt zu Ephesus, bis auch ihm der Tod eines Blutzeugen zu Theil ward.

Der gelehrteste Christ jener Zeit war wohl Apollos aus Alexandria, der sich zugleich durch glänzende Beredtsamkeit auszeichnete. Bereits gläubig geworden, doch ohne andre Taufe als die des Johannes, lernte er zu Ephesus ein christliches Ehepaar kennen, Aquila und Priscilla, welches aus seinem ursprünglichen Wohnort Rom hatte flüchten müssen. Diese schlichten Leute wurden nun Lehrer des gelehrten Mannes, indem sie seine vielfach irrigen Vorstellungen von Christo berichtigten und läuterten. Hierauf finden wir ihn als einen reich begabten Christenlehrer zu Corinth, wo er begoß, was Paulus durch seine Missionspredigt gepflanzt hatte. (1. Cor. 3, 8.)

Außer diesen Apostelschülern erwähnt die heilige Schrift noch des Barnabas, mit seinem eigentlichen Namen Joses, eines Leviten, gebürtig aus Cypern. Er soll einer der 70 Jünger unsres Herrn gewesen sein. Unter den Christen zu Jerusalem hatte er ein gutes Gerücht, vornehmlich seitdem er den Kaufpreis eines verkauften Ackers zu der Apostel Füßen gelegt hatte. Als ein rechter „Sohn des Trostes — wie sein Name Barnabas uns deutet — führte er den Apostel Paulus zuerst in den Apostelkreis zu Jerusalem ein und erscheint dann auf dessen Missionsreisen als sein treuer dienender Gehülfe in der Predigt des Evangelii. Die kirchliche Tradition nennt ihn als den ersten Bischof der Kirche zu Mailand und zählt ihn nebst dem von Paulus in seinem Brief an die Philipper (4. 3) als einen treuen Mitkämpfer gerühmten Clemens von Rom, dem Bischof der dortigen Christengemeinde, zu jenen ehrwürdigen apostolischen Vätern, unter denen wir auch die leuchtenden Namen eines Ignatius und Polykarpus finden.

## 3. Ignatius und Polykarpus, die Apostelschüler.

Antiochia an dem Strome Orontes in Syrien, die große Hauptstadt des römischen Asiens, war nach Jerusalem die zweite

Mutterkirche für die Christenheit, das große Missionshaus für die alte Heidenwelt geworden. Bischof der Gemeinde daselbst, die einst einen Paulus und Barnabas als Missionare ausgesandt, war Ignatius, ein Schüler der Apostel, vor allem des Jüngers der Liebe, der ihn für Christum gewonnen, des heiligen Johannes. — Die Augenzeugen, welchen wir den Bericht über die letzten Kämpfe und Siege des apostolischen Mannes verdanken, geben ihm das schöne Zeugniß: „Er war ein Mann in allen Dingen den Aposteln ähnlich. Als guter Steuermann setzte er mit dem Ruder des Betens und Fastens und der Beständigkeit seiner Lehre und geistlichen Arbeit sich den Fluthen des Widersachers entgegen. Er war gleich einer göttlichen Leuchte, welche die Herzen der Gläubigen durch die Lehre der Schrift mit Licht und Trost erfüllte. Am Ende seines Lebens fürchtete er selbst seinen qualvollen Tod nicht, um die ihm anvertraute Gemeinde zu erhalten.“ — Seine innige Frömmigkeit hatte ihm den Namen Theophoros (θεόφορος) verschafft, d. h. der Gott trägt oder von Gott getragen wird. Vielleicht ist aus dieser Bedeutung seines Namens die Sage entstanden, daß Ignatius das Kind gewesen, welches der Herr einst als Vorbild der Einfalt und Demuth in den Kreis seiner Jünger stellte (Matth. 18, 2). Als der römische Kaiser Domitian (90 n. Chr.) die Kirche verfolgte, hielt er mit eifriger Sorge die Seinen zusammen, belebte die schwachen Brüder und hatte die Freude, seine Gemeinde unter den Stürmen der Verfolgung unerschüttert zu sehen. Nur ein Kummer war in seiner Seele zurückgeblieben, daß er selbst wegen Mangels an Liebe, wie er in aufrichtiger Demuth meinte, noch nicht würdig befunden worden, mit seinem Blute seinen Glauben zu bezeugen.

Etwa vierzig Jahre hatte er sein Amt verwaltet, als um das Jahr 107 nach Christo der römische Kaiser Trajan auf seinem Feldzug gegen die Armenier und Parther nach Antiochia kam.

Hier gelangte der Ruf von dem großen Lehrer der Christen, der so viele Seelen schon dem Worte vom Kreuze gewonnen, zu den Ohren des Kaisers. Er befahl, ihn vor seinen Richterstuhl zu führen. Freudigen Herzens kam Ignatius in der Hoffnung, den seiner Gemeinde drohenden Sturm durch Aufopferung seines eigenen Lebens abzuwenden. Als er vor dem Imperator erschien, fuhr ihn dieser mit den zornigen Worten an: „Wer bist du, böser Dämon, der du so unermüdet dich abmühest, meine Befehle zu übertreten?“ — Ruhig entgegnete ihm Ignatius: „Niemand nennt den Theophoros einen bösen Dämon. Die Dämonen weichen zurück vor Denen, die dem Herrn dienen.“ — „Was ist denn ein Theophoros?“ fragte der Kaiser. — Ignatius antwortete: „Der, welcher Christum in seinem Herzen trägt.“ — „Aber,“ fragte Trajan weiter, „glaubst du denn nicht, daß auch wir unsere Götter im Herzen tragen, die für uns kämpfen gegen unsere Feinde?“ — Freimüthig erwiderte ihm der Bischof: „Die Götzen der Heiden nennst du irriger Weise Götter, denn es ist nur ein Gott, der den Himmel und die Erde gemacht hat, und das Meer und Alles, was darin ist, und es ist nur ein Jesus, Gottes eingeborner Sohn. Möge ich in sein Reich aufgenommen werden!“ — Trajan fragte: „Meinst du den, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden?“ — Ignatius antwortete; „Ja, den meine ich, der auch meine Sünde sammt ihrem Urheber kreuzigte und alle Liste und Bosheit Satans denen unter die Füße gegeben, die ihn im Herzen tragen.“ — „Du hast also den, der gekreuzigt worden, in deinem Herzen?“*) — „Ja, denn es stehet geschrieben: „„Ich will in ihnen wohnen und in ihnen wandeln!““ — Da sprach der Kaiser das Urtheil:

---

*) Nach der schönen Dichtung der Legende sah man bei dem Tode des Ignatius den Namen Jesu mit goldenen Buchstaben in seinem Herzen geschrieben.

„Ignatius, der ausgesagt hat, daß er Den in sich trage, der gekreuzigt worden, wird verurtheilt, daß er gebunden von Soldaten nach Rom geführt und dort zum Vergnügen des Volkes den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen werde.“

Ignatius hörte es ruhig an; dann blickte er gen Himmel und sprach mit lauter freudiger Stimme: „Ich danke dir, Herr, daß es dir gefallen hat, mich dieses Zeugnisses einer vollkommenen Liebe zu würdigen!“ — Er ließ sich willig fesseln, öffnete noch einmal willig seine Lippen zum Gebete für die Kirche, befahl sie mit Thränen dem Herrn und wurde dann weggeführt. — Er verließ Antiochia. Sein Herz war voll Trost und freudiger Hoffnung. Ueber seine Lippen ging kein Laut der Klage. Der Wahlspruch seines Lebens war und blieb ihm: „Meine Liebe ist gekreuzigt,“ d. h. nach seiner eigenen Erklärung: Meine Neigungen sind untergegangen für die Welt, um aufzugehen für Gott. — In Seleucia wurde er auf ein Schiff gesetzt und begann, längs der Küste Kleinasiens hin, die Fahrt nach Rom, seiner fernen Richtstätte. — Auf den Weg waren ihm zehn Soldaten zur Bewachung mitgegeben worden. An Einen derselben war er stets gebunden. Sie waren hart und gewaltthätig gegen ihn. Ihr Wesen ward ihm zu einer rechten Schule des Kreuzes und der Geduld. „Von Syrien bis nach Rom“, schreibt er, „kämpfe ich bereits mit wilden Thieren, bei Tag und Nacht gekettet an zehn Leoparden, ich meine damit die Wache der Soldaten. Sie lästern und beleidigen mich und sind durch Wohlthaten nur ärger geworden; aber ihre Beleidigungen dienen mir zur Lehre.“ — Zosimus und Rufus, wahrscheinlich Geistliche von Antiochia, begleiteten ihn als Mitgefangene, andere Brüder aber freiwillig, um durch ihre Nähe und ihren Beistand seine Leiden zu mildern. Andere waren ihm von Antiochia nach Rom voraus gereist, um ihn dort zu erwarten. Man schlug nicht den nächsten Weg nach Rom ein, sondern schleppte den schwachen, hochbejahrten Greis

hin und her. Man wollte recht Vielen an ihm ein abschreckendes Beispiel geben. Aber überall, wo er durchreiste, festigte und stärkte er die Brüder. Mehr noch als sein Wort wirkte seine Erscheinung. Seine Reise sollte eine Demüthigung des neuen Glaubens sein und sie ward zu einem Siegeszuge.

Das Schiff lag längere Zeit zu Smyrna vor Anker; hier ward ihm erlaubt, den Bischof der dortigen Gemeinde, Polykarpus, zu besuchen. Dieser war gleich ihm ein Schüler des Apostel Johannes gewesen. Ignatius bezeugte ihm laut nicht seinen Schmerz, sondern seine Freude über seine Ketten und bat ihn, mit ihm zu kämpfen im Gebete, um ihm Kraft und Gnade zum Zeugentode zu erbitten. Polykarp war noch ein Jüngling an Jahren, aber durch Gaben des Geistes und eifriges Wirken schon damals eine Zierde der Kirche. Neben ihm, dem jugendlichen Streiter, steht die ehrwürdige greise Heldengestalt des Ignatius vor uns; wie in diesem irdischen Leben die Erfahrung dasteht neben der Hoffnung. — Smyrna wurde der Schauplatz der innigen lebendigen Liebe, welche in jenen ersten Zeiten die Gläubigen vereinte. Nicht nur die Gemeinde zu Smyrna, sondern auch die ganze Kirche Kleinasiens erfreute hier den edlen Dulder durch die rührendsten Beweise der Theilnahme und wetteiferte, ihre Liebe ihm zu bezeigen. Aus allen Gegenden Kleinasiens kamen Abgesandte der zerstreuten Christengemeinden, welche den geliebten Lehrer noch einmal im Namen der Ihrigen begrüßen und seine letzten Worte vernehmen sollten. Sie erfreuten den Märtyrer nicht nur durch die Stärke und Festigkeit ihres eigenen Glaubens, sondern auch durch die Berichte über das frische Glaubensleben ihrer Gemeinden. — Ignatius dankte diesen für das letzte Zeichen ihrer Liebe in Briefen, die er den Abgeordneten mitgab, und die uns theilweise noch erhalten sind. Eine wunderbare, unendlich wohlthuende Wärme und Frische des Glaubens durchweht sie; die Bande des Lebens haben sich für ihn

gelöst; in erhabenem Aufschwung der Seele erwartet er mit glühendem Verlangen das Ende seines Laufs und eilt selig der Heimath zu. — Er befürchtete, die römische Gemeinde möchte vielleicht Schritte thun, sein Leben zu erhalten. Auch an sie richtet er deshalb ein Schreiben, in dem er seine Freude bezeigt, sie zu sehen, aber vor Allem sie bittet, seiner zu schonen, ihn nicht zu hindern, aus dem irdischen Dunkel in das Licht des ewigen Lebens, aus dem Lande des Streites in das Land des Friedens zu gelangen. „Ich habe", so schreibt er,*) „Gott gebeten, euer Angesicht zu sehen. Gebunden in Christo hoffe ich euch begrüßen zu können; aber ich bin wegen eurer Liebe bekümmert. Erbittet mir Kraft von außen und innen, daß ich als Christ erfunden werde, aber habt, ich beschwöre euch, keine unzeitige Liebe für mich. Laßt mich die Speise der wilden Thiere werden; denn Gott ist es, den ich durch sie gewinne. Ich bin ein Weizen Gottes, und von den Zähnen der wilden Thiere muß ich gemahlen werden, damit ich als reines Brod erfunden werde. Verzeihet mir! Ich weiß, was mir frommt. Ich beginne nun, ein Jünger des Herrn zu sein. Ich frage nichts nach dem Sichtbaren und Unsichtbaren, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Feuer, Kreuz, wilde Thiere, Zerfleischung des Körpers, alle Martern Satans mögen über mich kommen, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Nichts können mir mehr helfen die Reiche der Welt, nichts die Reize des Lebens. Ich verlange nach dem Herrn, dem Sohne des wahren Gottes. Den suche ich, der für uns starb und auferstand. Schonet meiner, o Brüder, und stehet mir nicht im Wege, das Leben zu erlangen; denn Jesus ist das Leben der Seinigen. Wollet nicht, das ich im Tode bleibe; denn ein Leben ohne Christum ist der Tod. Haltet mich nicht fest in dieser Welt! Laßt mich aus dem Borne des lauteren Lichtes schöpfen! Wenn

---

*) Ignat. ep. ad Rom. c. 4—6.

ich dort sein werde, dann werde ich ein Mann Gottes sein. Sofern Einer Ihn in sich hat, der versteht, was ich meine, der hat Mitgefühl für das, was ich leide, der weiß, was mich beklommen macht. Lebend schreibe ich euch, ergriffen von Liebe zu sterben. Es ist in mir kein Feuer dieser Welt, aber Wasser des Lebens, und es ruft mir zu: „Komme zum Vater!" —"

Von Smyrna wurde Ignatius nach Troas gebracht und von hier aus setzte er durch Macedonien und Epirus seine Todesreise fort. Zu Rom angekommen, wurde er dem Präfecten überliefert und ohne Verzug, da die Kampfspiele bereits ihrem Ende nahten, an dem letzten Tage der Saturnalien in das Amphitheater gebracht. — Das Gerücht von seiner Ankunft hatte sich in Rom verbreitet. Viele Brüder fanden sich ein, ihn zu begrüßen. Er erhielt die Erlaubniß, mit ihnen zu beten. Und er warf sich mit ihnen Allen auf die Knien nieder und flehte den Sohn Gottes an, daß er der Verfolgung ein Ziel setze und unter den Brüdern die Liebe erhalte. Dann wurde er in den Circus abgeführt. Das Volk hatte sich zahlreich versammelt. In dem Behälter hörte man das Brüllen der hungrigen Löwen. Da rief er aus, wie er auch den Römern geschrieben: „Ich bin ein Weizen Gottes; durch die Zähne der wilden Thiere soll ich zermahlen werden, damit ich als ein reines Brod Gottes erfunden werde." — Schnell war sein Tod; die wilden Thiere fielen so grimmig über ihn her, daß nur die größten Gebeine übrig blieben. Diese wurden, ein theures Kleinod, von seinen Freunden gesammelt, in weiße Linnen eingehüllt und nach Antiochia zurückgebracht, um dort an der Stätte seines Wirkens beigesetzt zu werden.

Seine Reisegefährten hatten seinen Märtyrertod mit angesehen. Ein ungeheurer Schmerz ergriff sie. Sie durchwachten in Thränen die Nacht und baten Gott auf den Knieen, daß er ihnen einiges Licht des Trostes über das, was geschehen, gewähren

möchte. Als sie endlich in Schlummer sanken, sahen Einige den Ignatius, als stände er vor ihnen und umarmte sie, Andere sahen ihn für sie beten und sie segnen, Anderen schien er als bedeckt mit Schweiß und wie von großer Arbeit kommend und vor dem Herrn stehend, voll Freudigkeit und unaussprechlicher Herrlichkeit. Sie wurden dadurch mit großer Freude erfüllt und priesen Gott, den Geber alles Guten. — „Wir haben euch", so schließen die Reisegefährten ihren Bericht an ihre Gemeinden, „den Tag und die Stunde seines Märtyrertodes aufgezeichnet, damit wir uns jährlich an diesem Tage versammeln und gemeinsam gedenken können des muthigen Zeugen Christi, der den Satan unter die Füße trat und seinen Lauf vollendete, wie er es ersehnt hatte, in Christo Jesu, durch welchen alle Ehre und Macht sei dem Vater mit dem heiligen Geiste immerdar! Amen! —"

Sechzig Jahre waren verflossen seit jener Zeit, da Ignatius auf seiner Todesreise den Bischof von Smyrna, den jugendlichen Polykarpus besuchte. Was damals der greise Bekenner von seinem jugendlichen Freunde erwartet hatte, war glänzend erfüllt worden. Nach dem Tode des Ignatius war er an die Spitze der kleinasiatischen Kirche getreten, und hatte dieselbe durch alle Stürme und Wogen jener Zeit mit fester inniger Glaubenstreue geleitet. So finden wir ihn zur Zeit der Verfolgung Marc Aurels (167 nach Christo) wieder als den größten Kirchenlehrer seiner Zeit, als das würdigste Bild der erstorbenen Apostelzeit. Die Liebe und Verehrung der Gläubigen nannte ihn den Vater der Christenheit, den Lehrer Asiens, den gründlichsten Gegner des heidnischen Aberglaubens. Ein rührendes Bild des patriarchalischen Greises, der evangelischen Klarheit, die aus seinen Worten und seinem Wesen strahlte, hat uns einer seiner Schüler, Irenäus, Bischof von Lugdunum († 202) gezeichnet, der damals zu seinen Füßen saß und mit empfänglicher Seele an dem verehrten Meister das Licht seines Glaubens und seiner Liebe anzündete. „Noch

jetzt", schreibt er, „könnte ich den Ort und die Stelle bezeichnen, wo der selige Polykarpus saß, wo er lehrte, seinen Schritt, seinen Gang, jede Eigenthümlichkeit seines Lebens, sein Aeußeres, ja selbst die Reden, die er an das Volk hielt. Mir ist's, als hörte ich ihn noch erzählen, wie er mit Johannes und den Uebrigen, die den Herrn gesehen, gesprochen, wie er ihre Reden anführte und Alles, was er aus ihrem Munde über den Herrn gehört — — — jener selige apostolische Mann!" —

Auch Polykarp traf das Loos, seinem Freunde Ignatius wie im Leben und in der Lehre, so auch im Märtyrertode nachzufolgen. Noch ist uns als ein köstliches Zeugniß des christlichen Lebens jener Zeit ein Sendschreiben der Gemeinde von Smyrna*) aufbewahrt, in welchem sie die letzten Schicksale ihres Bischofs zum Troste der Brüder und zur Erbauung der ganzen Kirche beschrieben hat. — „Wir schreiben euch, ihr Brüder", heißt es darin, „von den Märtyrern und vom seligen Polykarpus, der mit seiner Marter der Verfolgung ein Ende gemacht, ihr gleichsam ein Siegel aufgedrückt und uns das Vorbild eines vollkommen evangelischen Märtyrertodes dargestellt hat. — Polykarpus gab sich nicht unbesonnen dem Tode hin, sondern wartete, bis er ergriffen wurde, wie das auch der Herr gethan hat, auf daß wir an ihm lernen sollen, nicht allein das ins Auge zu fassen, was nur uns selbst, sondern auch das, was unsern Brüdern frommt. Alle nach dem Willen Gottes über uns ergehende Marter ist heilsam und nützlich; aber wir müssen auch seinen Willen über uns walten lassen. — Wer müßte nicht bewundern die Standhaftigkeit der Märtyrer, ihre Ausdauer und ihre Liebe zu

---

*) Epistola eccl. Smyrn. de Polycarpi martyrio. Wir theilen das ehrwürdige Actenstück fast vollständig mit, weil sich in einzelnen Zügen desselben das heilige Liebeleben der ersten Christengemeinden spiegelt.

dem Herrn! Mit Geißeln bis zur Entblößung der innern Adern und Sehnen zerfleischt, sind sie dennoch fest geblieben, und während die, welche sie sahen, jammerten und wehklagten, waren sie mit solcher Stärke ausgerüstet, daß Keiner einen Laut der Klage oder des Schmerzes hören ließ. Und sie bewiesen uns, daß sie unter jenen Martern außer dem Leibe wallten, oder vielmehr, daß der Herr ihnen beistand und mit ihnen umging. An seiner Gnade sich haltend, verachteten sie die irdische Pein, entgingen durch standhaftes Dulden in dem Raum einer Stunde der ewigen Qual. Kühl schien ihnen das Feuer der erbarmungslosen Peiniger, da ihnen vor dem Sinn schwebten die ewigen, unauslöschlichen Flammen, und sie mit den Augen des Geistes jene Güter schauten, welche dem ausharrenden Kämpfer aufbewahrt sind, Güter, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret, die ihnen aber, die nicht mehr Menschen, sondern Bürger der himmlischen Stadt waren, von dem Herrn offenbaret wurden. — Die, welche zu den wildesten Thieren verurtheilt waren, mußten eine Zeitlang grauenvolle Schmerzen leiden, hingestreckt auf Scherben von Purpurmuscheln und von dem Tyrannen noch mit mancherlei Qualen gepeinigt, weil er hoffte, sie durch die Verlängerung der Schmerzen zum Verläugnen zu bewegen. Viele Anschläge hatte Satan gegen sie. Dem Herrn sei Dank, gegen sie alle vergeblich. — Das ganze Volk entsetzte sich über den Muth des Gott fürchtenden und Gott liebenden Geschlechts der Christen und rief aus (indem sich seine Wuth gegen Den wandte, welcher den Bekennern solche Standhaftigkeit einflößte): „„Hinweg mit den Gottlosen, man suche Polykarpus auf!““ —“

„Polykarp, dieser hoch zu bewundernde Mann, hörte, daß das Volk ihm nach dem Leben trachte. Er blieb unbewegt und beschloß, in der Stadt zu bleiben, Da aber sehr Viele ihn baten, daß er entweichen möchte, entwich er auf ein nicht sehr entferntes Landgut. Hier verweilte er mit einigen Freunden und betete Tag

und Nacht für die in der Welt zerstreute Kirche, wie es seine Gewohnheit war. Drei Tage vor seiner Gefangennahme hatte er ein Traumgesicht. Er sah sein Kopfkissen im Feuer brennen. Da sprach er zu denen, die bei ihm waren, in prophetischem Geiste: „„Ich soll im Feuer verbrannt werden.““ Da schon die in der Nähe waren, welche ihn suchten, begab er sich auf einen andern Landsitz. Er hatte sich kaum entfernt, als jene kamen. Sie fanden ihn nicht, griffen aber zwei Knechte, deren Einer auf der Folter den Ort seines Aufenthaltes ihnen anzeigte. — Mit ihm machten sich die Gerichtsdiener und Reiter auf — es war zur Zeit des Mahles an einem Freitage — mit ihren Waffen, als zögen sie wider einen Räuber. Spät des Abends überfielen sie ihn. Er war in dem oberen Zimmer des Hauses. Er hätte von da in ein anderes Landhaus flüchten können; jetzt aber wollte er nicht mehr, sondern sprach: „„Des Herrn Wille geschehe!““ — Als er jene Leute unten hörte, stieg er hinab und redete mit ihnen. Sie waren betroffen über sein hohes Alter, über seine Ruhe, und Einige sagten: „„Bedurfte es solcher Eile, um einen Greis, wie diesen, gefangen zu nehmen?““ Er ließ ihnen sogleich Speise und Trank vorsetzen und bat sie um eine Stunde Zeit, daß er noch einmal ungestört beten könnte. Als sie ihm dies gewährt hatten, stand er da und betete, so voll der Gnade Gottes, daß er zwei Stunden nicht aufhören konnte zu reden. Die ihn hörten, waren ergriffen, und Viele bereueten es, ausgezogen zu sein wider einen so gottseligen Greis. Nach vollbrachtem Gebete, in welchem er Aller gedachte, mit welchen er je zusammengewesen war, der Niedrigen und Hohen, der Bekannten und Unbekannten, auch der ganzen über die Erde zerstreuten allgemeinen Kirche, setzten sie ihn, als die Stunde des Abzugs gekommen war, auf einen Esel und führten ihn hinweg. Am Tage des großen Sabbaths führten sie ihn in die Stadt. Der Irenarch Herodes und sein Vater Nicetes kamen ihm in einem Wagen entgegen. Sie

nahmen ihn zu sich und redeten ihm zu: „„Was ist denn Böses daran zu sagen: „o Kaiser, unser Herr!“ und zu opfern, wenn man dadurch sein Leben rettet?““ Polykarpus antwortete ihnen anfangs nicht. Da sie aber ihm beharrlich zuredeten, sprach er: „„Ich werde nicht thun, was ihr mir rathet.““ Da fuhren sie ihn an mit harten Worten und stießen ihn mit Heftigkeit aus dem Wagen, so daß er sich das Schienbein verletzte. Er aber, ohne sich zu verweilen, ging freudig einher, als wäre ihm nichts widerfahren, und wurde zum Amphitheater gebracht. — Auf dem Schauplatz war ein solches Getümmel, daß Niemand gehört werden konnte. Dem Polykarpus aber erscholl bei seinem Eintritt eine Stimme vom Himmel: „„Sei tapfer, Polykarpus, und halte dich mannhaft!““ Keiner sah den, welcher redete. Die Stimme aber hörten diejenigen von uns, welche zugegen waren. Als er zum Verhör geführt wurde, entstand ein großes Freudengeschrei über die Nachricht, Polykarpus sei ergriffen worden. Er wurde dem Proconsul vorgeführt, der ihn fragte, ob er Polykarpus sei. Als er es bejahte, suchte ihn dieser zur Verleugnung zu überreden, indem er sagte: „„Schone dein Alter!““ und noch mehr dergleichen vorbrachte, wie die heidnischen Richter zu thun pflegen, als: „„Schwöre bei dem Genius des Kaisers, ändere deinen Sinn, sprich: Hinweg mit denen, welche die Götter nicht ehren.““ — Da schaute Polykarpus mit ernstem Angesicht auf den versammelten Haufen der ungerechten Heiden, streckte die Hand gegen sie aus, seufzte, blickte zum Himmel und sprach: „„Hinweg mit denen, welche Gott nicht ehren.““ — Da drang der Proconsul in ihn und sprach: „„Schwöre und lästere Christum, so spreche ich dich frei.““ Polykarpus entgegnete: „„Sechsundachtzig Jahre lang bin ich in Seinem Dienste und er hat mir nie ein Leid gethan; wie könnte ich ihn lästern, meinen König, meinen Heiland!““ — Da der Proconsul wieder in ihn drang und sprach: „„Schwöre bei dem Genius des Kaisers!““

antwortete er: „„Wenn du die nichtige Meinung hegst, daß ich bei dem Genius des Kaisers, wie du es nennst, schwören werde, und dich stellst, als wissest du nicht, wer ich bin, so höre mein öffentliches Bekenntniß: Ich bin ein Christ. Wenn du die christliche Lehre kennen lernen willst, so bestimme einen Tag und höre mich!“ “ — Der Proconsul sagte: „„Ueberrede nur das Volk!“ “ — Polykarpus antwortete: „„Dir bin ich Rechenschaft schuldig; denn wir sind gelehrt, den Obrigkeiten und Gewalten, die von Gott verordnet sind, die Ehre zu erweisen, die ihnen gebührt, soweit es unserem Heile nicht nachtheilig ist. Jene aber halte ich nicht für werth, mich vor ihnen zu vertheidigen.“ “ — Aber der Proconsul sagte nun: „„Ich habe wilde Thiere, diesen laß ich dich vorwerfen, wenn du deinen Sinn nicht änderst.“ “ — Er erwiderte: „„Laß sie herankommen. Eine Bekehrung vom Bessern zum Schlimmern findet bei uns nicht statt. Für schön nur halten wir es, sich von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit zu bekehren.“ “ — Wiederum sagte der Proconsul: „„Wenn du die wilden Thiere verachtest, so will ich dich durchs Feuer zwingen.“ “ — „„Du drohst mir“ “, antwortete Polykarpus, „mit einem Feuer, das nur eine kleine Zeit brennt und dann erlischt, aber du weißt nichts von dem zukünftigen Gerichte und dem Feuer der ewigen Strafe, welches den Gottlosen aufbewahrt bleibt. Doch, was zögerst du? Laß kommen, was dir beliebt!“ “ — Indem er dies und Mehreres dergleichen sagte, ward er erfüllt mit Zuversicht und Freudigkeit, und die Gnade Gottes leuchtete auf seinem Angesichte. So wenig ließ er sich durch das, was ihm gesagt ward, niederschlagen, daß vielmehr der Proconsul die Fassung verlor, und seinen Herold mitten ins Amphitheater sandte und ihn dreimal ausrufen ließ: „„Polykarpus hat bekannt, daß er ein Christ sei.“ “ — Auf diesen Ausruf des Herolds schrie das ganze Volk der Heiden und Juden, die Smyrna bewohnten, laut und mit unersättlicher Wuth: Das ist der Lehrer der Gottlosigkeit,

der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der Mann, der so Viele gelehrt hat, nicht mehr zu opfern und niederzufallen vor den Göttern. So riefen sie und baten den Asiarchen (den Vorsteher der Spiele), Philippus, daß er einen Löwen auf Polykarpus loslassen sollte. Philippus antwortete, es sei ihm das nicht erlaubt, da schon die Zeit der Thierhetze vorüber sei. Da riefen sie alle einmüthig: Polykarpus muß verbrannt werden! Es sollte das Gesicht erfüllt werden, welches er gesehen, und das Wort, welches er weissagend gesprochen hatte. — Alles geschah nun schneller, als es durch Worte erzählt werden kann. Das Volk trug eilig aus Werkstätten und Bädern Scheitholz und Reiser herbei. Am meisten waren die Juden, wie sie bei solchen Gelegenheiten pflegen, eifrig dabei zu helfen. Als der Scheiterhaufen bereitet war, entkleidete sich Polykarpus, legte den Gürtel ab, und bemühte sich, die Riemen seiner Sandalen aufzulösen, welches er zuvor nicht zu thun pflegte, weil immer Jeder der Gläubigen gewetteifert hatte, wer von den Andern zuerst ihm solchen Dienst erweisen könne. Denn von jedem Rechtschaffenen wurde er in hohen Ehren gehalten, auch schon ehe er graue Haare hatte. Es wurden sogleich alle Vorkehrungen zum Verbrennen gemacht. Als sie ihn nun auch mit Nägeln an den Pfahl befestigen wollten, sprach er: „„Laßt mich so. Der, welcher mir Kraft giebt, die Flammen zu erdulden, der wird mir auch ohne eure Vorsicht Kraft geben, festzustehen auf dem Scheiterhaufen."" So hefteten sie ihn nicht mit Nägeln an, sondern banden ihm nur die Hände, die er, sie binden zu lassen, rückwärts hielt. — So stand er, wie ein Widder, auserwählt aus großer Heerde, dargebracht als ein Gott angenehmes Brandopfer, schaute gen Himmel und sprach: „„Herr, allmächtiger Gott, o Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, durch welchen wir die Erkenntniß von dir empfangen haben, du Gott der Engel und aller Kräfte und aller Creaturen, und des ganzen Geschlechts der Gerechten,

die vor deinem Angesichte wandeln, — ich danke dir, daß du mich dazu auserwählet hast, Theil zu nehmen unter der Zahl deiner Zeugen an dem Leidenskelche deines Gesalbten, zur Auferstehung der Seele und des Leibes zum ewigen Leben, in der Unverweslichkeit des heiligen Geistes! Möchte ich heute aufgenommen werden vor deinem Angesichte als ein wohlzubereitetes und dir wohlgefälliges Opfer, o wahrhaftiger Gott, der du nicht lügen kannst, und der du nun, was du mir vorher bestimmt und verkündiget hast, in Erfüllung bringst! Dir danke ich, dich lobe ich, dich preise ich für dieses Alles durch den ewigen Hohenpriester Jesum Christum, deinen geliebten Sohn! Durch ihn sei dir mit ihm in dem heiligen Geiste Preis und Ehre, jetzt und immerdar! Amen.““ — Nachdem er das Gebet beendet und das Amen emporgeathmet hatte, zündeten die Schergen das Feuer an. Und da die Flamme hoch aufglänzte, sahen wir ein großes Wunder: das Feuer nämlich wölbte sich in die Gestalt eines Bogens, gleich einem Segel, das vom Winde geschwellt ist, und schloß einen Kreis rings um den Leib des Märtyrers, und dieser, in der Mitte stehend, war nicht wie brennendes Fleisch, sondern wie Gold und Silber, das im Ofen glüht. Und wir empfanden einen solchen Wohlgeruch, als wenn Weihrauch oder andere köstliche Gewürze dufteten. — Da die Gottlosen sahen, daß sein Leib vom Feuer nicht verzehrt werden konnte, hießen sie den Confector (den Diener, welcher den verwundeten wilden Thieren vollends den Garaus machte) hinzutreten und ihm ein Schwert durch den Leib bohren. Als dieser es gethan, strömte sein Blut hernieder, also daß es die Flamme löschte. Der ganze Haufe des Volks gerieth in Erstaunen über den Unterschied, der da ist zwischen den Ungläubigen und Auserwählten, zu denen auch dieser so bewunderungswürdige Märtyrer Polykarpus gehört, der zu unserer Zeit ein apostolischer und prophetischer Lehrer war und Bischof der allgemeinen Kirche zu Smyrna. — Seinen Leichnam ließ der Hauptmann

mitten ins Feuer legen und verbrennen; und so sammelten wir darauf die Gebeine, theurer uns als die kostbarsten Edelsteine und bewährter als Gold, und begruben sie an einem geziemenden Ort. Daselbst wird uns der Herr auch gewähren, uns versammeln und mit Freude und Wonne den Gedächtnißtag seines Märtyrertodes begehen zu können, sowohl zum Andenken derer, welche den Kampf bestanden haben, als zur Ausrüstung derer, die in Zukunft den Kampf noch bestehen werden. — Dies vom seligen Polykarpus, welcher mit den Zwölfen aus Philadelphia den Märtyrertod in Smyrna erduldet hat. Er war nicht nur ein hervorragender Lehrer, sondern auch ein hervorragender Märtyrer, so daß sein Martyrium Allen ein Muster erscheint, weil es ganz den Vorschriften des Evangeliums gemäß war. Denn durch beharrliche Ausdauer überwand er den ungerechten Proconsul, und also empfing er die Krone des ewigen Lebens, jauchzet nun mit den Aposteln und den Gerechten, und lobet Gott den Vater und preiset unsern Herrn, der da regieret unsere Seelen und Leiber, der da ist der Hirte der allgemeinen Kirche, die über den Erdkreis zerstreuet ist.“ —

## 4. Das Bild der ersten Christengemeinde.

Das Bild, das uns die Apostelgeschichte von der ersten Christengemeinde zu Jerusalem mit den Worten entwirft: „Sie blieben aber beständig in der Apostellehre und in der Gemeinschaft, und im Brodbrechen und im Gebet. — Ihre Güter und Habe verkauften sie und theilten sie aus unter alle, nachdem Jedermann Noth war. Und sie waren stets bei einander einmüthig im Tempel und brachen das Brod hin und her in den Häusern, nahmen die Speise mit Freuden und einfältigen Herzen und lobten Gott und hatten Gnade bei dem ganzen Volke. Der Herr aber that hinzu täglich, die da selig wurden, zu

der Gemeinde," (Ap. Gesch. 2, 42 ff.) ist zugleich ein Missionsbild; denn es zeigt uns, wodurch das Christenthum der ersten Christengemeinden alle für das Leben in Gott empfänglichen Herzen so schnell gewann und sich allenthalben eroberte. Ihr Leben predigte, ihr Bild missionirte; ihr stiller aber Herz gewinnender Geisteseinfluß, begleitet von der Macht evangelischer Verkündigung und apostolischer Wunder und Zeichen, führte ihr täglich neue Jünger und Bekenner der Wahrheit zu.

Das Leben der ersten Christen war ein Leben im Gebet. Mit Gebet begannen sie den Tag, mit Gebet schlossen sie ihn und Cyprian sagt: Früh Morgens müssen wir beten, damit durch unser Morgengebet die Auferstehung des Herrn gepriesen werde. Und wenn die Sonne und dieser Tag von uns weicht und wir beten, daß das Licht wieder über uns anbreche, so beten wir um die Wiederkehr Christi, welche die Gnade des ewigen Lichts uns verleihen wird." — Nach dem Gebet sangen sie heilige Lieder und lobten den Herrn mit lauter Stimme. An diesem Hausgottesdienst nahmen auch die Kinder und das Hausgesinde Antheil. Namentlich hieß es von den ersteren: das Kind muß sich gewöhnen, auch vor Tag zum Beten aufzustehen und frühe Lieder zu singen, zu gewissen Zeiten gleichsam im Kampf zu stehen als ein Streiter Christi, und wenn Abends wieder Licht angezündet wird, dem Herrn ein Abendopfer zu bringen." — Nachdem sie die ersten Morgenstunden dem Herrn gewidmet hatten, ging es an die Arbeit, welche sie für höchst nöthig und nützlich hielten. „Der, sagten sie, ist nicht unglücklich, welcher Gott mit einem Handwerk oder mit einer andren Arbeit dient. Wer also betet, der verdamme den nicht, welcher arbeitet, und wer arbeitet der verdamme den Betenden nicht, und spreche: Dieser ruhet und ich arbeite. Wer dient, der richte den andern nicht, sondern ein Jeder thue das, was er thut, zum Preise Gottes. Wer arbeitet, der muß den Betenden mit Liebe umfassen und sich über ihn freuen,

weil er weiß, daß er auch für ihn betet. Und wer betet, der muß also von dem Arbeitenden denken: was dieser thut, das thut er zum gemeinen Nutzen. So wird die höchste Eintracht das ganze Haus in den Banden des Friedens erhalten und sie werden untereinander in Lauterkeit und Einfalt wandeln, Gott zum Wohlgefallen.“ —

Wenn ein Jeder das Seinige verrichtet hatte, kam man zusammen, um zu essen. Vorher aber bat man Gott um seinen Segen und dankte ihm für seine Gaben: denn die Erquickung und Nahrung des Geistes sagt Tertullian, muß der Erquickung und Nahrung des Leibes vorangehn. Oft sang man auch über Tisch und las einen Abschnitt aus der Schrift vor und sprach darüber. — Von solchen frommen Tischgesprächen schreibt Einer: „Wir redeten mit einander sehr freundlich, vergaßen das Vergangene, streckten uns nach dem, was vor uns ist, und befragten uns bei der ewigen Wahrheit, welche Gott selbst ist, wie das ewige Leben der Heiligen beschaffen sein werde. Aber unsres Herzens durstender Mund schmachtete nach der himmlischen Fluth Deiner Quelle, nach der Quelle des Lebens, die bei Dir ist. Stufenweise durchgingen wir alles Körperliche den Himmel selbst, von dem die Sonne der Mond und die Sterne herniederleuchten, immer weiter dringend im Bewundern Deiner Werke. Unter diesen Worten wurde uns die Welt zu nichts mit aller ihrer Lust.“ Und ein Andrer schreibt: „Da wir zusammen kamen und von geistlichen Dingen redeten, ermahnten wir uns untereinander und stiegen also gleichsam mit einander in den Himmel.“ Nach der Mahlzeit folgte ein herzliches Dankgebet oder ein Loblied. Dann ging jeder wieder an seine Arbeit, und sobald der Abend angebrochen und das Licht angezündet war, brachten sie dem Herrn ihr Abendopfer dar. So war das häusliche Leben durch Gottes Wort und Gebet geweiht und dadurch auch das Band geheiligt, welches Mann und Weib, Eltern und Kinder, Herren und Knechte

im Hause verband. Das im Heidenthum fast überall und zumeist im Morgenland zur Sclavin herabgewürdigte Weib ward durch das Christenthum wieder zur liebenden Gehülfin des Mannes erhoben. Oft gelang es ihrer christlichen Sanftmuth und Liebe, auch das Herz des ungläubigen Mannes für Christum zu gewinnen, und welchen segensreichen Einfluß sie frühe schon auf die Herzen ihrer Kinder übten — davon sind die Christinnen Eunike und Lois — des Timotheus mütterliche Pflegerinnen, liebliche Beispiele. Weiter verbreitete das Christenthum seine segnende Kraft auch über die Knechte. Knechte und Herren wurden, wenn sie gläubig geworden, durch dasselbe Band eines für die Ewigkeit bestimmten himmlischen Vereines mit einander verbunden; sie wurden Brüder in Christo, in welchem weder Knecht ist noch Freier, Glieder eines Leibes, getränkt mit einem Geiste, Erben derselben himmlischen Güter. Knechte wurden oft die Lehrer ihrer Herren im Evangelium, nachdem sie vor denselben das Licht ihres Glaubens hatten leuchten lassen. Die Herren sahen in den Knechten nicht mehr ihre Knechte, sondern ihre lieben Brüder. Sie beteten und sangen mit einander, konnten neben einander sitzen bei den Mahlen der Bruderliebe, mit einander den Leib des Herrn empfangen.

Am schönsten aber bethätigte sich die christliche Bruderliebe in ihrer Pflege und Sorgfalt für Witwen und Waisen, Arme, Alte, Kranke, Gefangene und Märtyrer. Diese Liebe hob bei der ersten Christengemeinde zu Jerusalem allen Unterschied des Eigenthums auf. Hieronymus schreibt davon: „Als das Blut unsers Herrn noch warm war, und der Glaube in den Gläubigen noch brannte, da verkauften sie alle ihre Güter und brachten Geld dafür zu der Apostel Füßen, um damit zu zeigen, wie man das Irdische verachten solle.“ Die Reicheren verkauften ihre Güter und Habe und theilten sie aus unter alle, nachdem Jedermann Noth war. Schon die Apostel bildeten aus

den zusammengelegten Geldern eine Kasse und unterstützten daraus Witwen, Waisen und Kranke. Oft gingen sehr bedeutende Gaben auf einmal ein. So sammelte Cyprian einst an einem Tage 12000 Thaler und sandte sie zur Unterstützung an andere Gemeinden. Man unterstützte übrigens die Armen nicht bloß mit Geld, sondern auch mit anderen nöthigen Dingen, welche man zum Besten der Gemeinde zu den Versammlungen mitbrachte und vor dem Genuß des heiligen Abendmahls auf den Altar legte, also Gott gleichsam opferte. Diese Gaben erhielten den Namen oblationes und wurden oft in solcher Menge dargebracht, daß man nicht blos das Abendmahl davon halten sondern auch die Kirchendiener damit versorgen und die Armen reichlich unterstützen konnte. Diese Sitte war lange Zeit unter den Christen üblich und der bekannte Name Oblaten schreibt sich eben daher. — Die besondere Sorge für die Armen übertrug man besonderen Armenpflegern, Diaconen. Nach dem Vorbild der Muttergemeinde zu Jerusalem zählte man ihrer meist sieben in jeder Gemeinde. Und diesen Pflegern treten bald Pflegerinnen — Diaconissen — zur Seite, die sich der weiblichen Kranken anzunehmen hatten. Hiermit war auch den Frauen Gelegenheit gegeben, in ebenso schöner als echt weiblicher Weise für das Reich Gottes zu wirken und der Gemeinde zu dienen. Neben den Diaconissen gaben aber auch andere fromme Frauen, namentlich Witwen sich der Armen- und Krankenpflege hin; das Beispiel der Tabea stand nicht vereinzelt in den Gemeinden. Schon Jacobus nennt es einen reinen und unbefleckten Gottesdienst, die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen; insbesondere wurden auch die verlassenen Witwen und Waisen der Märtyrer unterstützt. Ebenso nahmen sie sich der Findlinge willig an, die gar häufig von den Heiden ausgesetzt und vor die Kirchthüren gelegt wurden; man errichtete Waisenhäuser, worin dieselben in der Furcht des Herrn erzogen wurden. — Ferner wurden auch alte Leute, die nichts mehr verdienen konnten, in die

Verpflegung aufgenommen, man reichte ihnen den nothwendigen Unterhalt und sammelte gewisse Almosen für sie. Für Kranke errichtete man bald Hospitäler oder Krankenhäuser. Besonders ließen sich fromme Frauen die Sorge für die Kranken angelegen sein. Doch wird auch von den Männern gerühmt, daß sie ihren Herrn und Heiland Jesum gerne in den Kranken besuchten. Ebenso hörte auch ihre Liebe gegen die Todten nicht auf. Sie bestatteten die Leiber der Heiligen, so gut sie konnten, und blieben auch mit ihren Seelen durch Gebet und Andacht in der innigsten Verbindung. Auch die Gefangenen wurden von den Brüdern fleißig besucht: insbesondre die Märtyrer im Glauben gestärkt und getröstet. Mit Lebensgefahr nahten sich die christlichen Frauen und dienten den Heiligen im Gefängniß. Christliche Gastfreundschaft nahm sich der Fremden und Pilgrimme an. — Den Eintretenden wurden die Füße gewaschen: die im Hause Aufgenommenen mit liebevoller Fürsorge gespeiset und getränkt, bekleidet und verpflegt, und die Scheidenden mit Gaben unterstützt und mit Gebet aus dem Hause entlassen. „In deinem Bruder", sagte man, „hast du den Herrn selbst gesehen", Worte, welche zu den geläufigen in dieser Zeit gehörten. An vielen Orten, namentlich auch in Palästina und in der Nähe von Alexandrien und Rom wurden christliche Herbergen für Pilgrimme und Hospitäler für Kranke erbaut. Auch bis auf die Feinde und Verfolger erstreckte sich oft die Gastfreundschaft; so beherbergte Polycarp selbst die Häscher, welche ihn gefangen nehmen wollten, und speisete sie reichlich.

Am herrlichsten bewährte sich das christliche Glaubens- und Liebesleben der ersten Christen in den Zeiten der Noth; da entfaltete die aufopfernde Liebe ihre reichste Thätigkeit; da offenbarte sich die Macht des Glaubens auch im gemeinsamen Gebet; und was in der Apostelgeschichte (12, 5) von der Gemeinde zu Jerusalem erzählt wird, daß sie für den gefangenen Petrus

ohne Aufhören zu Gott betete, bis daß ihr Gebet den Engel vom Himmel herabzog, der den Apostel aus der Hand Herodis und aus seinem Kerker rettete, das wiederholte sich gewiß auch in den Zeiten der Verfolgungen. „Das Gebet", sagt Tertullian, „ist die Mauer des Glaubens, unsere vollständige Waffenrüstung gegen den von allen Seiten uns auflauernden Feind. Wir versammeln uns, damit wir gleichsam wie eine festverbundene Schaar mit vereinigten Gebeten Gott umringen. Und solches Gewaltthun ist ihm nicht zuwider, sondern gefällt ihm wohl." Manche wunderbare Hilfe, welche die bedrängten Christen in jenen Drangsalen erfuhren, mancher Sieg des Glaubens, mit dem heilige Dulder und Bekenner gekrönt wurden, mochte eine Frucht der Gebete sein, zu denen die Christen sich Tag und Nacht vereinten. „Oft" — sagt Irenäus — „wenn die ganze Gemeinde eines Ortes mit Fasten Gott anrief wegen des besonderen Bedürfnisses, kehrte das Leben in dem Gestorbenen zurück und er wurde dem Gebet der Christen geschenkt." —

Das ganze Leben der ersten Christen, als: „ein großes zusammenhängendes Gebet", sollte ihr wahrer Gottesdienst sein. Doch vereinigten sich die Christen auch an besonderen Tagen, vor allen am Sonntage, dem Tage des Herrn, zu gemeinsamer Erbauung aus der Schrift, der Feier des Abendmahls und zum Gebet. In diesen Versammlungen wurde ein Stück der heiligen Schrift vorgelesen, Anfangs aus dem alten Testamente, späterhin auch aus den Evangelien und apostolischen Briefen; dann hielt der Bischof oder Presbyter eine freie Erbauungsrede. Hierauf erhoben sich alle zum gemeinsamen Gebet, gaben sich den Bruderkuß und feierten mit einander unter Psalmen und Lobgesängen das heilige Abendmahl.

Mit demselben war wenigstens in den ersten Zeiten ein gemeinsames Liebesmahl (Agape) verbunden, woran Alle ohne Unterschied des Standes, des Vermögens, der Bildung, Theil

nahmen, indem die Reichen mit den Armen theilten. Hier waren die Christen wie zu einer Familie verbunden. Wie der Herr die Mahlzeiten, die er mit seinen Jüngern hielt, durch seine Gegenwart und Gemeinschaft geheiligt hatte, so sollten auch diese in brüderlicher Liebe gehaltenen Mahle durch die Gegenwart des Herrn und geistige Gemeinschaft mit ihm geheiligt, alles Irdische ins Himmlische verkläret werden. Das Ziel aller christlichen Geselligkeit war hier vorgebildet. Wir wollen hören, wie Tertullian am Ende des zweiten Jahrhunderts ein solches Liebesmahl schildert. „Man setzt sich nicht zu Tische", sagt er, „bis Gebet zu Gott vorausgeschickt worden. Es wird soviel gegessen, als der Hunger eines Jeden verlangt, soviel getrunken, als es zur Erhaltung keuscher Triebe nützlich ist. Man sättigt sich so, daß man des in der bevorstehenden Nacht noch zu haltenden Gebetes eingedenk ist. Man führt Gespräche, bei denen man daran denkt, daß Gott sie höre. Nachdem man sich die Hände gewaschen und Licht angezündet worden, wird Jeder aufgefordert, etwas vor Allen zum Lobe Gottes zu singen, sei es aus der heiligen Schrift oder wie das eigene Herz es ihm eingiebt. Da zeigt es sich, wie viel er getrunken. Mit Gebet wird die Mahlzeit aufgehoben."*) —

Das waren die schönen lieblichen Gottesdienste der ersten Christenheit: Wie lieb aber und theuer sie den ersten Christen waren, das bezeugt die Geschichte der alten Kirche in mannigfachen Zügen, denn auch in den Zeiten der schweren Drangsale und blutigen Verfolgungen ließen die Christen von ihren gottesdienstlichen Versammlungen nicht. — In dunklen Waldschluchten, in abgelegenen Felshöhlen, in unterirdischen Grabgewölben

---

*) Später fanden diese Liebesmahle vom Gottesdienste und der Abendmahlsfeier getrennt statt, da aus der Vereinigung beider hier und da Uebelstände hervorgingen, welche Paulus 1 Cor. 11, 20 ff. rügt. —

(Katakomben), an den Gräbern der Märtyrer versammelten sich die verfolgten Christengemeinden, stärkten durch Gottes Wort, Gesang und Gebet ihren Glauben, hielten im Bewußtsein der Gemeinschaft mit den heimgegangenen Märtyrern die heilige Communion und feierten hier selige Gottesdienste. Auch die finstern Kerkermauern wurden durch gemeinsamen Gottesdienst der hier schmachtenden Bekenner zu heiligen Tempelhallen geweiht. Als der Märtyrer Lucian († 311) im Gefängniß saß, wünschten seine Freunde ihm eine nochmalige Abendmahlsfeier möglich zu machen. Einen Tisch ins Gefängniß zu bringen, ging der Heiden wegen nicht an. Da sagte der Märtyrer: „Meine Brust soll der Tisch sein; darauf setzt Brod und Wein und stellet euch um mich. Mein Gefängniß ist ja heute eine Kirche.“ Am folgenden Tage starb er den Märtyrertod. —

Mit Gefahr des eigenen Lebens wurden oft die geweihten Gaben des heiligen Sacramentes von den Kirchendienern den Märtyrern ins Gefängniß gebracht. Ein lieblicher Zug wird von einem Knaben Tarcisius berichtet, welcher das Amt eines Acoluthen (bischöflichen Dieners) in der Kirche bekleidete. Er hatte sich erboten, die heiligen Mysterien den Märtyrern ins Gefängniß zu tragen. Unterwegs wurde er als ein Christ erkannt, und die ihn Verspottenden nahmen wahr, daß er unter dem Mantel auf der Brust etwas verborgen trug. Die Neugierde der heidnischen Menge wurde gereizt durch den Ausruf Eines aus ihrer Mitte: „Es ist ein christlicher Esel*), welcher die Mysterien trägt.“ — Nun forderte der rohe, neugierige Pöbel ungestüm von dem Knaben die Auslieferung der heiligen Mysterien, und stürzte, als er mit festem Glaubensmuth das Verlan-

*) *Asinus portans mysteria* war ein lateinisches Sprüchwort; die Christen aber bezeichnete man mit jenem Schimpfwort, weil sie nach den boshaften Verleumdungen der Heiden einen Eselskopf anbeten sollten. —

gen verweigerte, wüthend auf ihn ein. Schlag folgte auf Schlag, bis er mit Wunden bedeckt, die Arme fest über die Brust gekreuzt, zu Boden fiel. Schon wollte der Pöbel ihm das Allerheiligste entreißen; da wurde er durch die starken Arme herbeieilender Christen seinen Peinigern entzogen und entschlief in ihren Armen, die Hände noch fest über dem theuren anvertrauten Pfande gebreitet. In seiner Grabschrift heißt es von ihm: „Christi geheimnißvolle Gaben, die der heilige Tarcisius trug, suchte der Pöbel zu entweihen; er wollte aber lieber sein Leben lassen, als tollen Hunden „die himmlischen Glieder“ (coelestia membra) preisgeben.“ —

## 5. Die Missionssaat der christlichen Märtyrer.

Als zuerst der Same des Evangeliums nach Rom, der prachtvollen Weltstadt, welche damals auf dem Gipfel der zügellosesten Ueppigkeit und unbestrittensten Macht stand, durch etliche bekehrte Juden gekommen war, und später Paulus und Petrus dort gefangen saßen, fiel es den Römern, den übermüthigen Herren der Welt, nicht ein, daß das Reich seinen Anfang genommen, welches die Republik der Cäsaren überwinden und der Stadt der sieben Hügel eine andere Gestalt geben sollte. Still und geräuschlos hatte der Sauerteig des Evangeliums rings um sich her die Massen durchdrungen. Viele Herzen kamen zur Erkenntniß des Heils. Ueberall entstanden neue Gemeinden. Die alten früher begründeten wuchsen immer mehr. Nicht nur in fast allen Städten des weiten Reichs, auch auf das Land, in die Dörfer und Höfe war die neue Bewegung gedrungen; in der Armee und im Senat, in dem kaiserlichen Hause selbst hatte sie ihre Freunde und Gönner. Immer mehr trat daher der neue Glaube aus seiner früheren Verborgenheit hervor; immer entschiedener regte sich aber dagegen auch von Seiten des Heiden-

thums die Feindschaft und der Widerstand. Jeder Stand hatte seinen besonderen Grund, die Christen zu hassen. Der große Haufe achtete sie für Gottesleugner, weil er bei den Christen weder Götterbilder noch Opfer und Altäre sah. So maß er ihnen die Schuld bei, sobald eine Landplage über das Reich kam. „Wenn einmal der Tiber austritt oder der Nil nicht austritt, wenn der Himmel nicht regnet und die Erde bebt", schreibt Tertullian, „gleich heißt es: Vor die Löwen mit den Christen." Und je mehr die neuen Christen sich von der Welt, den eiteln Ceremonien des Heidenthums und seinen üppigen Lustbarkeiten zurückzogen, desto mehr zürnten ihnen, welche solchen Lüsten fröhnten. Ihre tiefe Umwandlung erschien ihnen als Schwärmerei, ihr heiliger Ernst als finstrer Welt- und Menschenhaß. „Das sind Menschen", hieß es, „der Welt abgestorben, für die Geschäfte unbrauchbar, seltsame Phantasten, stumm, wo sie öffentlich erscheinen, geschwätzig, wo sie unter einander sind, Feinde der Menschheit, welche die Freude tödten, das Leben seines heiteren Glanzes berauben und von Allem sich losgemacht haben, was den Erdbewohnern lieb und heilig ist." — „Was", fragte man besorgt, „soll aus dem Verkehr des Lebens werden, wenn diese Secte überhand nimmt?" —

Dazu kam die Feindschaft aller derer, welche von dem heidnischen Götter-Cultus lebten und Gewinn hatten. Die Priester, welche die Götter nicht verlassen konnten, ohne sich selbst aufzugeben, die Zaubrer und Wahrsager, welche die Geister nicht länger in der Bethörung zu halten vermochten, die Kaufleute, welche mit Weihrauch und heiligen Geräthen handelten, die Künstler, welche die Götterbilder verfertigten, die Handwerke, welche bei dem Bau der Tempel und den Zurüstungen zu den Festen und heiligen Spielen ihr Brod fanden, waren die grimmigsten Lästerer der neuen Religion. — Sie suchten durch Aussprengung der abscheulichsten Gerüchte und Verleumdungen,

zu denen die nächtlichen Zusammenkünfte und verborgenen Liebesmahle der Christen Anlaß boten, das Christenthum zu verdächtigen und den Volkshaß gegen dasselbe zu nähren und zu reizen. — Den Haß des Pöbels gegen die Christen theilten aber auch die Gebildeteren; die stolze Weltweisheit wollte sich nicht beugen unter das demüthigende Wort vom Kreuz. Die neue Secte galt ihnen nur als gehässige Apostasie von dem alten Götterglauben. Selbst ein so edler gründlicher umsichtiger Schriftsteller, wie Tacitus, nennt ihre Religion, nachdem sie schon die große Marterprobe unter Nero bestanden, ohne Weiteres: „einen verabscheuungswürdigen Aberglauben.“ — Vor Allen aber waren es die Lenker des Staates, die römischen Dictatoren und Kaiser, welche im Christenthum ein fremdes gefährliches Element erkannten, welche in und mit dem heidnischen Cultus auch dem ganzen Gemeinwesen und der socialen Ordnung Auflösung drohe. In den innigen Verbrüderungen der Christen argwöhnten sie geheime Anschläge gegen die Krone; in ihrer Verweigerung der Bilderanbetung und anderer abgöttischer Ehrenbezeugungen gegen die Kaiser erkannten sie offnen Ungehorsam und Empörung. Darum trat die heidnische Staatsgewalt dem Christenthum mit strengen Edicten gegen den neuen Glauben und blutigen Verfolgungen gegen seine Bekenner entgegen. Schon Nero hatte die Christen verfolgt, doch nur um den Verdacht der Brandstiftung Roms von sich auf die Schuldlosen abzuwälzen. Domitian (ein „Stück Nero“, wie ihn Tertullian nennt) hatte aus Furcht vor dem irdischen Messiasreich ein Gleiches gethan. Trajan, sonst einer der tüchtigsten römischen Kaiser, war der Erste, der die Christen als Christen um ihres Glaubens willen verfolgte. Unter ihm gelangten Simeon, der greise Bischof von Jerusalem, der im Jahre 107 n. Chr. nach grausamer Folterung den Tod eines treuen Bekenners Christi am Kreuze starb, und Ignatius, der

ehrwürdige Schüler Johannis, Bischof von Antiochien (S. 115) zur Märtyrerkrone. Doch bald sollte die Bluttaufe über die Kirche Christi in erhöhtem Maße ergehen. — Unter Marc Aurel, dem Kaiser im heidnischen Philosophenmantel (170 n. Ch.), verbreitete sich die Verfolgung der Christen über das ganze Reich. — Regierung und Volk verbanden sich gegen die Kirche. Schon der christliche Name verurtheilte seine Träger und Bekenner zum Tode. Das Märtyrerthum des zweiten Apostelschülers, Polykarpus von Smyrna ist schon oben (S. 117) geschildert. Zahllose Schaaren von Märtyrern auf dem Scheiterhaufen, unter dem Schwert, in der Arena folgten. Zum zweiten Male erneuerte sich das Opfer der maccabäischen Brüder in dem Martyrium der Römerin Felicitas und ihrer sieben Söhne. — Felicitas war aus einem jener edeln Geschlechter, aus denen einst die Besieger der Welt und die Glieder jenes Senates hervorgegangen waren, welcher dem Abgeordneten des Pyrrhus einer Versammlung von Göttern gleich erschienen war. Seit dem Tode ihres Gatten lebte sie still und zurückgezogen, nur beschäftigt mit der Erziehung ihrer Söhne und den Uebungen christlicher Frömmigkeit. Sie wird als das Muster einer christlichen Wittwe gepriesen, die durch ihren Wandel die Christen erbaut und selbst viele Heiden erweckt habe. Von den Götzenpriestern bei dem Kaiser verklagt, befahl dieser dem Stadtpräfecten Publius, die Mutter mit ihren Söhnen zum Opfer zu zwingen. Aus Rücksicht auf ihren Stand ließ Publius die Mutter zunächst zu sich kommen und suchte sie durch freundliches Zureden und dann durch Drohungen zu bewegen, dem Willen des Kaisers zu gehorchen. Bescheiden, aber fest, erwiderte ihm Felicitas: „Deine Drohungen können mich ebensowenig bestimmen, als deine Freundlichkeit. Ich fühle, wie der allmächtige Gott, den ich in meinem Herzen trage, mir Kraft und Muth giebt. Er wird nicht zugeben, daß seine Dienerin überwunden

werde, die für seine Ehre streitet." — „Unglückliche," sprach der Präfect, „wenn denn der Tod für dich so viel Reizendes hat, so erhalte doch deiner Söhne Leben." — „Sie werden leben", antwortete ihm die Bekennerin, „wenn sie sich weigern, den Götzen zu opfern; opfern sie, dann werden sie des ewigen Todes sterben." — Der Präfect gab ihr Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. An diesem saß er öffentlich auf dem Marsfelde zu Gericht und ließ sie mit ihren Söhnen vor sich bringen. Noch einmal redete er sie an: „Habe doch Mitleid mit deinen Söhnen, die in der Blüthe der Jugend prangen." — Aber in der Seele dieser Frau wohnte eine weit über allen menschlichen Muth sich erhebende Stärke. Unerschüttert entgegnete sie: „Das Mitleid, von dem du redest, ist Frevel, und dein Erbarmen ist Grausamkeit"; dann zu ihren Söhnen gewandt, fuhr sie fort: „Erhebt das Auge, meine Kinder, und blicket den Himmel an. Dort wartet auf euch Christus mit der Siegerkrone. Kämpfet für eure Seele! Erweiset euch als treue Diener eines Königs, der so groß und eurer Liebe so würdig ist!" — Der Präfect ließ sie wegführen und wandte sich an die Söhne. Aber diese antworteten ihm im Geiste ihres Bruders Alexander, der, noch ein Knabe, dem Präfecten, der seine Jugend bedauerte, erwiderte: „Meine unreife Jugend hat die Weisheit des Greisenalters, wenn ich meinem Gotte treu bleibe." — Publius legte die Acten des Verhörs dem Kaiser vor, der über sie das Todesurtheil aussprach, und wahrscheinlich in der Hoffnung, noch in der letzten Stunde durch Trennung von einander ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, die Execution desselben verschiedenen Richtern übertrug. Felicitas und drei ihrer Söhne wurden enthauptet, zwei mit Kolben erschlagen, einer zu Tode gegeißelt, der letzte von einer Felsenhöhe, wahrscheinlich der tarpejischen, herabgestürzt. — So starben sie, die Mutter und ihre sieben Söhne, auf verschiedene Weise, aber mit derselben Freudigkeit. Sie gingen unter, wie das

Siebengestirn untergeht, um reiner, strahlender wieder aufzugehen — in Gottes Reich.

Die blutige Verfolgung, welche unter dem römischen Kaiser Marc Aurel über die Kirche Christi hereinbrach, traf auch die von Polycarpus gestifteten, in jugendlicher Blüthe stehenden Töchtergemeinden der kleinasiatischen Kirche zu Lugdunum und Vienna in Gallien. Das alte Lugdunum, das heutige Lyon, die Hauptstadt des französischen Südens, und nach Paris die bedeutendste und volkreichste Stadt des Landes, günstig gelegen an dem Zusammenflusse der Rhone und Saone, war schon damals eine blühende Handelsstadt, welche mit den reichen betriebsamen kleinasiatischen Städten in dem lebhaftesten Verkehre stand. Das benachbarte Vienna, das heutige Vienne, war eine alte römische Colonie. Durch den Seehandel und regen Verkehr hatte das Christenthum schon zu der Apostelzeit seinem Weg hierher gefunden, und jene beiden Töchtergemeinden den kleinasiatischen Kirche verdankten ihre Gründung insbesondere den apostolischen Mühen Polykarp's, welcher den Pothinus und andre Lehrer des Worts nach Gallien gesendet haben soll. Wie in Smyrna, so ging auch hier die Verfolgung zuerst von dem heidnischen Volk aus. Durch die verleumderischen Gerüchte gegen die ruchlosen Atheisten eingenommen, durch das schnelle Wachsthum der Gemeinde gereizt, machte der Pöbel seinem Hasse durch öffentliche Insulten Luft. Die Christen wurden aus den Bädern, von den Marktplätzen, selbst aus ihren Wohnhäusern vertrieben. Man plünderte sie aus. Ueberall, wo sie öffentlich erschienen, lief das Volk in Haufen zusammen, warf sie mit Steinen, schlug sie, schleifte sie auf dem Straßen umher. Ein Kreisschreiben der Gemeinde zu Lugdunum und Vienna*) an die kleinasiatischen Christenge-

---

*) Euseb. hist. eccles. Lib. V., c. 1—4.

meinden schildert die Leiden und Drangsale der treuen Bekenner.

Sie ertrugen Alles mit Geduld. „Die Gnade Gottes", heißt es in dem Schreiben, „bewahrte die Schwachen; sie achteten auch das Schmerzlichste für gering, in herzlichstem Verlangen, bald zu Christo zu kommen. Sie zeigten durch die That, wie die Leiden dieser Zeit nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden." Die Obrigkeit hatte dem zügellosen Treiben anfangs ruhig zugesehen. Später ward eine große Anzahl der Christen ergriffen, auf öffentlichem Markte im Beisein des Pöbels verhört und dann bis zur Ankunft des Stadthalters in das Gefängniß geworfen. Als dieser angekommen war, stellte man sie vor seinen Richterstuhl. Er behandelte sie so hart, daß ein dem Verhör beiwohnender christlicher Jüngling, Namens Epagathus, sich in seinem Eifer nicht enthalten konnte, um die Erlaubniß zu bitten, die Unschuld seiner Brüder vertheidigen zu dürfen; er wolle beweisen, daß nichts Böses und Gottloses von den Christen verübt werde. Statt aller Antwort fragte ihn der Legat, ob er auch ein Christ sei, und ließ ihn, als Epagathus dies muthig bekannte, den Uebrigen beigesellen, indem er ihn spottend den „Christenadvocaten" nannte, „ihn", wie jenes Schreiben sagt, „den Jüngling voll göttlichen Eifers, der den wahren Anwalt, den heiligen Geist, in sich trug und ihn durch die Fülle der Liebe zu erkennen gab, indem er freudig sein Leben zur Vertheidigung der Brüder wagte. Denn er war ein Jünger Christi, deren Einer, die dem Lamme nachfolgen, wo es hingeht". —

Tag für Tag dauerten die Verhaftungen fort. Der ehrwürdige Bischof Pothinus zu Lugdunum, (dem Polycarp einst diese Gemeinde übertragen) ein mehr als neunzigjähriger Greis, war einer der ersten Märtyrer. Von Soldaten gestützt, mußte er vor das Tribunal geführt werden; aber seinen kränklichen ent-

kräfteten Körper belebte eine noch jugendliche Seele. Die nahe Aussicht auf die Palme des Martyriums verbreitete einen Strahl von Freude über sein Angesicht. Vieles Volk war herbeigelaufen. Es erhob sich ein großes Geschrei. Er wurde mit Beleidigungen überhäuft. Man war so erbittert gegen ihn, „als wäre er", wie das Schreiben sagt, „Jesus Christus selbst gewesen". Der Stadthalter fragte ihn, wer der Gott der Christen wäre. Er antwortete, um den Lästerungen, die er bei solchen Hörern voraus sah, zuvorzukommen, mit unerschütterlicher Freimüthigkeit: „Du wirst ihn nur erkennen, wenn du dessen würdig bist." Da stürmte der zuschauende Pöbel auf ihn ein. Von allen Seiten geschlagen, getreten, mit Steinen geworfen, athmete der greise Prediger des Evangeliums kaum mehr, als er in dem Gefängniß ankam, und gab zwei Tage darauf seinen Geist in die Hände dessen, dem er sein Leben geweiht.

Indessen schmachteten die anderen Bekenner in einem engen finstern Kerker. Hier saßen sie in einer Art Stock, von den Römern Nervus genannt, wo ihnen durch besondere Löcher Hals, Arme und Beine eingesteckt und festgeschraubt waren. Viele erlagen der unmenschlichen Behandlung und folgten ihrem Bischof nach in die ewige Ruhe. Andere aber, die grausam schon vorher gemartert worden waren und beraubt aller menschlichen Hilfe, nicht mehr leben zu können schienen, erhielten durch die Gnade des Herrn neue Kräfte an Leib und Seele, so daß sie noch ihre Brüder aufmuntern und trösten konnten.

Sanctus, der Diacon der Gemeinde zu Lugdunum, hielt unerhörte Qualen mit außerordentlicher Geduld aus. Auf jede Frage, die man an ihn richtete antwortete er: „Ich bin Christ." Dieser Titel diente ihm statt Namen, statt des Vaterlandes und Standes, vertrat ihm Alles, und nie konnte man eine andere Antwort von ihm erlangen. Mit glühenden Eisenstäben verbrannt, und die wunden entzündeten Glieder auf die

Folter gespannt, war sein Leib also gemartert, daß kaum eine menschliche Gestalt an ihm noch zu erkennen war. Wenige Tage nachher wurde er mit seinem Freunde Maturus, nach einer fürchterlichen Geißelung im Amphitheater den wilden Thieren preisgegeben, und endlich auf einen glühenden Stuhl von Eisen gesetzt. Aber des Herrn Macht verherrlichte sich wunderbar an dem treuen Bekenner. Man konnte auch hier seinem Munde kein anderes Bekenntniß entlocken, als das eine: „Ich bin Christ.“ Nachdem er noch lange mit Maturus gelitten, wurden beide erwürgt. Auch unter den anderen Bekennern bewährte sich in dieser Zeit der Drangsal und Verfolgung herrlich die Kraft des Glaubens und der Liebe. Ihr fester Vorsatz, Alles zu leiden um Christi willen, erbaute und stärkte die Brüder, welche mit Gefahr des eignen Lebens sie im Kerker besuchten. In wahrer Demuth wiesen sie selbst den Namen: Märtyrer zurück. „Dieser Name“, sprachen sie, „gebührt eigentlich nur dem treuen wahrhaftigen Zeugen, dem Erstgebornen von den Todten, dem Fürsten des Lebens, das aus Gott ist.“ Sie wiesen dann auf die vollendeten Märtyrer und sprachen: „Jene sind Märtyrer, welche Christus gewürdigt hat, sie bei ihrem Bekenntniß selbst aufzunehmen und ihr Zeugniß durch den Tod zu versiegeln. Wir sind nur arme geringe Bekenner“. Mit Thränen baten sie die Brüder, mit treuer Fürbitte für sie anzuhalten, damit ihnen durch Gottes Gnade die Kraft für die ferneren Kämpfe gegeben würde. „Aber sie erwiesen“, so schreiben die Gemeinden, „in der That die Kraft der Märtyrer; denn sie sprachen mit großer Freimüthigkeit zu den Heiden und bezeugten ihren hohen Sinn in beharrlicher Geduld und unerschrockenem Muthe. Sie demüthigten sich unter die gewaltige Hand Gottes, von welcher sie so sehr erhöht wurden. Sie entschuldigten Alle und klagten Keinen an. Gleich Stephanus, dem vollkommenen Märtyrer beteten sie für die, welche ihnen so große Qual anthaten: „Herr, rechne ihnen

ihre Sünde nicht zu." — Auch gegen die Abgefallenen erhoben sie sich nicht, sondern nahmen sich ihrer in treuer Liebe an. Unter vielen Thränen beteten sie zu dem Herrn, daß Gott auch diese Erstorbenen wieder zum Leben erwecken möge, und welchen Erfolg ihre Bemühungen um die schwachen Brüder und das Vorbild ihrer Glaubenskraft bei diesen gehabt hatte, das wurde in dem letzten Verhöre der Gefangenen offenbar. Da nahmen auch die meisten der früher Gefallenen ihren Widerruf zurück, erklärten, sie seien Christen und wurden mit den Bekennern zum Tode verurtheilt. Als sie zu dem letzten Verhör geführt wurden, um den schweren Kampf des Glaubens zu bestehen, da wagte sich ein Mann, Namens Alexander, ein Arzt zu Lyon und ein bewährter Christ, bis in die Nähe des Richterstuhls, und munterte sie durch Winke und Geberden zu standhaftem Bekenntnisse auf. Man sah es seinen Gesichtszügen an, welch lebendigen Antheil er an den Brüdern nahm und wie er um ihretwillen gleichsam „Geburtsschmerzen" litt. Das Volk merkte das, und als auch die früher Abgefallenen jetzt ihren Glauben standhaft bekannten, wandte sich seine Wuth gegen Alexander, er sei Schuld daran. Der Legat fragte ihn, wer er sei. „Ich bin ein Christ," antwortete er, und wurde darauf mit den andern zu den wilden Thieren verurtheilt. Noch ein andrer herrlicher Zug der brüderlichen Eintracht unter den Bekennern jener Zeit ist uns aufbewahrt. Alcibiades, einer der Bekenner, war gewohnt gewesen, ein strenges ascetisches Leben zu führen und nichts als Brod und Wasser zu genießen. Auch jetzt wollte er diese Lebensweise fortsetzen und nicht von den Erquickungen kosten, welche die Brüder ihm ins Gefängniß zu schaffen wußten. Da verwies ihm Attalus seine Strenge und sprach zu ihm, er fühle sich von Gottes Geist gedrungen, ihm zu eröffnen, wie unrecht er thue, Gottes Gaben auch jetzt nicht zu genießen. Und der Asket, der so leicht von geistlicher Eitelkeit bestochen werden konnte, gab ein Beispiel der Verleugnung des eigenen Willens und aß

jetzt von allem, was gebracht wurde und dankte Gott für diese Gaben.

Unter allen solchen Beweisen des Glaubens und der Liebe leuchtete aber insbesondere die Glaubensstärke einer armen Magd hervor, deren Martyrthum selbst auf die Heiden einen tiefen Eindruck machte. Blandina, eine christliche Dienstmagd, sollte die Lügen bestätigen, welche die Furcht vor der Folter den heidnischen Dienstboten erpreßt hatte. Aber vergebens wurden gegen sie alle Foltern der qualenreichen römischen Tortur in Bewegung gesetzt. „Bei ihr," sagt der Bericht über diese Verfolgung, „bei ihr offenbarte Christus, daß das, was niedrig und gering ist in der Menschen Augen, bei Gott großer Gnade gewürdigt wird, weil sie gern Liebe zu ihm hegte, die nicht mit bloßen Worten, sondern durch Standhaftigkeit sich bewährt. Denn während Alle fürchteten und ihre irdische Gebieterin, selbst eine Streiterin unter den Märtyrern, sehr besorgt war, sie möchte ihres zarten Körpers wegen nicht im Stande sein, ihr Bekenntniß mit Standhaftigkeit ablegen zu können, wurde Blandina mit so großer Kraft begabt, daß ihre erfinderischen Peiniger, die vom Morgen bis Abend sich einander ablöseten, gestehen mußten, sie wüßten nichts mehr, was sie ihr zufügen könnten und vermöchten nichts gegen sie. Sie wunderten sich, daß sie noch so lange das Leben behalten hätte, da ihr ganzer Körper zerrissen und geöffnet war, und bezeugten, daß eine einzige Art der Folter schon hinreichend gewesen wäre, ihr das Leben zu nehmen, geschweige denn so große und viele. Aber die Selige schöpfte wie ein edler Kämpfer gleichsam aus dem eigenen Bekenntnisse neue Kräfte; ihr war eine Quelle der Erfrischung gegen Alles, was sie litt, der wiederholte Ausruf: „„Ich bin eine Christin; es geschieht nichts Böses unter uns.""

Am Tage, da Sanctus und Maturus im Amphitheater erwürgt wurden, ward Blandina an einen Pfahl befestigt, um von den Thieren verzehrt zu werden. — Da stand sie, die gottselige

Jungfrau, in Gestalt eines Kreuzes gefesselt; in brünstiges Gebet versenkt, schien sie den Gläubigen das Bild des Erlösers darzustellen und stärkte in ihnen das Bewußtsein: „Daß, wer für Christi Ehre leide, ewig Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott habe.“ Selbst die wilden Thiere, die Menschen beschämend, traten scheu vor ihr zurück. Keines rührte sie an. Sie wurde in den Kerker zurückgeführt und für einen anderen Kampf aufbewahrt.

Am letzten Tage der Fechterspiele kam es zu diesem Schlußkampfe. Man brachte Blandina in die Arena, zu gleicher Zeit mit einem Jünglinge, ja einem Kinde von fünfzehn Jahren, Namens Ponticus. Man hatte sie alle vorhergehenden Tage dem Tode der Märtyrer beiwohnen lassen. Dennoch waren sie fest geblieben und hatten erklärt, daß die Gottheit der Götzen eine Lüge sei. „Die Wuth des Volkes“, so wird erzählt, „kannte keine Grenzen mehr. Die Jugend des Knaben fand kein Mitleid, das Geschlecht Blandina's keine Rücksicht. Man ließ sie noch einmal alle Qualen empfinden. Aber Ponticus, von der Schwester ermuthigt und gestärkt, ertrug getrost alle Martern, bis er seinen Geist aufgab. Blandina blieb allein, wie Jesus Christus in der Wüste (Marci 1, 13) mit der Hölle, die ihn versucht, mit der Erde, die ihn verläßt, und dem Himmel, der ihn aufrecht hält. Sie wurde gepeitscht, von den Thieren zerrissen und auf den heißen Stuhl gesetzt, hierauf in ein Netz gewickelt und von einem wüthenden Stier in die Höhe geschleudert. Endlich wurde sie erwürgt. Unter allen diesen Martern eilte sie mit wahrer Siegesfreude dem Tod entgegen; und die Heiden selbst staunten über den Muth dieses schwachen Weibes als über ein Wunder; aber die Gläubigen priesen die Gnade Dessen, der in den Schwachen mächtig ist.

Durch das Feuer der Scheiterhaufen und die Schrecken der Arena hatte der weise Marc Aurel geglaubt, das Christenthum unterdrücken zu können. Er hatte Jeden, der Zeugniß abzulegen wagte von der christlichen Wahrheit, ohne Schonung zum Tode

führen lassen. Aber nur den Leib und nicht das Leben, nur die Zeugen und nicht das Zeugniß vermochte er zu tödten. Der Geist, der sich in den Bekennern geoffenbart, verschwand nicht und ging nicht unter. Unauslöschlich glühte das Feuer des heiligen Geistes in den Gemeinden, in den Verbrüderungen der Gläubigen. Die Verfolgung konnte nur Oel hineingießen, konnte der Kirche nur zur Läuterung und innern sittlichen Vollendung dienen. In den Tagen der Noth und Drangsal schlugen Glaube und Liebe feste Wurzeln. Umgeben von einer Wolke von Prüfungen und Schmerzen hatte das göttliche Licht in dem Tode der Märtyrer hell und leuchtend seine Strahlen ausgesandt. Das Andenken an sie erfüllte die Gläubigen mit hoher Begeisterung, stärkte und kräftigte sie für alle Gefahren und Kämpfe. Es legte den *Heiden* die Frage auf die Lippen: „Was gab solche Stärke?" und lieferte nicht mit Worten, sondern mit That und Wahrheit den Beweis, wie der christliche Glaube der Sieg sei, der die Welt und den Tod überwunden hat. Statt einer abschreckenden übte es eine anziehende, ja ansteckende Gewalt. Die Wunden, die das Schwert der Kirche geschlagen, glänzten an ihrem Körper. Mitten unter der Trübsal wuchs und blühte sie und gewann immer neue und neue Bekenner. Das war die *Missionssaat der christlichen Märtyrer*. Von ihr redet Tertullian, der große Apologet, in seiner Schutzschrift*) zu den Heiden: „Tödtet, foltert, peinigt, zerschmettert uns. Eure Ungerechtigkeit grade ist der stärkste Beweis unsrer Unschuld. Ihr habt ja neulich eine Christin verurtheilt, nicht den Löwen vorgeworfen, sondern in das Haus der Unzucht geführt zu werden, und dadurch selbst Zeugniß abgelegt, wie die Befleckung der Keuschheit bei uns für viel schlimmer gehalten wird als jede Todespein. *Vergeblich ist alle Erfindsamkeit eurer Henkerwuth. Sie locket nur neue Freunde zu uns.*

---

*) Apologet. c. 50.

Je öfter ihr uns abmäht, desto mächtiger wachsen wir empor; das Blut der Christen ist ein fruchtbringender Same. Viele der Euren ermahnen zu standhafter Erduldung der Schmerzen. Doch die Thaten der Christen finden mehr Schüler, als die Worte eurer Weisen. Eben jenes, was ihr an uns als Eigensinn tadelt, ist der mächtigste Lehrer. Wer wird durch die Betrachtung dieses Muthes nicht bewegt, dem Grund der Sache nachzuforschen; wer, der ihm nachforscht, wird nicht unser! Wer, der unser geworden, trägt nicht ein Verlangen zu leiden, um durch die Hingabe seines Blutes Gottes Gnade sich völlig zu erwerben! Darum danksagen wir euch für eure Verurtheilung. Ihr verurtheilt uns, aber Gott spricht uns frei."

So ward die Verfolgung der Kirche Christi durch die Kraft des christlichen Geistes, die sie erweckte und zur Bewährung brachte, das sicherste Mittel ihres Wachsthums und ihrer schnellen Ausbreitung. Gerade sie schuf Tausende von Missionaren, weil, wie in jedem ernsten Kampfe, der Streiter Christi sein Leben so theuer wie möglich verkaufen und in der kurzen Zeit des Wirkens, die Jedem vergönnt war, so Viele wie möglich in's ewige Himmelreich mit sich emporreißen wollte. Daher kam es, daß die Kirche in dem Maße wuchs, als sie Märtyrer der christlichen Wahrheit in ihrer Mitte zählte. „Der Staat", so rief man unmittelbar nach der Verfolgung, „ist gleichsam belagert; das Land, die Städte, die Häuser, Höfe und Durchgänge sind voll von Christen. Menschen jedes Geschlechtes, jedes Alters, jedes Standes gehen zu dieser Secte über. *)

## 6. Die Missionare des Christenthums.

Wohl war die Predigt des Evangeliums von den Aposteln besonderen mit den Gnadengaben des heiligen Geistes

*) Tertull. Apol. c. 1.

ausgerüsteten Männern in der Gemeinde (Ephes. 4, 11), Evangelisten genannt, anvertraut und übertragen worden, die als Prediger und Pilger von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wanderten und gedrungen von der Liebe das Evangelium trugen von Haus zu Haus. Zu Jedem redeten sie, der mit ihnen in Berührung kam, und suchten anzuknüpfen bei den Empfänglichen: wie wir es in der Bekehrung des Kämmerers aus dem Mohrenlande durch den Evangelisten Philippus (Ap. Gesch. 8, 28) finden. Die einsame Landstraße, das Meeresufer, die Thore und freien Plätze der Stadt, die Synagoge, der Tempel, das stille Gemach im Hause waren der Schauplatz ihrer Thätigkeit. An den Häusern der Vornehmen und an den Hütten der Armen klopften sie an. Mitten auf den Marktplatz traten sie hin und redeten von den großen Thaten Gottes, und ob es auch an Widerspruch und Spott der Heiden und Juden nicht fehlte, ging doch Vielen das Wort vom Kreuz durch's Herz, daß sie es willig annahmen und gläubig wurden. Dazu begleitete der Herr noch immer die Predigt eines Wortes mit besonderen Wundern und Zeichen: wie Irenaeus († 202) berichtet. „In dem Namen Jesu", schreibt er, „wirken seine wahren Jünger, welche von ihm die Gnade empfangen haben, je nachdem sie von ihm die Gaben erhalten. Einige treiben Teufel aus, Andere heilen Kranke durch Handauflegung; es sind auch Manche von den Todten erweckt worden und noch lange Zeit unter uns geblieben. Es giebt unzählige Gnadenwirkungen, welche die Kirche zum Heil der Heiden vollbringt, ohne Täuschung und ohne Gewinnsucht." Und Origenes (186—254) schreibt: „Viele haben ihre im Glauben erlangten Wunderkräfte dadurch bewährt, daß sie über die Kranken den Namen Jesu anriefen. Dadurch habe auch ich gar Manche von schweren Zufällen, von Wahnsinn und anderen Uebeln befreit gesehen, die zuvor Niemand heilen konnte. — Es muß gesagt werden, daß Viele gleichsam wider ihren Willen Christen geworden sind, indem ein wunderbarer Geist durch

wachend oder träumend geschaute Gesichte ihren Sinn plötzlich von ihrem bisherigen Christenhaß zu einem selbst todesmuthigen Eifer für das Evangelium fortriß. Dergleichen könnten wir als Augenzeugen viel berichten, was freilich von den Ungläubigen arg verspottet werden würde, aber Gott ist unser Zeuge, daß wir nicht durch falsche Berichte, sondern durch vielfache unleugbare Thatsachen die göttliche Lehre Jesu empfehlen wollen." — So wurden nah und fern in kurzer Zeit viele Tausende für das Evangelium gewonnen, und fast in allen Ländern des römischen Reiches größere oder kleinere Christengemeinden gegründet. Denn damals war nicht nur der reisende Evangelist, sondern ein jeder Christ auch ein Sendbote Christi. Celsus, der heidnische Gegner des Christenthums (150 n. Ch.), rechnet es nach seiner Art dem Christenthume zum Schimpf an: „daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber die ungebildetsten und bäurischsten Menschen Verkündiger dieser Religion" waren: und doch gereichte dies dem Christenthum zum höchsten Ruhm und Segen. Denn es war eine einfache stille aber erfolgreiche und tief wirkende Mission, die auf diese Weise sich vollzog. Der Soldat im Zelte des Lagers, der Handwerker in der Werkstätte, das Weib am häuslichen Heerde, der Sclave, der sich die Freiheit in Christo errungen, der Kaufmann, der außer seinen andern Waaren auch noch die Eine köstliche Perle trug, sammelten ein kleineres oder größeres Häuflein um sich, welchen sie das Heil in Christo verkündigten, und welches der erste Anfang einer Gemeinde wurde. Bald wurden die Herzen der Kinder zu den Vätern, bald die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt. Jünglinge und Greise, Herren und Knechte, Sclavinnen und Frauen wurden eins für das andre Boten des Heils: und wo ein gnadesuchendes, für die Wahrheit empfängliches Gemüth dieser Botschaft entgegenkam, da ward es bald für den Herrn und sein Reich gewonnen. Oft wurden auch die Gelehrtesten und Gebildetsten durch das einfache schlichte Zeugniß der Wahrheit aus dem Munde der Gläubigen

gewonnen. Wir erinnern an die Bekehrung des Apollos durch Aquila und Priscilla (S. 107). Merkwürdig ist in dieser Hinsicht auch die Bekehrungsgeschichte des großen christlichen Apologeten Justins des Märtyrs im zweiten Jahrhundert. Derselbe stammte aus Sichem in Samaria, welche Stadt damals von griechisch redenden Heiden bewohnt war. Dem lebhaften Drange nach Erkenntniß der Wahrheit folgend, hatte er mit dem Studium der heidnischen Weltweisheit sich beschäftigt: aber weder in der selbstgerechten Lehre der Stoa noch in der scharfsinnigen Schule des Pythagoras gefunden, was die Sehnsucht seines Herzens befriedigen konnte. Zuletzt hatte die Philosophie Plato's seine Einbildungskraft entflammt. Hingerissen von Betrachtungen des Uebersinnlichen wähnte er sich wie auf Fittichen emporgehoben und glaubte den Augenblick nahe, da er zur klaren Anschauung der Gottheit gelangen werde. Voll dieser Hoffnung, „um seine Seele ungestörter durch Betrachtung entzünden zu können", entsagte er dem Umgange mit Menschen und begab sich an einen einsamen Ort. — Einst lenkte er, in Gedanken versunken, seine Schritte nach dem nahen Meeresufer, als er einen Greis erblickte, der in geringer Entfernung hinter ihm herging. Unwillkürlich blieb er stehen. Als jener ihm nahe kam, sah er seine ehrwürdige Gestalt, auf seinem Angesicht Züge hohen Ernstes, aber auch milder Freundlichkeit. „Kennst du mich?" fragte ihn der Greis. „Nein", erwiderte Justin. „Warum", sagte jener, „betrachtest du mich so?" — „Ich wundere mich, dich hier zu finden, denn ich hatte nicht erwartet, hier einen Menschen zu finden." So entspann sich ein Gespräch zwischen den Beiden. Der Greis war ein Christ, und sie sprachen mit einander vom Wesen Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Belohnung der Guten und der Strafe der Bösen. Justin hatte sich als einen Freund der Wissenschaft und der Selbstbetrachtung zu erkennen gegeben. Der Greis fragte ihn, warum er nicht vielmehr ein Freund des Wirkens werden wollte

als des Betrachtens. Justin entgegnete: ohne Philosophie sei nichts Gesundes und Gottgefälliges im Menschen. Da wünschte der Greis zu wissen, welchen Begriff denn Justin mit der Philosophie verbinde, und dieser entgegnete sofort, die Philosophie sei die Erkenntniß des Wahren, und der Preis dieser Wissenschaft sei das selige Leben. Auf die Frage des Alten, was er unter Gott verstehe, bezeichnete Justin das göttliche Wesen als den ewigen und unvergänglichen Grund aller Dinge. — Der Greis achtete den Jüngling für das Höhere empfänglich und freute sich seiner. Der Jüngling hatte nach platonischen Grundsätzen geantwortet; nun drängte ihn aber der Alte so sehr, bald durch Fragen, bald durch Vergleichungen, bald durch Gründe, daß Justin gestehen mußte, die platonische Philosophie befriedige noch durchaus nicht die Bedürfnisse des menschlichen Geistes und gewähre bei weitem keine beruhigenden Aufschlüsse.

So wurde Justin vorerst geheilt von der Eitelkeit und dem Stolze menschlicher Philosophie. Aus dem Vollwerk philosophischer Selbstgenügsamkeit hinausgeworfen, in Zweifel und Verzweiflung an der Vollkommenheit menschlicher Weisheit rief er aus, wie einst Paulus: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Das war eine wohlthätige Krise; sie hat sich schon oft wiederholt, im Leben von Tausenden.

Der Alte verwies den Heilsbegierigen sofort auf die Propheten, auf Christus und die Apostel. „Vor Allem jedoch — so schloß er — bete, daß dir geöffnet werde das Verständniß, denn Niemand kommt zur Erkenntniß der Weisheit, wenn Gott und Christi Geist ihm nicht die Augen aufschließen.“ — „Da fühlte Justin — dies sind seine eigenen Worte — ein göttliches Feuer in seiner Seele sich entzünden und eine tiefe Liebe zu den Propheten und den Freunden Christi.“*) — Und so fing

*) Justin. Dialog. cum Tryphone Jud.

er an ein christlicher Philosoph zu werden. Was aber der Alte mit seiner Rede in ihm begonnen, entwickelte das Studium der heiligen Schrift. Im Lichte des Wortes Gottes erkannte er sofort, wie nichtig das Heidenthum, wie falsch die Anklagen gegen das Christenthum. Bald trat er entschieden zum Christenthum über und ward ein furchtloser, begeisterter Vertheidiger der christlichen Wahrheit vor dem Throne heidnischer Kaiser, wie vor den Lehrstühlen der Philosophen. Nachdem er aber, ein Evangelist im Philosophenmantel, Geist und Wort der Vertheidigung des Evangeliums geweiht, hat er auch sein Leben (168 n. Chr.) für sein gutes Bekenntniß hingegeben und dadurch den Namen „des Märtyrers" sich erworben.

## 7. Apostelschüler in Deutschland.

Durch römische Colonisten und Soldaten*) scheint das Christenthum schon in den beiden ersten Jahrhunderten nach Deutschland gekommen zu sein. Der Kirchenvater Tertullian (200 n. Chr.) rechnet unter die Völker, bei denen die Predigt vom Kreuze Eingang gefunden, auch die Deutschen. Wer aber waren hier die ersten geordneten Prediger und Heilsboten? — Eine dunkle Sage nennt als den ersten der deutschen Missionare den im Briefe Pauli an Timotheus (2 Tim. 4, 10) erwähnten Jünger Crescens;

---

*) Für die ausgesprochene Vermuthung, daß auch unter den römischen Soldaten zahlreiche Christen gewesen seien, spricht die Sage von der Donnerlegion (Legio fulminatrix). Als nämlich der Kaiser Marc Aurel die Marcomannen bekriegte, befand sich das römische Heer wegen Mangel an Wasser in der größten Noth. Eine Cohorte der 12. Legion bestand größtentheils aus Christen. Diese fielen auf ihre Kniee und flehten zu Gott um Hilfe. Es erfolgte ein Gewitter. Das dürstende Heer wurde mit frischem Wasser erquickt und „ein Feuerregen fiel unter die Feinde" (wie selbst der heidnische Dichter Claudian sich ausdrückt). Das römische Heer war gerettet, und die zwölfte Legion wurde fortan „die blitzende oder die „Donnerlegion" geheißen.

derselbe soll in der Gegend von Mainz das Wort Gottes verkündigt haben. Als Apostelschüler werden auch Eucharius und dessen Gefährten, Valerius und Maternus genannt. Von diesen heißt es, sie hätten in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts den Grund zu den christlichen Kirchen am Rhein gelegt und von der Schweiz bis Belgien Alles mit dem Evangelium Christi erfüllt. Gar Wunderbares wird über sie berichtet. Auf ihrer Wanderung kamen sie in den Elsaß und nahmen in einem Dorfe Elley ihren Aufenthalt. Ihre Wirksamkeit war von glücklichem Erfolg, als auf einmal Maternus einem heftigen Fieber unterlag. Seine Gefährten waren durch diesen Todesfall so heftig erschüttert, daß sie beschlossen, nach Rom zurückzukehren und dem Apostel Petrus den so traurigen Verlust zu melden. Petrus beruhigte sie, gab ihnen seinen Bischofsstab mit und befahl ihnen, mit demselben den Leichnam zu berühren, damit durch dessen Auferweckung die Wahrheit ihrer Predigt bekräftigt würde. Es geschah, wie ihnen der Apostel verkündigt hatte. An der Stelle, wo Maternus begraben gewesen war, wurde eine Kirche erbaut, nach welcher noch in späteren Jahrhunderten zahlreiche Wallfahrer pilgerten. Vom Elsaß reisten die Missionare über Speier und Worms nach Trier. Hier trennte sich Maternus von seinen Gefährten, weil er anderwärts selbstständig Missionsversuche machen wollte. Er that es in Bonn, Cöln, Tongern, bis in die Ardennen hinein. In Tongern gründete er eine ansehnliche Gemeinde, deren erster Bischof er wurde. Die Sage fügt hinzu, er habe seine beiden Gefährten überlebt und wäre 149 n. Chr. gestorben. Er soll ein und dieselbe Person mit dem Jüngling von Nain gewesen und also zwei Mal ins Leben zurückgekehret sein.

Eucharius hatte unterdessen in Trier das Netz des Evangeliums ausgeworfen, anfangs nur mit geringem Erfolg; aber, als er den einzigen Sohn einer Wittwe vom Tode auferweckt, fand er viele Gläubige. Er wurde Bischof der neuen Gemeinde und

wirkte lange Zeit in ihrer Mitte. Sterbend empfahl er den Valerius zu seinem Nachfolger. Sein Todestag wird noch immer im Bisthum Trier feierlich begangen.

Ein anderer Apostelschüler soll Beatus gewesen sein. Er war ein Schotte von Geburt und soll sich nach Rom begeben haben, um sich daselbst weiter auszubilden. Er wurde mit Barnabas, dem Gehülfen von Paulus, bekannt und durch diesen zu Christo bekehrt. Später begab er sich in die Schweiz, und zwar in die Gegend des vierwaldstätter Sees, um die dort wohnenden Heiden für den Christenglauben zu gewinnen. Den Rest seines Lebens brachte er in einer schauerlichen Einöde zu, wo er mit seinen Gefährten von Wurzeln und Kräutern lebte. Der Beatusberg und die Beatushöhle, unfern des Thuner Sees haben seinen Namen im Gedächtniß des Volkes verewigt.

## 8. Die Sage vom König Lucius.

In ein mannigfaches Dunkel eingehüllt, doch gewiß nicht ohne alle historische Begründung, ist die Sage von der Missionsarbeit des Königs Lucius. Lucius, ein König der Britten — so erzählt die alte Tradition — vernahm auf seiner fernen Insel das Wunder der blitzenden Legion,*) und dies bewog ihn, vom Bischof zu Rom zwei christliche Lehrer sich zu erbitten. Unverweilt machten sich zwei apostolische Männer, Fugatius und Damianus, von Rom aus auf den Weg nach Brittannien und tauften den König sammt seinem Volk. Lucius aber legte Brittanniens Krone nieder, denn er hatte ein herrlicheres Reich und eine bessere Krone kennen gelernt, und vertauschte den Scepter mit dem Pilgerstabe und seine Reichthümer mit der Armuth Christi. Als Bote des Heils durchzog er einen großen Theil des südlichen Deutschlands. In Augsburg wurde er wegen seiner Predigt von Christo in einen

*) Vergl. S. 151.

Brunnen geworfen, aber mit Hilfe anderer Christen vom Tode wieder errettet. Er wandte sich nun wieder nach dem Gebirge und kam in die Landschaft, welche damals Rhätien hieß und nun Graubünden genannt wird. Mit vieler Mühe erstieg er einen steilen Berg, der auf seinem Wege lag. Es ist dies die sogenannte Luciensteige, sowie die wilde Höhle, in welcher er sieben Tage gefastet und gebetet haben soll, noch heute die Lucienhöhle heißt. Anfangs wollten die Bewohner von der Lehre des Fremdlings nichts wissen als aber derselbe ein paar Auerochsen zähmte und mit diesen Holz nach seiner Zelle fuhr, erschien er den Leuten wie ein höheres Wesen. Sie hörten nun seiner Predigt aufmerksam zu. Er soll bis Regensburg und Salzburg gekommen und endlich in Rhätien den Märtyrertod gestorben sein. — Mit ihm soll seine Schwester Emerita in der dortigen Gegend gewirkt haben. Sie lebte abgesondert von ihrem Bruder, mit Werken der Liebe nicht minder wie mit dem Unterricht im Christenthume beschäftigt. Aber, wie sehr sie auch bemüht war, jedem Leidenden mit Trost und Hilfe beizustehen, die verblendeten Heiden sannen auf ihr Verderben und verbrannten sie unter wildem Geschrei. Als ihr Bruder Kunde von der Frevelthat erhielt, sammelte er ihre Gebeine, um sie der Erde zu übergeben, auf welchem Orte später eine Kapelle errichtet wurde. — Geschichtliche Thatsache ist es, daß schon im fünften Jahrhundert das Lucienkloster zu Chur bestanden hat. —

---

## II.

# Kampf und Sieg der Märtyrerkirche.

---

### 1. Die Märtyrerkirche Nordafrika's.

Unter dem Sohne und Nachfolger Marc Aurels, welcher 180 n. Chr. im Kriege mit den Markomannen von einer Krankheit dahingerafft, zu Vindobona (dem heutigen Wien) gestorben war, und der tyrannischen blutigen Herrschaft des Commodus (180 bis 192 n. Chr.), hatte durch Gottes Gnade die Kirche Christi in allen Theilen des römischen Weltreiches Frieden*). Die Bischöfe konnten ungestört ihre Gemeinden bauen; den Sendboten des Evangeliums war ein weites Land offen; sie konnten frei reisen, frei lehren und predigen. Raschen Schrittes eilte die Mission vorwärts. Schon Justinus hatte vor den Feinden des Evangeliums versichern**) können: „Ganz und gar kein Geschlecht der Menschen, weder unter den Barbaren noch unter den Hellenen, noch unter irgend einem anderen bekannten Volksstamme, seien es Stämme derer, die auf Wagenhäusern, Nomaden, die des Obdachs entbehren, oder Heerden weidende Zeltbewohner, wird unter der Sonne gefunden, in welchem nicht dem wahren Schöpfer im Namen des gekreuzigten Christus Gebete und Danksagung gebracht würde.“ — Da brach unter Septimius Severus (202 n. Chr.) eine neue Verfolgungszeit über die Kirche Christi

*) Euseb. hist. eccl. Lib. V, c. 21.

**) Just. Dial. c. Tryph.

herein. — Der Kaiser, durch einen christlichen Sclaven Proculus von einer schweren Krankheit geheilt, war im Anfange seiner Regierung den Christen günstig gestimmt und beschützte sogar anfänglich die Christen in Rom gegen die Wuth des heidnischen Volkes. Als er sich aber später von dem auffallenden Wachsthum der Kirche und den Fortschritten des Christenthums im römischen Weltreich überzeugt hatte, veränderte er seine Gesinnung und erließ um das Jahr 202 n. Chr. ein Gesetz, welches den Uebertritt zum Christenthum bei schwerer Strafe verbot. Damit hatte von neuem eine dunkle Stunde für die Kirche Christi geschlagen. Die noch nicht gestillte Volkswuth gab dem kaiserlichen Edict die weiteste Ausdehnung. — Ein Hauptschauplatz der Verfolgung wurde die afrikanische Kirche. Alexandria, die Stadt der Ptolomäer, der Mittelpunkt des Weltverkehrs, war damals noch immer, was sie einst in den Tagen ihrer Blüthe hieß, die Königin des Morgenlandes und das Haupt der Städte. Hier hatte zuerst der Evangelist Marcus eine Gemeinde gegründet. Von der griechischen Hauptstadt hatte sich das Evangelium den Weg zu der ägyptischen Bevölkerung des Landes gebahnt. Er hatte um so willigere Aufnahme gefunden, je mehr der alte geheimnißvolle Cultus, die tiefsinnigen Mysterien des Nil zu einer unwürdigen Gauckelei herabgesunken waren. Die persönliche Anwesenheit des Kaisers entzündete hier die Wuth der Verfolgung. „Aus ganz Egypten wurden nach Alexandria die zusammengebracht, die man gleichsam auserwählt hatte als die tüchtigsten Kämpfer, welche in ihrem Leiden und Sterben Zeugniß von der Herrlichkeit ihres Heilandes Jesu Christi ablegen sollten.“ (Eusebius) „Täglich“, sagt der in dieser Stadt wenigstens noch Anfangs als Augenzeuge gegenwärtige Kirchenlehrer Clemens, „täglich fließen unter unsern Augen die Ströme des Märtyrerbluts.“ „An vielen Orten“, sagt Eusebius, erreichte die Verfolgung eine solche Höhe, daß die Christen glaubten, es sei die der Wiederkunft des Herrn vorangehende letzte Gerichts-

zeit, und mit Sehnsucht dessen Erscheinung zu ihrer Erlösung erwarteten."

Unter den Märtyrern Alexandrien's tritt uns zuerst der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, Leonidas entgegen. Als er gefangen genommen ward, stand dieser, sein Sohn, noch in früher Jugend. Seines Herzens einziger Wunsch war, zugleich mit seinem Vater zu sterben. Darum besuchte er die Gefängnisse der Märtyrer und brachte sich durch seine unerschrockene Freimüthigkeit oft absichtlich in die größte Gefahr. Seine Mutter suchte zuerst durch ernstliche Bitten seinen unbesonnenen Eifer zu mäßigen. Da sie aber merkte, wie sehr ihn verlangte, mit seinem Vater in den Märtyrertod zu gehen, so machte sie einen guten Gebrauch von ihrer mütterlichen Gewalt, indem sie ihm die Kleider versteckte und ihn dadurch nöthigte, zu Hause zu bleiben. Da der eifrige Jüngling nichts weiter thun konnte, so bat er den Vater schriftlich, nicht zu ermatten noch muthlos zu werden, sondern mit Freudigkeit dem Tod entgegenzugehen und um die Seinen unbekümmert zu sein. So stärkte er durch seinen Glauben des Vaters Glaubensmuth und Bekenntnißfreudigkeit. — Der Vater ward enthauptet, sein Vermögen eingezogen, und die Mutter lebte mit sieben Kindern in großer Dürftigkeit: aber der treue Sohn ward ihr und aller Geschwister Stütze. Origenes arbeitete von früh bis spät in die Nacht und ernährte sich und die Seinigen durch den Verkauf seiner Klassiker, wofür er von dem Käufer täglich vier Obolen erhielt. So war er des Vaters Tröster im Sterben und und der Seinigen Stütze im Leben. — Obgleich selber kaum 18jährig, eröffnete er in Alexandria eine Unterrichtsschule, in der er zunächst weltliche Wissenschaft, Grammatik und Aehnliches lehrte. In dieser Schule waren zwei heidnische Jünglinge, Plutarch und Herakles, Brüder, seine Zuhörer. Diese, von ernstlichem Verlangen nach Wahrheit beseelt, baten ihren Lehrer, er möchte sie auch im Evangelium unterweisen. Er that dieß, da durch die

Verfolgung die christliche Schule ohnedieß aufgelöst worden war, bereitwillig, und machte so mit diesen beiden Jünglingen den Anfang seiner berühmten Katechetenschule. Die Brüder nahmen mit heiliger Begierde auf, was er ihnen aus dem Wort Gottes und der christlichen Wahrheit an's Herz legte. Die Frucht dieser Unterweisungen sollte sich auch bald genug herausstellen. Als der Erstere der Beiden, Plutarch, durch die Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen worden war, wurde die Aufmerksamkeit und die Erbitterung der Heiden auf's Neue rege; der Neubekehrte wurde gefänglich eingezogen und vor den Statthalter Aquila geführt. Ein so junges Reis auch sein christlicher Glaube war, so trotzte er doch fest den hier über ihn ergehenden Leidensstürmen, und so starb der fromme Jüngling als der erste Märtyrer, der aus dieser an frommen Glaubenszeugen fruchtbaren Schule des Origenes hervorging. Sein Lehrer Origenes, die eigene Gefahr nicht scheuend, die ihm besonders von den heidnischen Verwandten des Plutarch, als einem Verführer dieses Jünglings, drohte — sie wollten ihn steinigen — harrte bei ihm bis zu seinem letzten Seufzer aus und stärkte ihn mit Zuspruch und Ermahnung aus dem göttlichen Worte. Von andern Schülern des Origenes, die bald nach Plutarch auch den Märtyrertod in Folge der neu erregten Erbitterung der Heiden starben, werden erwähnt zwei Serenus, Heraklides, Heron, eine Frau Herais, die noch als Catechumenin „die Taufe des Feuertodes" erlitt. Daß bei der Verfolgung seiner Schüler, die übrigens als frühere Heiden dem ersten Anlauf des Hasses ausgesetzt waren, Origenes, der Lehrer, selbst nicht frei ausgegangen sein werde, ist wohl natürlich. Etliche Male wurde er gefangen genommen und unter Schlägen und Hohn durch die Straßen der Stadt geschleppt. Das Haus, wo er sich aufhielt, war von Spähern umgeben, daß er öfters seine Wohnung wechseln mußte, um vor den drohenden Nachstellungen sicher zu sein. Einmal geschah es, daß er ergriffen wurde, und man ihm nach Art der

Götzenpriester das Haupt abschor und ihn so auf die Treppe des großen Serapistempels stellte. Er erhielt die Weisung, so wie die Götzenpriester thaten, allen denen, die zum Tempel heraufstiegen, Palmzweige zu vertheilen. Er besann sich nicht lange und that's, aber beim Austheilen rief er mit lauter Stimme: „Kommet, nehmet die Zweige nicht aus der Hand eines Götzen, sondern aus der Hand Jesu Christi.“ Aus allen diesen Gefahren und Verfolgungen wurde er jedesmal durch die wunderbare Gnade Gottes herausgeführt; er sollte nach dem Willen des Herrn erhalten bleiben, um ein Werkzeug Christi in dieser Stadt, in der er ein groß Volk hatte, zu sein, durch welches gerade in dieser Verfolgungszeit viele Heiden aus dem gebildeten und vornehmen, wie aus dem niedrigen Stand von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt und als Ersatz für die dahingegangenen Märtyrer der Kirche Christi zugeführt wurden. — Auch in einer späteren Verfolgung blieb er, obwohl ins Gefängniß geworfen, der Kirche gerettet. In seiner herrlichen Schrift „über das Märtyrerthum“*) konnte er seinen Freund und Schüler Ambrosius, der damals auch im Kerker schmachtete, und viele andere Bekenner im Glauben stärken und trösten und endlich, nachdem er Viele zur Erkenntniß des Herrn und zur Gerechtigkeit geführt, fast im 70 Jahre alt, (254 n. Chr.) in Freuden heimgehen.

Einen weit und breit gefeierten Ruhm erlangte in der christlichen Kirche jener Zeit auch die Jungfrau Pontamiäna, von der Eusebius sagt, daß sie noch zu seiner Zeit mit ihrer Glaubenstreue in frischem Andenken gestanden sei. Sie war eine Schülerin des Origenes, eine Jungfrau von glänzender außerordentlicher Schönheit. Doch war ihre äußere Holdseligkeit gleichsam nur der Wiederschein der inneren Schönheit, die in ihrer Seele blühte, des reinen, keuschen Sinnes, des unerschütterlichen Glaubens und der

---

*) *Εἰς μαρτύριον προτρεπτικὸς λόγος.*

Hoffnung, die empor zum Himmel strebte. Oft zwar lockte die Versuchung, um sie in ihren Schlingen zu fangen, doch Potamiäna stand fest und wich nicht von dem Wege, der zum Himmel leitet, wenn sie gleich manches Leid darob erdulden mußte. Doch ihr ärgster Feind war ihr Gebieter, in dessen Dienste sie war, ein Mensch, der der rohen Lust und dem Zuge unheiliger Begierden dahingegeben auch sie zu seinen Sünden zu verleiten suchte. Bald drohte er, bald bat er freundlich und versprach ihr die köstlichsten Geschenke, um sie für sein Gelüsten zu gewinnen. Aber sie, die droben das Herz hatte, war taub für die lockenden Stimmen der Sünde. Vom Schild des Glaubens beschirmt, konnten die Pfeile der Versuchung sie nicht verwunden. Von Zorn entflammt, übergab sie endlich ihr Gebieter dem Statthalter zu Alexandrien als eine Christin, die den Kaiser schmähete wegen der Verfolgungen, die über die Christen ergingen. — Er versprach dem Statthalter eine große Summe zur Belohnung, wenn er die Potamiäna würde foltern lassen, und sagte zu ihm: „Wenn du sie bewegest, daß sie meiner Begier sich füget, so laß mir sie bewachen, ohne sie zu martern und zu strafen. Wenn sie aber treu bleibt ihren Grundsätzen", setzte er hinzu, „und sich standhaft weigern würde, sollte er sie zum Tode verurtheilen, damit sie nicht", sagte er, „wenn sie am Leben bliebe, meine Unmäßigkeit verspotte." —

Da nun die heldenmüthige Jungfrau vor den Richterstuhl geführt ward, überwand sie alle Martern, die man ihr auferlegte, und besiegte alle Ueberredungskünste. Da erdachte der Richter für sie eine neue Marter, schrecklicher als alle übrigen. Er ließ einen großen Kessel mit Pech anfüllen und dann anzünden. Da nun das Pech im Kessel aufbrauste und heftig brannte, wandte er sich zu Potamiäna und sagte: „Geh und unterwirf dich dem Willen deines Herrn, sonst laß ich dich in diesen Kessel werfen!" Sie aber antwortete: „Es sei ferne, daß ein Richter so gottlos sei, daß er mir gebieten könnte, mich der Wollust eines zügellosen

Sünders zu unterwerfen!" — Da ward der Richter zornig, und befahl, daß man sie entkleiden und in den Kessel werfen sollte. Sie aber rief: „Beim Haupte des Kaisers, den du fürchtest, wenn du beschlossen hast mich hinzurichten, so laß mich nicht entkleiden, sondern befiehl, daß ich allmälig in das siedende Pech hinabgelassen werde, damit du siehest, welch große Standhaftigkeit mir Christus gegeben hat, den du nicht kennest!" Nachdem sie im Laufe einer Stunde allmälig in den Kessel hinabgesenkt wurde, gab sie den Geist auf und wurde von ihren Schmerzen erlöst. — Basilides, ein Soldat, der sie bewacht und zum Tode geführt hatte, wurde durch ihre Glaubensfreudigkeit so tief ergriffen, daß auch er zum christlichen Bekenntniß übertrat. Denn als er bald darauf bei den Göttern schwören sollte, weigerte er sich dessen, weil er ein Christ sei und wurde hierauf vom Richter ins Gefängniß geworfen. Die Christen besuchten ihn während seiner Gefangenschaft. Als sie ihn nach dem Grunde seiner schnellen Bekehrung fragten, erzählte er ihnen, Potamiäna sei ihm drei Tage nach ihrem Tode in verklärter Gestalt im Traume erschienen und habe ihm eine Krone auf das Haupt gesetzt, um die sie den Herrn für ihn gebeten, und dies erkenne er als seine Märtyrerkrone. Da tauften ihn die Brüder im Gefängnisse. Noch einmal wurde er vor den Richter geführt, bekannte noch einmal seinen Glauben und wurde enthauptet. — Auch Anderen soll Potamiäna auf ähnliche Weise im Traume erschienen sein und sie zum Christenthum geführt haben. Wir mögen diese außerordentliche Thatsache auf natürlichem oder übernatürlichem Wege uns erklären, jedenfalls ist sie ein Zeugniß von dem tiefen Eindruck, den das Ende der Zeugen Christi auf die heidnischen Zuschauer machte, wie in ihnen etwas Ueberirdisches sie ansprach und ihr Bild unauslöschlich der Seele sich einprägte. Auch das heilige Bild der sterbenden Märtyrer missionirte.

In dem proconsularischen Afrika hatten zuerst Christen

aus Rom die Botschaft des Heils verkündet. Nicht nur zu Carthago, das aus den Trümmern des siebenzehntägigen Brandes, der die einst von 700,000 Menschen bevölkerte blühende Stadt, die stolze Beherrscherin der Meere verzehrte, sich unter der Herrschaft des Augustus wieder zu der Größe und Bedeutung einer römischen Provinzialhauptstadt erhoben hatte, sowie in den Städten der Küste, sondern auch im Innern des Landes bis tief in Numidien und Mauretanien hinein finden wir gegen Ende des zweiten Jahrhunderts zahlreiche Christengemeinden. Hier hatte noch vor dem Edicte des Kaisers der heidnische Pöbel begonnen, bei Gelegenheit der öffentlichen Feste die Christen, die ihm in die Hände fielen, zu mißhandeln und ihre Häuser in Brand zu stecken. Nicht zufrieden, die Lebendigen zu verfolgen, hatten die zusammengerotteten Haufen selbst ihre Gräber nicht verschont. Mit dem Pöbel hatten sich aber auch die Behörden verbunden und ihrem Hasse gegen die Christen freien Lauf gelassen. Noch ist uns aus dieser Verfolgung ein glaubwürdiger Bericht über das Ende von zwölf Christen aus der Stadt Scylitta in Numidien aufbewahrt worden. Am 12. Juli d. J. 200 n. Chr. wurden Speratus nebst acht anderen Bekennern und den Frauen Donata, Vestina und Secunda vor den Richterstuhl des Proconsuls Saturninus geführt. Dieser verlangte von ihnen, sie sollten bei dem Genius des Kaisers schwören. Aber Speratus antwortete: „Ich kenne nicht den Genius des Kaisers; ich diene meinem Gott, der im Himmel ist, den kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann. Ich habe nichts Strafbares gegen die Gesetze begangen. Ich entrichte die Abgaben von Allem, was ich kaufe; denn ich erkenne den Kaiser als die Obrigkeit an, die Gewalt über mich hat, aber anbeten kann ich nur den Herrn aller Herrn, den König aller Könige.“ — Vergebens wandte sich der Proconsul zu den Uebrigen. Auch diese antworteten ihm, daß sie nur dem Gott des Himmels göttliche Ehre erzeigen könnten. Sie wurden darauf in das

Gefängniß zurückgeführt. — Am folgenden Tage ließ er die Frauen allein in der öffentlichen Gerichtssitzung vorführen. Er rechnete auf die Schwachheit ihres Geschlechtes. Aber er hatte dabei Jesum Christum vergessen, welcher sich des Schwachen bedient, um die Starken zu beschämen. Die Dienerinnen Christi erklärten unerschütterlich: „dem Kaiser erzeigen wir Ehre, wie sie dem Kaiser gebührt, doch Anbetung unserm Gott allein!" — Noch einmal forderte der Proconsul die Männer vor sich. Er sprach zu Speratus: Du beharrest also dabei, daß du ein Christ bist? — „Ich vertraue darauf", erwiderte der demüthige Bekenner, daß ich dabei verharren werde, nicht durch eigene Kraft, sondern durch Gottes Gnade". Die Uebrigen bekannten mit gleicher Freudigkeit. Saturninus bot ihnen Bedenkzeit an, aber im Namen Aller entgegnete Speratus: „In einer so zweifellos guten Sache bedarf es keiner weiteren Ueberlegung; denn nach reiflicher Ueberlegung haben wir beschlossen, Christi Anbetung niemals zu verlassen, als wir, zum neuen Leben wiedergeboren durch die Gnade der Taufe der Knechtschaft Satans entsagten, um den Fußtapfen Christi nachzufolgen." — Der Proconsul fragte: Welches ist denn eure Lehre und welches sind die Bücher, die ihr leset und verehret? — Speratus erwiderte: „Die vier Evangelien unseres Herrn Jesu Christi, die Briefe des Apostel Paulus und alle Schrift, die von Gott eingegeben ist." — Noch einmal bot ihnen der Proconsul Bedenkzeit, aber Speratus sprach mit freudigem Glauben: „Ich bin ein Christ und wir Alle sind Christen und von dem Glauben unsres Herrn Jesu Christi weichen wir nicht." — Da ließ der Proconsul ihnen das Urtheil schreiben und laut vorlesen. Weil sie dem Kaiser die gebührende Ehre verweigert, wurden sie zur Enthauptung verdammt. Sie sprachen einmüthig: „Wir danken Gott, der uns heute würdigt, uns um des Bekenntnisses seines Namens willen als seine Zeugen in sein himmlisches Reich aufzunehmen." Sie wurden auf den Richtplatz geführt. Dort fielen sie auf die Kniee

nieder, um noch einmal gemeinsam Christo ihrem Herrn Dank zu sagen. Dann verrichteten die Henker ihr Amt. Einer nach dem Andern fiel unter den Streichen des Richtschwerts. Ueber dem Orte, wo ihre Gebeine eine Ruhestätte fanden, erhob sich später zu Carthago eine Basilica, die ihrem Andenken geweiht war, und in welcher alljährlich an ihrem Todestage ihr Gedächtniß gefeiert wurde.

Auch aus der späteren Zeit der Verfolgung ist uns eine rührende Scene aufbewahrt worden: das Ende der Perpetua und ihrer Martergenossen. Unter dem Proconsul Minucius Timinianus wurden zu Carthago fünf christliche Katechumenen, Perpetua, eine junge Frau von 22 Jahren, die Gattin eines angesehenen Mannes und die Mutter eines Kindes, das sie noch an ihrer Brust stillte, Felicitas, gleichfalls eine junge Frau, und Revocatus, ein Jüngling, beide Sclaven eines Herrn, und mit ihnen die Jünglinge Saturninus und Secundulus um des Namens Jesu willen verhaftet. Freiwillig gesellte sich ihnen, von seinem christlichen Eifer getrieben, Satur bei; er war ihr Vater in Christo gewesen, und wollte nun auch ihre Leiden theilen, um sie in denselben zu stärken und zu kräftigen. Man bewachte sie anfangs in einem Privathause. Hier kam zu Perpetua ihr Vater, der, obwohl selbst noch Heide, gerade an dieser seiner christlichen Tochter mit der zärtlichsten Liebe hing. Er erschöpfte allen seinen Einfluß, die Bitten, Drohungen und Beschwörungen eines Vaters, um das geliebte Kind von seinem Verderben zurückzubringen. Perpetua wies ihn auf ein Gefäß, das auf dem Boden lag: „Vater", sagte sie zu ihm: „siehst du dieses Gefäß? Kann man ihm einen anderen Namen geben, als den seinigen? So kann auch ich mich mit keinem anderen Namen nennen, als mit dem meinigen, mit dem einer Christin." Bei diesen Worten, die er nicht zu verstehen vermochte, war die Fassung des alten Mannes dahin. Außer sich vor Schmerz und Zorn warf er sich über seine Tochter her und mißhandelte sie. Fünf Tage

kam er nicht wieder und schien sich nicht weiter um sie zu bekümmern.

So barbarisch und grausam die römische Justiz war, so bewies sie doch wieder in anderer Hinsicht keine unnöthige Härte. Sie vermied den abgesonderten Kerker, erlaubte selbst Besuche und ließ ihren Opfern den traurigen Trost einer Freiheit und Gesellschaft, wie sie das Gefängniß zu geben vermag. So verschafften sich selbst die Geistlichen Zutritt zu den Gefangenen. Sie vollzogen an ihnen die christliche Taufe. Perpetua aber betete um Geduld und Standhaftigkeit; denn der Geist deutete ihr noch auf eine andere Taufe, die Bluttaufe.

Bald darauf wurden sie in einen eigentlichen Kerker gebracht. Die vornehme Perpetua, in allen Bequemlichkeiten des Wohlstandes erzogen, hatte bis jetzt noch keine Beschwerden gekannt. Ihre zarte Natur entsetzte sich bei dem Anblick des Orts; das Dunkel, die Hitze, die große Zahl der Mitgefangenen (sie waren mit den gewöhnlichen Verbrechern zusammengesperrt), die schlechte Behandlung quälten sie. Mehr aber noch ängstigte sie die Sorge um ihr Kind, das nun vergeblich nach der Mutter jammerte. Den Diaconen, die sie besuchten, gelang es, durch Bestechung der Wächter, ihnen größere Freiheit zu verschaffen. Sie durften mehrere Stunden des Tages in einem Zimmer zubringen. Perpetua konnte hier auch ihre Mutter und ihren Bruder sprechen. Dieser war gleichfalls ein Katechumen. Sie brachten ihr auch das Kind. Perpetua erhielt die Erlaubniß, das Söhnlein bei sich im Gefängniß behalten zu dürfen. Von den schwersten aller Schmerzen, denen der Mutterliebe, befreit, fühlte sie sich wohl und erquickt. „Der Kerker", sagte sie, „wurde mir zum Palaste." — Einst in der Nacht wurde sie eines himmlischen Gesichts gewürdigt. „Ich sah", erzählte sie, „eine goldene Leiter von wunderbarer Größe, die bis zum Himmel hinaufreichte, aber so schmal war, daß immer nur Einer hinaufsteigen konnte. An der Seite der Leiter waren alle

Arten von scharfen Instrumenten angebracht, so daß, wer unvorsichtig hinaufstieg, sich daran stieß und verwundete. Unter der Leiter aber lag ein Drache von ungeheurer Größe. Zuerst stieg Satur hinan. Er wandte sich zu mir und rief: „„Perpetua ich warte deiner, aber sieh nur zu, daß der Drache dich nicht verzehre!““ Ich antwortete: Er wird mir nicht schaden im Namen des Herrn Jesu Christi. Die erste Stufe der Leiter betretend, trat ich ihm muthig auf den Kopf und stieg hinan. Da erblickte ich einen Garten von unermeßlicher Weite; in seiner Mitte saß ein Mann mit weißen Haaren*), von großer Gestalt, in der Tracht eines Hirten. Und rings um ihn her standen viele Tausende in weißen Kleidern. Und er erhob sein Haupt, blickte mich an und sprach zu mir: „„Willkommen, Tochter.““ Darauf rief er mich zu sich und gab mir Käse von der Milch seiner Schafe, ein kleines Stück. Ich nahm es mit gefalteten Händen, und die Umherstehenden sagten: „„Amen.““ Bei dem Schall dieser Stimme wachte ich auf, und hatte noch etwas Süßes im Munde, ich weiß nicht was.“ — Das, was sie gesehen, beschrieb Perpetua ihrem Bruder; beide erkannten, daß sie nun bald zu dem Erzhirten sollten gesammelt werden, und sie begann, alle Hoffnungen dieser Welt aufzugeben.

Der Tag ihres Verhörs in öffentlicher Gerichtssitzung wurde anberaumt. Als das Gerücht davon sich in der Stadt verbreitete, kam ihr Vater, von Gram abgezehrt. „Erbarme dich, o Tochter, meiner grauen Haare! Erbarme dich deines Vaters, wofern ich noch würdig bin, Vater von dir genannt zu werden! Habe ich dich nicht mit diesen meinen Händen zu solcher Blüthe des Alters groß gezogen? Dir nicht mehr Liebe erwiesen, als deinen Brüdern? O, mache mich nicht zur Schmach der Menschen! Sieh deine Brüder,

---

*) Mit weißen Haaren, seine Ewigkeit anzudeuten, wurde der Sohn Gottes (nach Apoc. 1, 14) vielfach in dem christlichen Alterthum dargestellt.

deine Mutter, dein Söhnlein, das ohne dich nicht leben kann! Laß ab von dieser Narrheit, auf daß du nicht über uns alle Verderben bringst!" So flehte der Greis und ergriff ihre Hände, küßte sie, nannte sie nicht mehr Tochter, sondern „Domina" (Herrin), ja er fiel ihr selbst zu Füßen. Perpetua that, was sie vermochte, ihn zu trösten. Aber, so sehr sein Jammer ihr Herz zerriß, ihr Entschluß blieb unerschütterlich. „Vater", sprach sie, es kann uns nur geschehen, was Gott will; denn wir stehen nicht in unserer, sondern in seiner Macht."

Am folgenden Tage wurden die Gefangenen vor Gericht geführt. Die Menge des zuschauenden Volkes war unermeßlich. Nochmals legten die Bekenner ein muthiges Zeugniß ab. Als die Reihe an Perpetua kam, erschien plötzlich ihr Vater. Er hatte ihr Kind auf dem Arme, trat zu ihr die Katasta hinan und flehte: „Erbarme dich deines Kindes!"

Mehr noch sprachen seine Thränen, sein silbergraues Haar, sein Jammer, sein ganzes Aussehen, ein Bild der Verzweiflung. Selbst der Richter wurde gerührt und mahnte sie: „Schone der grauen Haare deines Vaters, schone der Jugend deines Kindes." Dennoch blieb sie standhaft. Von Allem bestürmt, was über ein menschliches Herz Gewalt hat, stand in ihrer Seele leuchtend und siegreich der Gedanke an ihre Christenpflicht, und er erhob sie über ihren Schmerz und ihr Geschlecht. Sie antwortete dem Richter: „Das sei fern von mir, ich bin eine Christin." — Da wollte sie der verzweifelnde Vater mit Gewalt von der Katasta herabreißen. Der Richter befahl, ihn zu entfernen. Die Soldaten schlugen ihn. Schmerzlicher, als ihn selbst, verwundete die Mißhandlung seine Tochter.

Mit dem Bekenntniß war das Schicksal der Gefangenen entschieden. Sie wurden verurtheilt, bei den bevorstehenden Festlichkeiten den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Freudig kehrten sie in den Kerker zurück. Wie so oft in jenen ersten Jahrhunderten

ergoß hier noch vor den Pforten des Todes das Evangelium seine belebenden Strahlen und führte die Bekenner aus Angst und Dunkel heraus in lichte Klarheit und stille Zuversicht. In Gebet und wechselseitigen Liebesdiensten brachten sie ihre Zeit zu. — Perpetua verlangte nach ihrem Kinde. Der Vater verweigerte ihr es. So war ihr auch der letzte menschliche Trost genommen. Aber auch den gewaltigen Drang der Mutterliebe wußte sie zu beherrschen. Die Kraft des Herrn hatte jeden irdischen Verlust ihr leicht und erträglich gemacht. — Auch Felicitas, der Gefährtin ihrer Trübsale, stand der Herr wunderbar bei. Seit acht Monaten schwanger, besorgte sie von ihrer Gefährtin im Tode getrennt zu werden, weil die Gesetze verboten, ein schwangeres Weib vor der Entbindung hinzurichten. Ihre Leidensgenossen vereinigten sich mit ihr im Gebet, von Gott die Beschleunigung ihrer Geburt zu erflehen. Bald darauf wurde sie von den Wehen ergriffen. Da fragte sie höhnend einer der Wärter: „Wenn du jetzt so jammerst, was wirst du thun, wenn du den Zähnen der wilden Thiere vorgeworfen wirst? — Sie erwiderte: „Was ich jetzt leide, das leide ich für mich allein; dort aber ist ein Anderer in mir und leidet mit mir, weil ich für ihn leide.“ — Sie hatte ein Mägdelein geboren, welches eine andere Christin an Kindesstatt annahm und erzog. — Immer näher rückte der Todestag. Noch einmal kam der unglückliche Vater. Er raufte sich den Bart, verwünschte sein Alter, warf sich auf den Boden und that also, daß Alle tief erschüttert wurden, am tiefsten Perpetua, die ihm ja dennoch nicht willfahren konnte. — Im Schlafe goß eine neue wunderbare Erscheinung Balsam in ihre Herzenswunden. „Es war mir“, so erzählte sie, „als käme ich in das Amphitheater. Ich sah ringsherum eine ungeheure Volksmenge und wunderte mich, daß noch immer keine Thiere auf mich losgelassen würden. Da kam ein Aegypter auf mich zu, häßlich von Gestalt, und forderte mich auf, mit ihm zu kämpfen. Es kamen mir aber edle Jünglinge zu Hilfe. Sie

salbten mich mit Oel. Ich bereitete mich zum Kampfe und fühlte mich wie ein starker Athlet. Nun sah ich einen Mann von wunderbarer Größe, mit majestätischer Haltung, gekleidet in ein langes, farbenreiches Purpurgewand, das mit verschiedenen Glöckchen von Gold und Silber besetzt war. Er trug einen Stab wie ein Kampfherold und einen grünen Zweig voll goldener Aepfel. Er sprach: „Wenn diese den Aegypter besiegt, soll sie diesen Zweig erhalten.“ Der Kampf zwischen uns begann. Ich fühlte mich in die Luft erhoben, kämpfte von oben herab gegen ihn und schlug ihn mit zusammengefalteten Händen auf das Haupt. Er stürzte zu Boden, und meine Beschützer sangen Triumphgesänge. Ich empfing von jenem Manne den Zweig. Er küßte mich und sagte zu mir: „„Tochter, Friede sei mit dir!““ — Darauf erwachte ich und erkannte, daß ich nicht gegen die Thiere, sondern gegen den Satan streiten werde; aber ich war getrost; denn ich wußte nun auch, daß mir der Sieg zu Theil wird.“ —

Auch Satur hatte eine Erscheinung. „Mich däuchte“, so erzählte er, „wir hätten ausgelitten und wurden von vier Engeln, deren Hände uns nicht berührten, getragen dem Aufgang zu. Wir erblickten ein unendliches Licht und ich sprach zu Perpetua: Das ists, was uns der Herr verheißen hat. Wir kamen in einen großen, freien Raum, einem Lustgarten gleich. Rosenbäume blühten dort und alle Arten von Bäumen; sie waren von hohem Wuchs und ihre Blätter glühten ohne Aufhören. Wir fanden dort vier Engel, glänzender noch als die ersten, die uns freundlich begrüßten. Wir trafen dann Jocundus, Saturninus und Artapius, die den Feuertod erlitten haben, und Quintus, der im Kerker gestorben ist. Wir fragten sie nach den übrigen Märtyrern; die Engel aber sagten: „„Gehet ein und begrüßet den Herrn.““ Wir kamen an einen Ort, dessen Wände wie aus Licht gebaut waren. Vor der Thüre standen gleichfalls vier Engel, welche uns mit weißen Kleidern schmückten. Wir sahen darin aber ein unendliches Licht und hörten einen Chor

von Stimmen, die ohne Aufhören riefen: „„Heilig, heilig, heilig!““ In der Mitte sahen wir Einen sitzen, gleich einem Manne mit schneeweißen Haaren und doch jugendlichen Angesichts. Zur Rechten und Linken standen Greise. Und wir traten vor den Thron und vier Engel erhoben uns. Wir küßten den, der auf dem Throne saß, und mit seiner Hand berührte er unser Angesicht. Darauf sagten die Greise: „„Gehet und erfreuet euch.““ Und ich sprach: „„Perpetua, deine Sehnsucht ist nun erfüllt.““ Sie antwortete: „„Gott sei Dank, wie ich auf Erden fröhlich war, so will ich es hier um so mehr sein.““ Wir lernten dort aber viele Brüder kennen, auch Märtyrer, und wurden von einem unaussprechlich süßen Duft erquickt.“

So drangen die Strahlen des himmlischen Lichtes auch durch die Gitter und Mauern ihres Kerkers. Vorüber war für sie aller Schrecken vor der irdischen Pein, aller Schauder vor dem gräßlichen Tode. Eine mächtige, überirdische Gewalt hatte ihre Seele gestärkt und ihren Blick geschärft, daß sie hineinschauten in die helle Zukunft, die für sie hinter den dunklen Stunden lag. An das, was die Gemeinde von Smyrna von den Märtyrern geschrieben, die hienieden schon außer dem Leibe wallten, denen das Feuer der erbarmungslosen Peiniger kühl schien, weil der Herr mit ihnen umging, und sie mit den Augen ihres Geistes seine himmlischen Güter schauten, werden wir erinnert. Der Morgen des ewigen Lebens dämmerte den Bekennern: was droben ihnen werden sollte, erquickte in lieblichen Bildern, in wunderbaren Ahnungen ihre Seele, und ihre Zunge stammelte von unnennbaren Seligkeiten. — Am Vorabend ihres Todes wurde ihnen der Sitte gemäß öffentlich das letzte Mahl gegeben. Sie verwandelten dieses Freimahl in ein christliches Liebesmahl. Das gaffende Volk mahnten sie an das Gericht Gottes und priesen sich selig um ihrer Bande willen. „Schaut uns nur recht ins Gesicht“, sprach Satur, „damit ihr an jenem großen Tage uns erkennen

möget!" Staunend und bewegt gingen Viele hinweg. Manche konnten den Gedanken an das höhere Leben, das sie beseelte, nicht los werden und wurden gläubig. Der Kerkermeister Pudens war es schon. Wie jener Kerkermeister zu Philippi war er ein Schüler seiner Gefangenen geworden.

Am folgenden Tage sah man ihren Todeszug aus dem Gefängniß nach dem Amphitheater. Muthig, mit freudigem Angesicht gingen sie einher, wie alle Streiter des Herrn in jenen Tagen. Zuletzt kam Perpetua als eine rechte Braut Christi. Ihr Tritt war fest; sie hatte das Haupt mit züchtigem Anstand zur Erde gesenkt; aber aus ihrem Blick strahlte die Gewißheit des Sieges. Um das Schauspiel anziehender zu machen, sollten die Männer als Priester des Saturnus in rothem Mantel, die Frauen als Priesterinnen des Ceres in weißer Binde den Thierkampf bestehen. Es war das eine alte, noch aus dem blutigen punischen Baalscult erhaltene Sitte. Aber Perpetua sprach: „Nicht also ist unser Vertrag mit euch. Darum ja sind wir freiwillig hierher gekommen, um nichts Heidnisches thun zu dürfen, und darum geben wir unser Leben hin, um unserer christlichen Freiheit nicht beraubt zu werden." — Der Tribun erkannte das Billige ihrer Forderung und gab nach. Sie traten in das Amphitheater. Perpetua sang Hymnen. Revocatus, Satur und Saturninus riefen dem Richter zu: „Heute verurtheilst du uns, dermaleinst aber wird Gott auch dich richten." Sie wurden dafür gegeißelt. Aber die Dulder wünschten sich freudig Glück, auch dieses Theils der Leiden ihres Herrn gewürdiget zu sein. Man öffnete die Käfige der Thiere. Ein Leopard fiel Satur so grimmig an, daß er über und über mit Blut bedeckt wurde. Das Volk rief aus: „Genug der Taufe! Genug der Taufe!" Er aber wandte sich an den nahestehenden Kerkermeister Pudens und bat ihn, ihm seinen Ring zu reichen. Er tauchte ihn in sein Blut und gab ihn zurück mit den Worten: „Lebe wohl! Dies müsse dich nicht irre machen, sondern stärken. Vergiß nicht

meinen Glauben.“ Er sank nieder, sein Auge schloß sich für diese Welt. — Die beiden Frauen hatte man für eine wilde Kuh bestimmt, die man ihrer seltenen Wuth wegen zu diesem Schauspiel angeschafft. Perpetua empfing den ersten Stoß. Sie fiel rückwärts nieder. Ihr Gewand war aufgerissen. Sorgfältig verhüllte sie sich, mehr mit züchtiger Scheu als mit ihrem Schmerz beschäftigt. Sie sammelte ihr zerrüttetes Haar und umschlang es mit der losgegangenen Schleife. Dann richtete sie sich auf. Da fiel ihr Blick auf Felicitas. Nicht weit von ihr lag sie schwer verwundet auf dem Boden. Sie eilte zu ihr und hob sie auf. Beide standen in stiller Ergebung, einen neuen Angriff erwartend. Aber das Volk hatte genug und rief: Man solle ihnen den Todesstoß geben.

Sie wurden auf die andere Seite des Amphitheaters gebracht. Hier war es Perpetua, als erwache sie aus einem Traum. Sie wandte ihre Augen rings umher. „Wann“, fragte sie, „werden wir jener Kuh ausgesetzt?“ Man erzählte ihr, was geschehen. Sie wollte es nicht glauben, bis sie an ihrem Kleid die Spuren bemerkte. Jetzt erkannte sie auch ihren Bruder und einen andern Christen, Rufinus, welcher zugleich mit diesem in jenem Eifer altchristlicher Liebe, die keine Gefahr kennt, zu ihr geeilt war. — „Wo war sie“, fragte Augustinus, welcher öfters ihrer mit hoher Ehrfurcht gedenkt, „als sie angefallen und verwundet ward, ohne die Wunden zu fühlen? Was schaute sie, als sie das nicht sah, was alle Andern sahen? Was empfand sie, das sie über einen so heftigen Schmerz emporhob? Durch welche Liebe, durch welchen Anblick, durch welchen Trank war sie also entzückt, wie göttlich trunken in sterblichem Leibe?“ — Sie nahm von den Beiden Abschied mit den Worten „Stehet fest im Glauben, liebet euch unter einander und ärgert euch nicht an unsern Leiden!“ — Hierauf gaben sich die Märtyrer den Kuß des Friedens und bereiteten sich zu ihrem Schicksal. Still empfingen sie den Todesstoß. Nur Perpetua schrie auf. Sie war in die ungeschickte Hand eines Neulings gefallen, der sie nur

schmerzhaft verwundet hatte. Schnell führte sie aber selbst seine zitternde Hand und gab seinem Schwerte die Richtung nach ihrem Hals. Er traf. Ihre starke Seele entwand sich der irdischen Hülle und schwebte siegreich empor zur ewigen Herrlichkeit.

Perpetua und Felicitas, die vornehme Dame und die Sclavin von Carthago, gehören zu den gefeiertsten Märtyrern der alten Kirche. Ihre Gebeine ruhten drei Jahrhunderte in der Hauptkirche zu Carthago. Der Tag ihres Martyriums (7. März 202) wurde in der africanischen Kirche als Festtag begangen, die Acten ihres Todes dabei vorgelesen und es wallten nach Augustin's Zeugniß zahlreichere Schaare zu ihrem Grabe, als einst bei ihrem Tode um den Circus versammelt waren. — Aus dem Lande, in welchem sie das Zeugniß ihres Glaubens abgelegt, ist der Leuchter des Evangeliums weggestoßen. Die Kirche, in der ihre Gebeine ruhten, ist seit Jahrhunderten verfallen und ihre Spur selbst ist nicht mehr zu finden. Aber lobpreisend und bewundernd gedenkt auch heute noch die ganze Kirche der Bekenner aus der untergegangenen Kirche Afrikas und unter ihnen der Perpetua vor Allem, die noch nicht wußte von jener halben lauen getheilten Liebe der späteren Zeiten, jener Liebe, die erst dann an die Reihe kommt, wenn alle menschliche Liebe, Interessen und Sorgen abgethan und besorgt sind, sondern die von allen auch den theuersten Erdenbanden sich losriß, als Tochter das graue Haupt des Vaters niederbeugte, als Mutter das theure Kind verließ, weil sie sich dem geweihet hatte, der gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter oder Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht werth.“ — Sein heiliger Odem hatte sie angeweht, seine Gotteskraft sie auch zu den schwersten Opfern gestärkt. Hehr und herrlich steht sie vor uns da, wie die Berge dastehn auf der Erde, erhoben über den niederen Dunstkreis, glühend und verklärt in den Strahlen der himmlischen Morgenröthe, die ihr Haupt vergoldet. —

## 2. Cyprian, der Bischof zu Carthago.

Auf die Verfolgung unter Septimius Severus (202 n. Chr.) war für die Kirche Christi eine längere Ruhezeit eingetreten, in der sie sich im Frieden bauen und ihre Grenzen immer weiter ausbreiten konnte. Das Christenthum fand Anhänger nicht nur unter den Geringen und Armen, sondern auch unter den Großen und Mächtigen der Erde; Senatoren, Magistrate, Consuln bekannten sich zu dem verachteten Wort vom Kreuz; ja bis an den kaiserlichen Hof erstreckte sich der christliche Einfluß. — Unter dem edlen sittenreinen Kaiser Alexander Severus (222—235 n. Chr.) konnten die Christen zum ersten Male wagen ihren Gottesdienst öffentlich zu feiern und eigne Gebäude für denselben zu errichten*). Auf seine Bildung war das Christenthum nicht ohne Einfluß geblieben. Seine Mutter Julia Mammäa war eine Freundin und Gönnerin des neuen Glaubens. Während ihres Aufenthaltes zu Antiochia wünschte sie Origenes, den berühmten Lehrer der Christen, kennen zu lernen. Origenes verweilte einige Zeit bei ihr, und sie redete mit ihm von Christo, seiner Herrlichkeit und der göttlichen Kraft seiner Lehre. Sie wurde nicht selbst Christin, aber die Worte des eifrigen beredten Lehrers scheinen nicht spurlos an ihr vorübergegangen zu sein. Von ihrem Sohne, dessen Erziehung sie geleitet und auf den sie auch später noch großen Einfluß hatte, wird erzählt, daß er in seiner Hauskapelle, in welcher er alle Morgen seine Andacht verrichtete, neben den Familiengöttern auch die Bildnisse von Appollonius von Tyana, Christus, Abraham und Orpheus gehabt habe. Auch sie galten ihm als Wesen höherer Art. Der Spruch der christlichen Sittenlehre: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue du auch

*) Als die Garköche in Rom mit der dortigen Gemeinde über ein Grundstück in Proceß geriethen, entschied Alexander zu Gunsten der Christen: Denn „es sei besser, daß an diesem Orte, auf welche Weise es auch geschehe, Gott verehrt werde, als daß er als Gasthaus diene.“

nicht", führte er oft im Munde und ließ ihn vielfach an den Wänden seines Palastes und in öffentlichen Denkmalen eingraben. Ja Lampridius berichtet, er habe Christo einen Tempel errichten wollen, sei aber durch die Zeichendeuter davon abgehalten worden, die erklärten, wenn er das thäte, würden die andern Tempel verlassen werden und bald alle zu den Christen übergegangen sein. — Auch unter den Nachfolgern des Alexander Severus konnte, mit Ausnahme einer kurzen Verfolgungszeit unter Maximin, die Kirche sich eines andauernden Friedens erfreuen. — Freilich wurde diese Ruhezeit auch für Viele eine Zeit der Erschlaffung und Sicherheit. „Uneingedenk", klagt Cyprian*) im Abendlande, „wie die Gläubigen zur Zeit der Apostel lebten und immerdar leben sollten, trachteten sie mit unersättlicher Begierde nach Vermehrung ihres irdischen Gutes; Werke der Barmherzigkeit waren ihnen fremd geworden; die Zucht der Kirche wurde vernachlässigt." „Manche Christen", klagt Origenes, „kommen nur an den hohen Festtagen zur Kirche und dann nicht einmal, um sich unterweisen zu lassen, sondern nur zum Zeitvertreib. Andere verlassen den Gottesdienst sogleich nach dem Ende der Predigt; noch andere warten nicht einmal das Ende der Predigt ab und hören von derselben kaum ein Wort, sondern stehen in einem Winkel und plaudern mit einander." — Und doch standen damals an der Spitze der Kirche in den einzelnen Ländern eifrige begeisterte Lehrer voll Glauben und Gewissen: ein Origenes, aus dessen Schule zu Alexandria und dann zu Cäsarea so viele treue Hirten der Kirche hervorgegangen, Dionysius zu Alexandria, Alexander zu Jerusalem, Babylas zu Antiochia, Firmilian zu Cäsarea in Cappadocien, Gregorius Thaumaturgos zu Neocäsarea, und unter ihnen allen hervorleuchtend Cyprian der Bischof zu Carthago.

---

*) Cyprian de lapsis.

Sein Lebensbild stellt die wahrhaft apostolische Wirksamkeit dieses großen Mannes in den Zeiten der über die Kirche Christi unter den römischen Kaisern Decius (250 n. Chr.), Gallus (253 n. Chr.) und Valerianus (257 n. Chr.) hereinbrechenden schweren Verfolgungen vor Augen und gewährt uns zugleich einen interessanten Einblick in das Leben jener Christengemeinden.

Thascius Cyprianus war zu Carthago gegen Ende des zweiten Jahrhunderts geboren. Er stammte aus einer vornehmen heidnischen Familie. Sein Vater war Senator gewesen und hatte ihm ein großes Vermögen hinterlassen. Ausgezeichnete Geistesanlagen unterstützten die Vorzüge der Geburt. Er widmete sich dem Studium der Rechte und Beredtsamkeit und wurde einer der angesehensten Advocaten zu Carthago. Mit großem Beifall trat er selbst als Lehrer der Rhetorik auf. Er lebte in Glanz und Pracht, war stets von vornehmen Freunden, Gunst suchenden Clienten und bewundernden Verehrern umringt. „Damals", so schreibt er später, „schmachtete ich noch in Finsterniß und in tiefer Nacht, und trieb mich in dem wogenden Weltmeer schwankend und unschlüssig irrend umher, unsicher über mein Lebensziel, ferne von Wahrheit und Licht." — Ein alter bewährter Christ, der Presbyter Cäcilius, ward für ihn das gesegnete Werkzeug der göttlichen Gnade. Er gab der kämpfenden irrenden Seele Cyprian's Licht und Trost und wies ihr die wahre Bahn für die irdische und himmlische Zukunft. Cyprian wurde Katechumen und bald darauf mit seinem jüngeren Freund, Donatus, getauft. Aus Dankbarkeit nahm er in der heiligen Taufe von seinem Vater in Christo den Namen Cäcilius an. Seitdem begann für ihn ein neues Leben. „Nachdem die tiefe Befleckung des früheren Lebens", schreibt er, „durch die Hilfe der wiedergebärenden Quelle verwischt war, ergoß sich ein himmlisches Licht in die entsündigte, neue, reine Brust. Ich schöpfte gleichsam Athem, wie vom Himmel. Die zweite Geburt machte mich zum neuen Menschen." —

Seine Bekehrung machte zu Carthago großes Aufsehen. Daß ein Mann aus den höchsten Kreisen weltlicher Ehre Rang und Stand zum Opfer brachte, um ein Schüler des Kreuzes zu werden, konnten die Heiden nicht begreifen. Spott und Verachtung trafen ihn. Cyprian aber verwandte sein reiches irdisches Vermögen für die Armen und für die Kirche und gab sich ganz der Erkenntniß der Wahrheit und der Heiligung in Christo hin. Bald durch die Liebe und das Vertrauen wider seinen Willen zum Bischof von Carthago erhoben, widmete er sich mit apostolischem Eifer seinem Amte. Reich an gutem Rath, beredt in Worten, fromm in Werken, der Freund aller Armen und Bedrängten, der väterliche Beistand und Pfleger der Katechumenen, lebte er in und mit der Gemeinde als ein Bruder unter den Brüdern, als ein Presbyter unter den Presbytern, ein Bekenner unter den Bekennern. Sein Wirken, Helfen und Berathen erstreckte sich nicht nur auf die eigene Gemeinde und die afrikanische Kirche, sondern über das ganze Abendland. Es geschah hier nichts von Bedeutung, bei dem er nicht betheiligt war. Er wurde bald der Mittelpunkt der Bestrebungen, dem Verderben der Kirche zu steuern und Zucht und Ordnung in dieselbe einzuführen. Von allen Seiten kamen christliche Geistliche und Laien und Abgeordnete der Gemeinden zu ihm. Es war bei ihm nach dem Ausdrucke eines Kirchenhistorikers: „eine ununterbrochene Kirchenversammlung". Wo seine persönliche Einwirkung nicht hinreichte, wirkte er durch Briefe und Schriften in die Ferne. Diese, durch die Verhältnisse der Kirche und Bedürfnisse christlicher Freunde hervorgerufen, sind sämmtlich Gelegenheitsschriften im besten Sinne des Wortes. Sie versetzen uns mitten in die Kämpfe und Bewegungen jener Tage. Vor allem ist die Sammlung seiner Briefe eine wichtige Quelle der Kirchengeschichte.

Inmitten dieser reichen Wirksamkeit erhoben sich die Stürme der decischen Verfolgung. Der Kaiser Decius, in welchem der

Geist des alten Römerthums noch einmal erwacht war, sah im Christenthum eine das nationale Leben vernichtende feindliche Macht und war fest entschlossen, dasselbe mit allen Mitteln einer hartnäckigen Verfolgung auszurotten. Zu Anfang des Jahres 250 erließ er das Verfolgungsedict. An alle Proconsuln erging der Befehl an einem bestimmten Termin die Christen vorzuladen und aufzufordern, sich den Ceremonien der Staatsreligion zu unterwerfen. Wer sich weigere, sollte durch alle Qualen der Folter dazu gezwungen werden. Das Vermögen der Flüchtigen aber sollte eingezogen und die Rückkehr derselben bei Todesstrafe verboten werden. Allgemeine Bestürzung erfolgte. Die Flammen der Verfolgung loderten allenthalben auf. Haß und Fanatismus wehten sie mit mächtigem Odem an. Mit den Behörden verband sich der Pöbel. Die Publication des kaiserlichen Edicts war für ihn das Signal zu den empörendsten Freveln. Gregor von Nyssa und Dionysius von Alexandrien haben uns das Bild einer Stadt gezeichnet, in welcher die Befehle des Kaisers verkündigt waren: „Kaum", erzählen sie, „war es bekannt geworden, daß die Christen als Geächtete anzusehen sein, so stürzten Schaaren des schlechtesten Gesindels in ihre Häuser. Was von werthvollen Gegenständen sich vorfand, wurde geraubt, alles andere Geräth zerschlagen, in den Straßen umhergestreut oder auf Scheiterhaufen verbrannt. Nirgends konnten die Christen sicher weder gehen noch stehen. Auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen und Gassen erscholl das Geschrei von Pöbelbanden, welches sie als Zielscheibe der öffentlichen Rache bezeichnete. Allenthalben hörte man Klagerufe, sah man Bilder des Jammers bei dem Anblick derer, die man hinwegführte. Wie in einer eroberten Stadt war Alles, was den christlichen Namen trug, ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes oder Standes der Gewalt des unbarmherzigen Feindes überliefert." — Ueber die furchtbare Genauigkeit, mit welcher vor Gericht das Edict vollzogen wurde, haben wir aus allen Theilen des römischen

Reiches die glaubwürdigsten Nachrichten. Die Folterbank, die eisernen Krallen, der glühende Stuhl, die Fackel, die Geißel — alle Schrecken der Tortur wurden in Bewegung gesetzt, neue Schrecknisse mit erfinderischer Wuth ausgedacht, um durch anhaltende Schmerzen die Standhaftigkeit der Bekenner zu erschüttern. Die öffentlichen Gebäude reichten bald nicht mehr für die Menge der Verhafteten aus. Bald floß das Blut der Bekenner, floß in Strömen; eine Gemeinde nach der andern wurde zuerst ihrer Hirten beraubt und bald da und dort auch die Heerde zahlreich hingemordet. „Der ganze Erdkreis", schreibt der römische Clerus, „ist verheert; überall liegen Trümmer und Haufen der Erschlagenen." Viele bestanden nicht in der schweren Heimsuchung. Geschreckt durch die unerhörten Martern, müde des Zustandes banger Besorgniß, in welchem sie keinen Tag sich, ihr Leben, ihr Hab und Gut und der Ihrigen mehr sicher sahen, verließen sie den Glauben, den sie einst bekannt. Cyprian klagt über die Menge der Abgefallenen. „Manche warteten nicht einmal das Verhör ab, sondern liefen aus freiem Vorsatz auf das Forum, opferten und zündeten Weihrauch an. Bleich und zitternd nahten sie dem Altar, nicht als ob sie opfern wollten, sondern als ob sie geopfert werden sollten.*) Andere verleugneten im Gefängniß und unter der Folter ihren Glauben. Aber mitten unten diesen Kämpfen erhob sich auch eine heilige Schaar von Zeugen jedes Geschlechtes und Alters, welche von keiner Drohung erschreckt, von keiner Pein überwältigt, muthig an dem Bekenntniß des Herrn festhielten bis zum letzten Hauche.

Zu Carthago war beim Ausbruch der Verfolgung der Proconsul gerade abwesend: nach seiner Ankunft aber wurden die Kerker bald mit Bekennern gefüllt und dieselben den furchtbarsten Martern übergeben. „Martern, sagt Cyprian, die nur schwer die Seele zur Krönung ließen, sie unablässig peinigten, so lange

*) Cyprian de lapsis.

nur ein Lebensfunke da war zum Auslöschen, es sei denn, daß Jemand durch Gottes besondere Gnade unter den Peinigungen selbst hinweggenommen wurde und die unverwelkliche Ehre nicht sowohl durch die Vollendung der Strafe als vielmehr durch den verfrühten Tod erlangte." — Zahlreiche Christen bestanden selbst diese Qualen. Mappalicus, einer dieser todesmuthigen Helden, sprach mitten in der Folter zu dem zuschauenden Proconsul: „Morgen sollst du meinen Sieg sehen". Er meinte den Sieg des Martyriums, den er im Glauben über alle Martern des Leibes davontrug. Bald war Carthago auch für Cyprian kein sicherer Ort mehr. Sogleich beim Beginn der Verfolgung hatten sich die Blicke des Volkes auf ihn gerichtet. Wiederholt erhob sich in dem Amphitheater das Geschrei: „Der Bischof zu den Löwen". Da glaubte Cyprian sich seiner Kirche noch erhalten zu müssen, denn „die Krone", schreibt er, „kann nur durch Gottes Gnade erlangt werden, wenn die Stunde zum Empfange da ist. Darum verleugnet der nicht den Glauben, der, um in Christo bleiben zu können, sich entfernt, sondern er wartet nur seine Zeit ab." Er übergab die Kirchenschätze der Obhut des Presbyters Rogatianus, befahl ihm die Aufsicht über den Clerus und die Gemeinde, und suchte einen sichern Zufluchtsort, von wo aus er mit unermüdeter Liebe und Fürsorge die Gemeinde berathen, trösten und im Glauben stärken konnte. Nie war er thätiger als gerade jetzt, da er unsichtbar und in Sicherheit war, während es rings um ihn stürmte und wogte. Er benachrichtigte viele Gemeinden von seinem Aufenthalt und unterhielt mit ihnen und vor allen mit seiner eigenen Gemeinde einen regen Verkehr. Wenn auch dem Leibe nach entfernt, konnte er dennoch mit Recht sagen, daß er als der heimische Geist unter den Seinigen lebte. Noch sind uns zahlreiche Briefe erhalten, die er damals aus seinem Exile schrieb. So schrieb er, als er, das Bekenntniß des Mappalicus und der Andern, die mit ihm verhaftet worden, erfuhr, an die noch im Gefängnisse

schmachtenden übrigen Bekenner einen Brief voll begeisterter Lobpreisungen.*) „Wo finde ich", ruft er ihnen zu, „ihr heldenmüthige Brüder würdige Lobsprüche für die Stärke eurer Seele, würdigen Preis für die ausharrende Standhaftigkeit eures Glaubens? Ihr erduldet die härteste Folter, bis euer Ruhm vollständig wurde. Ihr wichet den Qualen nicht, sondern euch mußten die Qualen weichen, und die Krone brachte das Ende der Schmerzen, welches die stets erneuerte Folter verweigerte. Anhaltend tobte die Schlächterwuth, doch nicht um den siegreichen Glauben zu bezwingen, sondern um die Verklärung der Auserwählten Gottes zu beschleunigen. — Das Blut floß in Strömen, um die Flammen der Verfolgung, das Feuer der Hölle selbst mit Strom zu ersticken. O wie erhaben, wie herrlich, wie lieblich war dieses siegreichem Schauspiel vor Gottes Angesicht durch seiner Streiter Erhebung und Treue. Wie in den Psalmen geschrieben steht und der heilige Geist zu uns mahnend spricht: „„Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn!"" — Von welcher Freude wurde Christus erfüllt, wie gern kämpfte er in diesen seinen Dienern und siegte als Beschirmer ihres Glaubens. Er, der einmal für uns den Tod besiegte, siegt immerdar in uns. — Glücklich ist unsre Kirche, welche die Ehre der göttlichen Gnade so sehr verklärt, welche das ruhmvolle Blut der Zeugen so sehr verherrlicht. Vorher war sie durch die Werke der Brüder bleich und entstellt; jetzt ist sie frisch und roth geworden durch das Blut der Märtyrer. Ihrem Blumenschmucke fehlen weder Rosen noch Lilien. Ein Jeder kämpfe nun um die süße Ehre, in Beiden gewürdigt zu werden. Er empfange durch Tugendwerke den weißen, durch Leiden den purpurrothen Kranz." —

Ebenso ermahnt Cyprian auch die zurückgebliebenen Presbyter und Diaconen, treu und muthig für die Brüder zu sorgen und derselben in ihrer Drangsal aufopfernd sich anzunehmen. Von

*) Cypr. epist. 9.

einem dieser, dem Presbyter Numidicus und seiner Tochter, wird uns ein lieblicher ergreifender Zug berichtet. Unter den Stürmen der Verfolgung lag der Presbyter Numidicus mit unerschrockener Treue seinem Amte ob, begleitete die zum Tode verurtheilten Brüder, tröstete und stärkte sie. Endlich wurde er ergriffen. Mit ihm sein Weib. Nachdem er die fromme Gefährtin seiner Wallfahrt vor seinen Augen hatte sterben sehen, wurde auch er auf den Scheiterhaufen geworfen. Man hielt ihn für todt und verscharte ihn unter Steinen. Seine Tochter suchte nach den Ueberresten der Eltern, ihnen den letzten Liebesdienst zu erweisen. Sie fand den Körper des Vaters unter dem Steinhaufen. Sie zog ihn hervor. Der Tod hatte ihm nicht sein Siegel aufgedrückt, ihr spähender Blick entdeckte einige Lebenszeichen. Sie trug die theure Last nach Hause. Der Herr segnete ihre Liebe und Pflege. Er fachte den glimmenden Lebensfunken seines treuen Dieners wieder an, und Numidicus ward zu Carthago verborgen am Leben erhalten als ein treuer Pfleger und Leiter der dortigen Gemeinde.

Nach dem Tode des Decius kehrte Cyprian nach Carthago zurück. Mit neuem Eifer legte er die Hand an den Pflug. Mit besonderer Milde und Weisheit behandelte er die Frage wegen der Aufnahme der Gefallenen und suchte die darüber entstandenen Spaltungen zu beseitigen. Als unter Gallus neue Verfolgungen ausbrachen, floh er nicht, sondern blieb zu Carthago. Seine Thätigkeit wurde hier durch ein neues anderes Unglück, die Schrecken der Pest in Anspruch genommen. Es war eine furchtbare, choleraähnliche Krankheit, welche damals auf den Flügeln des Verderbens von Land zu Land forteilte und das römische Reich entvölkerte. Mit gräßlichen Farben beschreibt sie Cyprian: „Der in Ausleerungen aufgelöste Magen entnervt die Kräfte des Körpers, brennende Geschwüre entzünden den Hals, durch stetes Erbrechen werden die Eingeweide erschüttert, von dem

Andrang des Blutes die Augen entzündet, die Füße und andere Theile des Körpers gehen bei Manchen durch die ansteckende fressende Fäulniß verloren, der Gang wird gelähmt, das Gehör verschlossen, das Gesicht geblendet.“ Fast kein Haus blieb verschont. Das furchtbare, in nur zu sicheren Schritten einherschreitende Gespenst zersplitterte und lichtete die Familien in unglaublicher Schnelligkeit. Ein Zeitgenosse*), der Diacon Pontius von Carthago, schildert uns das Entsetzen, welches die Krankheit allenthalben verbreitete. „Alle scheuten die Seuche, flohen und erschraken vor derselben. Ihre Angehörigen ließen sie ohne Hilfe und Trost liegen, gleichsam als ob sie, wenn die Pest ausgestorben, dem Tode selbst einen Riegel vorschieben könnten. In der ganzen Stadt lagen Haufen von Leichen. Man sollte meinen, sie hätten das Mitleid der Vorübergehenden erwecken sollen durch Betrachtung des Schicksals, das den Einen ebensogut wie den Andern ereilen konnte. Aber nein, nur auf erbarmungslose Selbsterhaltung hatten sie das Auge gerichtet. Niemand zitterte vor dem Gedanken an einen gleichen Ausgang. Niemand that gegen Andere, was er von Anderen gegen sich gethan haben wollte.“

Aber mitten unter den Schrecken des Todes, unter den Scenen unnennbaren Jammers und feiger Gewissenlosigkeit erhob sich tröstend und helfend die reine Himmelsgestalt der christlichen Liebe. Die unterdrückten gepeinigten Gemeinden entfalteten die großartigste Hingabe und Aufopferung. Engeln des Trostes gleich eilten christliche Brüder von Schwelle zu Schwelle, bald den Verlassenen und Leidenden auf dem dunklen Schmerzenslager Hilfe Rath und Trost bringend, bald das letzte Bekenntniß des Sterbenden vernehmend und den letzten Segen über die scheidende Seele sprechend.

Ausführliche Nachrichten haben wir noch über das Verhalten

---

*) Pontius, vita Cypriani.

der Gemeinde zu Carthago. Hier versammelte Cyprian die Christen und legte ihnen ans Herz, wie die Seuche für sie eine Prüfung sei, ob auch in ihrer Gemeinschaft die Bruderliebe noch nicht erkaltet. Um der himmlischen Verheißungen theilhaftig zu werden, dürften sie da nicht stehen bleiben, bis wohin die natürlichen Regungen des Mitleids hilfreich geleiteten; das sei nichts Sonderliches, die zu lieben, die uns liebten, Verwandte, Freunde, Glaubensbrüder, das vermöchten auch die Zöllner und Heiden. Wer Christo nachfolgen wolle, müsse auch seine Feinde lieben, denen wohl thun, die ihm Unrecht thun. Auch der himmlische Vater lasse seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte. „Wir müssen", fuhr er fort, als seine Kinder uns beweisen, würdig der Geburt, durch die er uns von Neuem geboren. Unserem Ursprung dürfen wir keine Schande machen, sondern müssen unserm ganzen Geschlechte zeigen, daß seine Güte und Barmherzigkeit das Herz in uns in Wahrheit erneuert hat." — „O, hätten nur die Heiden", ruft Pontius aus, da er von dieser Rede seines Bischofs uns berichtet, „seine begeisternden Worte hören können. Vielleicht hätten sie selbst geglaubt. Was sollte aber das christliche Volk thun, das ja von dem Glauben seinen Namen erhalten hat." — Cyprian hatte nicht vergeblich zu seiner Gemeinde geredet. Unverzagt legten die Christen Hand ans Werk. „Sogleich", erzählt Pontius, „wurden die einzelnen Dienste und Geschäfte bei den Kranken und Sterbenden vertheilt, je nach den verschiedenen Ständen und dem Beruf. Man wetteiferte mit einander, wie man Gott und Christo, dem Richter der Welt, und dem guten Bischof, dem Dollmetscher des göttlichen Willens, gefallen möchte. Die Armen, welche keine Geldsteuer aufbringen konnten, steuerten das bei, was besser als alles Gold, ihre Arbeit, ihre Mühe, ihre Liebe. Hier war genug anzufassen und doch nie zu viel; denn der Herr half selbst den Arbeitenden. Und zwar erstreckte sich ihre Arbeit nicht blos auf die Genossen des Glaubens, sondern

auf Alle. Ja wahrlich unter dieser christlichen Schaar war mehr als Tobias, welchen die Güte trieb, die Hungrigen zu speisen, die Nackenden zu kleiden, die Erschlagenen und Todten zu begraben, aber nur unter seinem Volke." Die kranken Heiden, welche von den Ihrigen verlassen worden waren, fanden in der christlichen Bruderliebe Pflege und Trost; die Leichname wurden begraben, die Straßen wurden gereinigt. Der größeren Zahl seiner Gemeinde gibt Cyprian das Zeugniß, daß sie festständen in jener Drangsalszeit wie der Fels, an dem sich die tobende Fluth bricht. — Für die Muthlosen und Furchtsameren der Gemeinde schrieb er seine schöne Schrift über die Sterblichkeit*). „Geliebte Brüder", so ruft er den Seinigen zu, „wir sind blind, undankbar gegen die Wohlthaten des Herrn. Wir sehen nicht ein, wie viel Gutes uns ertheilt wird. Sehet die Jungfrauen scheiden gesichert mit dem Ruhm jungfräulicher Ehre; sie haben weder die Drohungen noch die Lockungen des Antichrists zu fürchten. Die Knaben entrinnen den Gefahren ihres leicht verführbaren Alters und erlangen ohne Schwierigkeit die Krone der Unschuld. Die schwache Matrone fürchtet nicht mehr die marternden Werkzeuge; der schnellere Tod hat sie vor den Händen und Foltern der Henker geschützt. — Durch die Furcht vor dem Tode werden die Lauen zu neuem Eifer entzündet, die Nachlassenden mit neuer Kraft erfüllt, die Trägen aufgestachelt, die Abgefallenen zur Rückkehr bewogen, die Heiden zum Glauben genöthigt, das alte Volk der Gläubigen zur Ruhe berufen. Diese Pest, die so schrecklich und tödtlich erscheint, prüft das Verhältniß jedes Einzelnen zu Gott; sie erforscht die Gesinnungen der Menschen, ob die Gesunden bereit sind, den Kranken zu dienen, ob die Verwandten ihre Verwandten im Herrn lieb haben, ob die Herren ein gottseliges Erbarmen mit ihren Knechten fühlen, ob die Aerzte die flehenden Kranken nicht verlassen, ob die

*) Cyprian de mortalitate.

Grausamen ihre Bedrückungen unterlassen, ob die Stolzen ihren Nacken beugen, die Geizigen mit dem Tode vor Augen ihrer Gewinnsucht widerstehen sollen. Ja Uebungen sind dies, nicht Leichenbegängnisse. Sie geben dem Geiste den Ruhm der Stärke und bereiten durch die Verachtung des Todes zur Krone vor. Für unser Vaterland halten wir schon längst das Paradies, für unsre Eltern die Patriarchen. Weßhalb eilen, laufen wir nicht, unser Vaterland zu sehen, unsere Eltern begrüßen zu können. Dort erwartet uns unsrer Lieben zahlreiche Schaar. Brüder, Kinder, Väter sehnen sich nach uns — dort der Apostel glorreicher Chor, dort der frohlockenden Propheten Schaar, dort der Märtyrer unzählige Menge, gekrönt für die Siege der Leiden und Kämpfe. — Auf das Irdische folgt das Himmlische, auf das Kleine das Große, auf das Vergängliche die Ewigkeit." — Auch für die Heiden läßt Cyprian die Todesschrecken predigen und erinnert sie an ihre Verantwortung für die ungerechten Verfolgungen der Christen im jenseitigen Gericht. „Gute und Böse", schreibt er in seiner apologetischen Schrift an Demetrianus, „sind wir allzumal hienieden wie in Einem Hause eingeschlossen; was sich innerhalb dieses Hauses ereignet, haben wir in gleicher Weise zu erdulden. Aber wenn das Ende dieses Lebens erreicht ist, dann wird die Scheidung erfolgen. Die Vertheilung entweder in die Herbergen des ewigen Todes oder in die Stätten der Unsterblichkeit. Dann werden die Gerechten mit freudiger Zuversicht dastehen vor den Augen derer, die sie einst ängstigten und ihre Mühen zu vereiteln strebten. Diese aber werden ergriffen werden von grauenvoller Furcht, reuig, wehklagend in der Angst ihres Herzens werden sie sich fragen: „Sind das die, mit denen wir ehemals unsern Spott hatten, die uns dazu dienten, unsern Hohn an ihnen auszulassen? In unsrer Verblendung hielten wir ihre Lebensweise für Wahnsinn und ihren Tod für eine Schande, aber nun sehen wir sie unter den Chören der Kinder Gottes und sie haben ihr Erbtheil unter den

Heiligen im Licht. Also wir waren es, die von dem Pfade der Wahrheit abirrten, denen das Licht der Gerechtigkeit nicht leuchtete, denen die Sonne des Heils nicht aufgegangen war. Wir haben uns müde gegangen auf den Wegen der Ungerechtigkeit und sind umhergeirrt auf den Wegen des Verderbens. Was hilft uns nun unsre irdische Herrlichkeit, was frommt uns unser Reichthum und unsre Hoffahrt. Alles ist dahin gefahren wie ein Schatten, wie ein verhallendes Geschrei." — „Siehe", so schließt er zuletzt, indem sein Herz auch gegen die Glaubensfeinde überwallt von der Liebe Christi, „wir bieten euch blos an, was das Erbarmen zu den armen Seelen, was heilsamer Rath nur immer zu schenken vermag. Euch hassen können wir nicht; wir wissen, daß wir unserem Gotte nur noch mehr gefallen, wenn wir nicht das Böse mit Bösem vergelten, sondern wenn wir, so lange es noch Zeit ist, so lange noch eine Gnadenfrist vergönnt ist, euch ermahnen und bitten, euch mit Gott zu versöhnen, euch aus den Tiefen finstern Aberglaubens zu dem himmlischen Lichte der wahren Religion emporheben zu lassen. Wir vergelten euren Haß mit Liebe ohne Falsch, für die Peinigungen und Martern, die ihr über uns verhängt, zeigen wir euch den Weg des Heils. So glaubet denn und lebet."

Es reihte sich damals in Afrika ein Unglück an das andere. Auf die Verheerungen der Pest folgten die Schrecken des Krieges. Die Carthago nahe liegende Provinz Numidien ward durch einen unerwarteten Einfall barbarischer Völker verwüstet und unter andern auch viele Christen in die Gefangenschaft abgeführt. Acht numidische Bischöfe meldeten die traurige Begebenheit dem Bischof von Carthago. Was er dabei fühlte und that, wird seine Antwort am besten zeigen. „Mit tiefem Schmerz", schreibt er an sie zurück, „und mit Thränen, liebe Brüder, haben wir eure Briefe gelesen über die Gefangenschaft unserer Brüdern und Schwestern. Der Apostel sagt: „So ein Glied leidet, so leiden sie alle"; drum sehen wir ihre Gefangenschaft als die unsrige an. Derselbe

Apostel sagt auch: „„Wisset ihr nicht, daß ihr der Tempel Gottes seid und daß der Geist Gottes in euch wohne"", wie sollten wir die Tempel Gottes in der Gefangenschaft lassen? Wir danken euch, daß ihr uns zu Theilnehmern eurer Trübsal gemacht und uns fruchtbare Felder angewiesen, auf denen wir den Samen unsrer Hoffnung ausstreuen können zu einer reichlichen Ernte. Wir schicken euch hunderttausend Sesterzien (etwa 5000 Thlr.) als Ertrag der unter uns gehaltenen Collecte zur Loskaufung der gefangenen Brüder. Der Herr bewahre euch ferner vor ähnlichen Unglücksfällen; aber sollte es ihm gefallen, euch abermals heimzusuchen, so besinnet euch keinen Augenblick, uns davon zu benachrichtigen, und seid versichert, wir werden euch willig helfen mit unserm Gebet und unsern Gaben." So Cyprian. Er und die Seinen hatten das apostolische Wort gelernt: Liebet nicht mit Worten, sondern in der That und Wahrheit."

Eine gleiche theilnehmende und thätige Bruderliebe ward in der unter Valerian (257 n. Chr.) ausbrechenden Verfolgung offenbar. Dieselbe erging zunächst über die Gemeinde zu Alexandria, deren ehrwürdiger Bischof Dionysius um des Bekenntnisses zu Christo willen in eine wüste Gegend Libyens verbannt wurde. Er benutzte die Zeit der Verbannung, wie es einem Prediger des Evangeliums geziemt, zur Verkündigung des Heils in Christo. Anfangs war er mit den Seinen von den dortigen Heiden verfolgt und mit Steinen geworfen worden. Bald aber sammelte sich eine Schaar von Hörern um ihn. Der Herr that ihm für die Botschaft des Heils eine weite Thüre auf. Viele der dortigen Heiden bekehrten sich und es bildete sich auch in jenen Wüsteneien eine Christengemeinde. Während der Abwesenheit des Bischofs traf viele Presbyter und Laien, welche die gottesdienstlichen Versammlungen zu Alexandria fortsetzten, dasselbe Loos. Viele wurden zur Verschärfung ihrer Strafe zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt. Noch haben wir einen Brief Cyprian's voll

Theilnahme und Trost, welchen dieser an die zu den Bergwerken Verurtheilten geschrieben hat. Es waren neun Bischöfe, viele Presbyter und Diaconen und eine große Anzahl anderer Bekenner, darunter selbst Jungfrauen und Kinder. Sie hatten ein hartes Schicksal, wurden zu schwerer Arbeit angehalten, mußten Ketten an den Füßen tragen, auf der Erde schlafen, es fehlte ihnen an Nahrung und Kleidung. Cyprian konnte ihnen das schöne Zeugniß geben, daß aus ihren Leiden ein neues Leben für die Kirche jener Gegenden entsprungen sei. Er sandte ihnen von Curubis aus, wohin er selbst verbannt war, eine reichliche Geldunterstützung. In dem Briefe*) mit welchem er diese begleitete, ruft er ihnen, nachdem er ihnen seine Theilnahme bezeugt, mit muthigem Glauben zu: „Ihr seid in den Bergwerken angeschmiedet. Nein, Ihr selbst seid das edle Gold, das die Schachte füllt, vor dessen Glanz aller irdische Glanz erbleichet. Eure Füße sind gefesselt, ja aber damit kein irdischer Schließer, sondern der Herr sie löse und führe auf den Weg des Paradieses. Euer Leib findet keine Erquickung, aber der überschwengliche Trost Christi erquicket eure Seele. Kleider fehlen euch, aber Gott hat euch bekleidet mit Kleidern des Heils. Ihr seid müde, aber ihr lieget darnieder mit Christo. Ihr habt ein geringes Brod, aber der Herr selbst ist euer Himmelsbrod. Ihr seid nicht gereinigt, aber Christus ist euer Haupt und wie herrlich glänzt Alles, was in seinem Lichte strahlt. Welch ein Triumph, in den Bergwerken zu wandeln mit gefangenem Leibe, aber mit einem Herzen, das der Herrschaft sich bewußt ist, zu wissen, daß Christus bei euch ist, der sich freut der Leiden seiner Knechte, weil sie auf seinen Wegen dem Reiche der Ewigkeit zuwandeln.“ — Noch haben wir drei rührende Dankschreiben, welche die Bekenner aus dem Orte ihrer Prüfung und Bewährung an den geliebten Vater der Gläubigen gerichtet haben.

---

*) Cyprian. epist. 77.

Mit der Verfolgung unter Valerian nahte auch Cyprians Ende. Nachdem er so Vielen den Muth gestärkt, daß sie der Marter nicht unterlagen, sollte der Diener Gottes nun selber die Palme erlangen, die er mit so begeisterter Beredsamkeit gepriesen hatte. Als das Verfolgungsedict des Kaisers nach Carthago kam, ließ ihn der Proconsul vor seinen Richterstuhl fordern. Es war am 30. August des Jahres 257 n. Chr. Der Proconsul eröffnete ihm den Befehl des Kaisers. Cyprian antwortete: „Ich bin ein Christ und Bischof. Ich kenne nur den einigen wahren Gott, welcher Himmel und Erde geschaffen hat. Ihm dienen wir Christen und beten zu ihm Tag und Nacht für uns und für alle Menschen, auch für die Wohlfahrt des Kaisers.“ — „Verharrst du bei dieser Gesinnung?“ fragte der Proconsul. — Cyprian erwiderte: „Eine gute Gesinnung darf nicht geändert werden.“ Er wurde zunächst nach Curubis, einer kleinen Seestadt, fünfzig Meilen von Carthago, verwiesen. Dort blieb er elf Monate, während rings um die Verfolgung wüthete. Dort stärkte er, wie wir sahen, durch Wort und That die Bekenner unter seinen Glaubensbrüdern. Von Tag zu Tag wartete auch er auf sein Todesurtheil. Endlich durfte er zurückkehren, und viele angesehene Männer boten ihm Schutz an, aber er dürstete nach der Märtyrerkrone. Sehnsuchtsvoll erwartete er auf seinem Landgute die Vollendung seines Schicksals. Eines Tages hielt ein Wagen vor seiner Wohnung. Zwei hohe obrigkeitliche Beamte saßen darin; sie ließen ihn vor sich fordern und hatten geglaubt, ihn zu überraschen. Er aber kam mit hoher Unerschrockenheit und leuchtender Miene und wurde nach dem Landsitz des Proconsuls nahe bei Carthago gebracht. Das christliche Volk umlagerte in dichten Schaaren die ganze Nacht durchwachend das Haus, in dem Cyprian übernachtete. Selbst die Heiden ehrten den Bischof der Christen und trauerten über sein Schicksal. Am andern Morgen, in der Frühe, wurde Cyprian vor den Proconsul geführt. „Bist du Thascius Cyprianus“,

fragte er ihn, „das Oberhaupt jener Menschen, die unsere Götter verachten?“ — Cyprian bejahte es. — „Unsere Kaiser“, fuhr er fort, „befahlen dir, die Götter anzubeten.“ — „Nimmer werde ich das thun“, war die Antwort. „Bedenke, was du thust“, sprach der Proconsul. — „Thue, was dir befohlen ist“, erwiderte Cyprian. „Ich bedaure dich und möchte dir gern helfen“, fügte der Proconsul hinzu. Cyprian aber: „Ich begehre nicht, daß meine Sachen anders stehen sollen. Ich bete meinen Gott an und eile zu ihm mit aller Inbrunst meiner Seele; denn die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.“ — Da sprach der Proconsul das Urtheil, daß Cyprian als ein Feind der Götter und Bannerträger einer gottlosen rebellischen Secte solle zum warnenden Beispiel durch das Schwert gerichtet werden. Cyprian aber, als er es vernommen, rief aus: „Gott sei gelobt!“

Als man ihn wegführte, rief eine Menge von den Brüdern: „Wir wollen mit ihm sterben!“ Geleitet von den Centurionen und Tribunen, umringt von einer unzähligen Volksmenge, gelangte er zur Richtstätte. Es war ein freier Platz vor den Thoren, von dichtbelaubten Bäumen rings umgeben. Viele waren auf diese gestiegen, um besser sehen zu können. Cyprian zog sein Oberkleid aus, fiel auf die Kniee nieder und betete. Es war das Gebet eines Hirten der Kirche, der dem Evangelium sein Leben geweiht, der im Vordertreffen für den Triumph des Kreuzes gestritten hatte und nun in glühender Hoffnung sein himmlisches Ziel nahe sah. Noch bat er die begleitenden Freunde dem Scharfrichter 25 Goldstücke auszuzahlen. Er selbst verband sich die Augen. Mit zitternder Hand führte der Scharfrichter den Todesstreich. Das ehrwürdige Haupt rollte auf den Boden. Das strömende Blut wurde von Leintüchern aufgefangen, welche die Gläubigen ringsum ausbreiteten. Die Sterblichkeit des großen Bischofs war aufgegangen im Leben. Seinen Leichnam bestattete

die Gemeinde zur Nachtzeit feierlich bei dem Scheine flammender Kerzen, unter frommen Gebeten und Lobgesängen. An der Stätte aber, die sein Tod geweiht, bauten sie später ein Gotteshaus, wo nachmals in den Zeiten der befreiten, siegreichen Kirche der große Augustinus oft gepredigt und die Gläubigen erinnert hat an das hohe leuchtende Vorbild des heiligen Cyprian.

### 3. Die Märtyrer Smyrnas und Kleinasiens.

Eine der schönsten und bedeutendsten Städte an der Westküste Kleinasiens war Smyrna. Griechen aus Ephesus hatten hier einst zuerst sich angesiedelt. Reizend gelegne, zwischen sanften Hügeln und dem Meere, an den Ufern des hellen Meles, in einer der fruchtbarsten Gegenden Asiens, hatte sich die Stadt bald zu bedeutender Größe und Pracht und zu einem Mittelpunkte des kleinasiatischen Handels erhoben. Hier blühten Künste und Wissenschaften, und eifrig machte Smyrna auf die Ehre Anspruch, dem Homer das Leben gegeben zu haben. An der Quelle des Meles zeigte man den Ort, wo er in dunkler Höhle seine unsterblichen Gesänge gedichtet, auf den Münzen der Stadt stand gleichsam schützend sein Bildniß; unter den Säulen seines Denkmals versammelten sich die Bürger. — Auch hierher in diese Stadt der Musen, in diesen Garten der Natur, wo unter dem milden Himmel Kleinasiens ein ewiger Frühling lacht, verbreitete die Verfolgung unter Decius (250 n. J.) ihre blutigen Schrecken.

Die Gemeinde, in der einst Polycarpus (S. 109) den Acker des Herrn bestellt, sah jetzt ihren Bischof Eudämon den Herrn verleugnen. Groß war das Aergerniß, das dadurch gegeben wurde. Viele Schwache folgten dem Vortritt des Bischofs nach. Um so nöthiger war ein Zeugniß, das den Schimpf des christlichen Namens tilgte und die Ehre des Herrn vor seinen Lästerern rettete. Und der Geist eines Polycarpus war noch nicht gewichen aus der Gemeinde. — Am Tage vor dem Festtage des Polycarpus

finden wir ein Häuflein treuer Bekenner, fest entschlossen, um des Namens Jesu willen muthig zu sterben, gemeinsam vereint, durch Gebet und Fasten zu solchem Kampfe sich vorzubereiten. Es war der Presbyter Pionius nebst Asklepiades, einem anderen Christen, und Sabina, einer Schwester des Pionius. Durch ein Traumgesicht hatten sie von dem Herrn die Offenbarung erhalten, daß sie ihn bald mit ihrem Tode preisen würden. In sicherer Erwartung ihrer Leiden hatte darum Pionius sich und seine Gefährten Stricke um den Hals geworfen, zum Sinnbild, wie sie bereit wären, sich binden zu lassen und um des Namens Jesu willen Alles zu erdulden. — Am folgenden Tage, als sie zusammen gebetet und zu ihrer Stärkung das heilige Mahl genossen hatten, trat Polemon, der Oberpriester des Götzentempels, bei ihnen ein, begleitet von den Gerichtsdienern. Er kündigte ihnen die Befehle des Kaisers zur Opferung an. „Wir erkennen Befehle an“, sprach Pionius, „aber nur solche, welche uns gebieten, den wahren Gott anzubeten.“ Sie wurden ergriffen und auf den öffentlichen Platz geführt.

Das Leben der Griechen und Römer war vorzugsweise ein öffentliches. Der Markt, die Bäder, die Säulengänge, die Tempel waren mehr als das Haus ihre eigentlichen Wohnungen, und die Straßen ihrer Städte boten schon damals jene Ueberfülle des Lebens und Regens dar, welche wir noch heute in den Städten des Südens finden. Als man die Bekenner gefesselt durch die Straßen Smyrna's führte, sammelten sich sogleich zahlreiche Schaaren des lebhaften neugierigen Volkes um sie, unter ihnen viele Juden, die des Sabbaths wegen keine Geschäfte hatten. Auf dem öffentlichen Platze wurde das Gedränge so dicht, daß viele auf Kästen und Bänke und die flachen Dächer der umstehenden Häuser stiegen, um besser zu sehen, was es gebe. Noch einmal ermahnte sie der Götzenpriester laut und feierlich, den Befehlen des Kaisers zu gehorchen. Da wandte sich Pionius an die ver-

sammelte Volksmenge und sprach: „Ihr Bürger von Smyrna, die ihr stolz seid ob der Herrlichkeit eurer Stadt, in der einst Homer geboren, und ihr Juden, die ihr hier wohnet, höret einige Worte von mir. Ihr lacht diejenigen aus und verspottet sie, welche sich zum Opfer verstehen, aber wahrlich euer bewunderter Homer sollte euch lehren, wie es nicht erlaubt ist, über Todte zu frohlocken.*) Ihr Juden solltet euch an das Wort Salomos erinnern: „Freue dich nicht über den Fall deines Feindes und dein Herz sei nicht froh über sein Unglück!“ Selbst wenn wir eure Feinde wären, solltet ihr über unsre Drangsale nicht frohlocken. Aber was haben wir gethan, um des Willen ihr uns als Feinde betrachtet?“ — Mit hinreißender Beredtsamkeit sprach er darauf von der Anbetung des einen Gottes, der Unwürdigkeit der ihm zugemutheten Handlung und schloß mit den Worten: „Darum will ich lieber sterben und alle Strafen erdulden, ja unermeßliche Marter erleiden, bevor ich das, was ich gelernt, ja was ich selbst gelehrt habe, verkehre.“ — Es war eine jener erhabenen Scenen, wie sie damals nicht selten vorkamen. In dem Hintergrunde die prachtvollen Gebäude der reichen Stadt und die stolzen Tempel der Götzen, ringsum die mannichfachen Gesichter einer bunt zusammengesetzten, nach Tracht, Rang, Vaterland und Religion so sehr verschiedenen Menge, in der Mitte der Götzenpriester und seine freudigen Opfer, die Verehrer des wahren Gottes, hervortretend unter ihnen Pionius, auf den sich aller Blicke gerichtet hatten, fest und muthig, die Augen leuchtend von überirdischem Feuer, den Arm ausgestreckt, dastehend mit der Kraft und Hoheit eines Mannes, der das irdische Leiden für ein Geringes achtet, weil der Ewige ihm das Bekenntniß seiner Wahrheit aufgetragen und der Geist des lebendigen Gottes niedergestiegen ist auf seine Zunge.

---

*) Anspielung auf Odyss. Lib. XXII., v. 412: „Frevel ist's, ob dem Fall getödteter Menschen sich freuen.“

Seine Haltung, die Gluth und Kraft, mit der er sprach, erfüllte Viele mit Ehrfurcht vor dem gewaltigen Manne. Man redete ihm zu, nachzugeben. „Glaube uns Pionius“, sprachen Einige, „ob deiner Rechtschaffenheit und Weisheit willen halten wir dich für würdig zu leben, und es ist doch süß, die Luft zu athmen und das Licht zu schauen.“ — „Wohl ist es süß und gut“, erwiederte Pionius, „zu athmen und das Licht zu schauen, nach welchem wir verlangen. Wir verlangen nach einem anderen Lichte. Wir werfen jene Gaben Gottes nicht von uns, als kenneten und achteten wir sie nicht; aber wir verlassen sie, weil es etwas Besseres und Erhabeneres giebt, dem wir den Vorzug geben.“ — Das heidnische Volk, dem Alles zum Schauspiel dienen mußte, verlangte, man solle ihn in die Arena oder in einen Tempel führen, damit man ihn dort bequemer hören und sehen könne. Aber Pionius weigerte sich, der Neugier des Volkes zu fröhnen. Dennoch fürchtete Polemon, es könne eine Bewegung zu seinen Gunsten entstehen. Er wandte sich deshalb nochmals an den Bekenner und fragte ihn kurz: „Ist es also unmöglich, dich zu überreden?“ — „Wollte Gott“, erwiederte dieser, „daß ich dich überreden könnte, ein Christ zu werden!“ — Darauf fragte er Sabina: „Wen betest du an?“ Sie antwortete: „Gott den Allmächtigen, der alle Dinge geschaffen hat.“ — „Und wen betest du an?“ fragte er zuletzt den Asklepiades. — „Jesum Christum“ lautete die Antwort. — Wie heute noch Jeder, der den dreieinigen Gott nicht kennt, vermochte schon damals der Heide diese Antworten nicht zu vereinigen. „Wie“, fragte er, „ist das noch ein anderer Gott?“ — Die Bekenner versicherten ihm, daß es derselbe sei, den sie Alle anbeteten. — Sie wurden in das Gefängniß geführt, wo sie bereits mehrere Brüder fanden. Viele beeilten sich, ihnen dahin Erquickungen bringen zu lassen. Pionius aber nahm nichts an. „Als ich noch mancherlei Bedürfnisse hatte“, sprach er, „bin ich Niemandem zur Last gefallen, so will ich es

auch jetzt nicht, wo ich nichts mehr bedarf.“ Die Gefangenwärter zürnten ihm darüber, weil sie die Erlaubniß zu solchen Geschenken sich theuer bezahlen ließen; sie brachten ihn deshalb mit seinen Gefährten in einen inneren schlechteren Theil des Gefängnisses. Als Pionius die Ursache ihres Unwillens erfuhr, entschädigte er sie aus eignen Mitteln für den eingebildeten Verlust. Da wollten sie die Gefangenen wieder in den ersten Raum bringen, aber die Bekenner sprachen: „Laßt uns hier, denn wir haben ja hier die Freiheit, ungestört nachzudenken und zu beten Tag und Nacht.“ Viele Heiden besuchten den Pionius, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Sie mußten sich beugen vor der überlegenen Kraft und Klarheit seines Geistes. Voll Bewunderung verließen sie ihn. Auch solche, welche durch die Furcht sich hatten zum Abfall bewegen lassen, kamen zu ihm. Sie weinten über das, was sie gethan. Auch Pionius war tief bewegt. Manche von ihnen hatten bis dahin einen völlig unsträflichen Wandel geführt. Auf das Liebreichste redete er ihnen zu und suchte auch diese Schwachen im Glauben wieder dem Herrn zu gewinnen. Fern davon sich gegen sie zu überheben, bekannte er, die ganze Gemeinde habe durch ihre Lauheit das Aergerniß des Abfalls herbeigeführt. „Unsre Sünden“ sprach er, „sind davon die Ursache.“

Nach einigen Tagen wurden sie aus dem Kerker herausgeführt. Mit eignen Augen sollten sie in dem Tempel den Abfall ihres Bischofs sehen. Auf dem Altar des falschen Gottes brannte die Opferflamme, und wirklich stand er da, der unselige Eudämon; der Mund, der den Gläubigen so oft Gottes Wort verkündet, hatte von Gott sich losgesagt; die Hand, die ihnen den Kelch des Heils gespendet, hatte den Götzen Weihrauch gestreut. Solcher Anblick, meinte Polemon, würde seine Wirkung nicht verfehlen. Pionius und seine Genossen wurden sofort aufs Neue ins Verhör genommen. „Warum opferst du nicht?“ fragte man ihn. — Er erwiederte: „Weil ich den anbete, der den Himmel geschaffen und

mit Gestirnen ihn geschmückt, der die Erde gegründet und mit Blumen und Kräutern sie gezieret hat." — „Meinst du den Gekreuzigten?" fragte man weiter. — „Ich meine den, welchen Gott der Vater gesandt hat, die Menschen selig zu machen." — Die Richter sprachen leise untereinander: „Wir müssen ihn zwingen." Pionius hörte es und rief in edlem Unwillen: „Erröthet, ihr Anbeter der falschen Götter, übet Gerechtigkeit. Tödtet uns, aber hindert uns nicht, den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit zu wandeln!" — „Laß das eitle Rühmen," erwiederte einer der Richter, der im Ruf großer Gelehrsamkeit stand, „was strebst du nach thörichtem Ruhm." — Pionius erwiederte ihm: „Hast du das in deinen Büchern gelesen? Ist nicht Sokrates ebenso von den Athenern behandelt worden? Deiner Meinung nach suchten also Sokrates, Aristides, Anaxarchus und andre edle Männer eitlen, thörichten Ruhm, weil sie fest an Wahrheit und Rechtschaffenheit hielten!" — Der Heide verstummte, mit seinen eignen Waffen geschlagen. — Man versuchte, dem Pionius Opferkränze auf das Haupt zu setzen. Er aber zerriß sie und warf sie in Stücken vor den Altar hin. Bei jeder Aufforderung zu opfern, wiederholten die drei wie aus einem Munde: „Wir sind Christen." — Sie wurden wieder in das Gefängniß zurückgebracht. Dort angelangt, dankten sie Gott für die Kraft, die er ihnen zu dem großen Kampfe des Lebens verliehen hatte.

Nochmals wurden sie verhört; da aber alle Bemühungen fruchtlos blieben, wurde Pionius zum Feuertode verurtheilt. Ueber das Loos seiner Gefährten fehlen uns die Nachrichten. Als der Bekenner auf dem Scheiterhaufen stand und man seine Hände an den Pfahl annagelte rührte sein Anblick selbst seinen Henker, er redete ihm zu: „Du hast nun den Beginn der Todespein empfunden, siehe, noch ist es Zeit, ändere deinen starren Sinn und man wird die Nägel wieder herausziehen." Der edle Dulder antwortete: „Wohl habe ich den Beginn der Todespein empfunden!" — Dann

blieb er eine Zeitlang wie in tiefes Sinnen versunken, endlich rief er: „Ich eile, Herr, daß ich mich desto schneller zu dir erheben möge." Der Holzstoß wurde angezündet. Schon loderten die Flammen und schlugen ihren hellen Purpurmantel um ihn, als Pionius die Augen schloß und leise betete.

Das Volk hielt ihn für todt. Da öffnete er sie wieder, sah mit freudigem Angesicht auf das Feuer und sprach: „Amen." Dann rief er: „Herr, nimm meinen Geist auf!" — Und mit diesen Worten löste sich sein Geist von dem Leibe und schwang aus den Flammen sich empor zu dem Lichte dessen, den er so treu und muthig bekannt hatte. Die Gluth sank ein. Man fand sein Angesicht wie unversehrt. Noch im Tode hatte es einen wunderbaren Glanz und Ausdruck, wie von den Strahlen des ewigen Lebens beschienen.

Zu der Zeit, da allenthalben das Blut der Märtyrer floß, wurde auch in der Stadt Lampsacus in Mysien ein Jüngling Namens Petrus*), frommen Gemüthes und starken Glaubens, auch im Aeußeren edel von Gestalt, gefangen genommen und zum Opfern aufgefordert. Er sollte der heidnischen Gottheit Venus opfern. „Ich wundere mich", sagte er, „daß ich dieser eurer Gottheit opfern soll, da ihr sie selber in euren Erzählungen als ein unzüchtiges Weib darstellet. Ich meinestheils bringe mein Lob und Dankgebet dem wahren Gott und Christo, dem Könige der Ewigkeit, dar." Er wurde aufs Rad gelegt und zerschlagen, dankte aber im Sterben noch Christo, der ihn gewürdiget habe, den Widersacher zu überwinden. Von seinen Gefährten wurde Einer unter der Folter im Glauben schwach und rief: „Ich will opfern!" er ward losgelassen und zum Opfer geführt, stürzte aber vor demselben leblos nieder. Er hieß Nicomachus. Bei diesem

*) Gedächtnißtag: 15. Mai. Griech. Kirche 18. Mai. Quelle: Acta bei Ruinart.

erschütternden Anblick rief aus dem Haufen der Zuschauer ein 16jähriges Mädchen, Dionysia, laut: „O du armer Mensch, der du wegen einer einzigen Stunde Verzug dir eine ewige und unaussprechliche Qual zuziehest!“ Sie wurde hieran als Christin erkannt und als solche nach den andern dann auch enthauptet. — Wahrscheinlich in derselben Stadt Lampsacus starb kurz hernach Maximus, ein Christ aus dem Handwerkerstande. Durch den traurigen Anblick der Vielen, die den Glauben verläugneten, ergriffen, faßte er den Entschluß, den Heiden zu beweisen, daß es auch Solche gebe, die das Evangelium als weltüberwinde Gotteskraft kennen gelernt haben. Er gab sich deshalb, was unter anderen Verhältnissen eigenwilliges Herzudrängen zum Märtyrerthum gewesen wäre, freiwillig vor dem Gericht als Christen an. Unter der Geißelung sagte er: „Das sind noch keine Qualen; wenn ich aber die Gebote meines Gottes verließe, dann würden mich die wahren und ewigen Qualen erwarten.“ Er wurde hinausgeführt und gesteinigt. In der Stadt Antiochien (Pisidien) litt als Bekenner Achatius. Da er als Stütze der Christen in der Umgegend galt, verlangte der Statthalter von ihm, er solle das Volk auf andere Gesinnung bringen; bei dem Einfluß, den er ausübe, werde ihm das ein Leichtes sein. Er antwortete: „Nicht mein Wille ists, der das Volk leitet, sondern das Gebot Gottes. Sie hören mich, wenn ich sie zu dem führe, was recht ist, aber wenn ich ihnen Schädliches und Frevelhaftes anrathe, werden sie mir nie folgen.“ Als er nach den Namen der einzelnen Christen gefragt wurde, antwortete er: „Droben stehen sie im Himmel angeschrieben.“ Sein Leben verlor er nicht, sondern wurde — da die Verfolgung inzwischen ihr Ende erreichte — wieder freigelassen.

Unter den Märtyrern, die in Palästina ihr Leben Gott opferten, ist der Bischof Alexander zu Jerusalem der hervorragendste. Nur wenig wissen wir von seinem früheren Leben. Um 170 n. Chr. in Kappadocien geboren, hatte er in

früher Jugend schon den Geist der alten Blutzeugen eingesogen. Später finden wir ihn zu Alexandria, wo damals die Anfänge christlicher Wissenschaft in schöner Blüthe sich entfalteten. Er war hier ein Schüler des Pantänus und dann des Clemens Alexandrinus. Jünglinge aus allen umliegenden Ländern fanden sich um jene Lehrer zusammen. Er schloß mit vielen von gleicher Gesinnung beseelten Altersgenossen, mit Origenes, dem nachherigen großen Kirchenlehrer, Theoctistus, späterem Bischof von Cäsarea, Asclepiades, späterem Bischof zu Antiochia u. A. m. einen engen Bund der Freundschaft. — Noch in der Schwüle des Lebenssommers war ihm die Erinnerung an jene Frühlingszeit seines christlichen Lebens und Strebens Labsal und Wonne. „Dies ist", so schreibt er später an Origenes, „des Herrn Wille, daß unsere von jenen Tagen der Vorfahren noch herstammende Freundschaft gegründet, fest und unerschütterlich bleibe, und daß sie von Tag zu Tag immer inniger und unzertrennlicher werde. Denn wir haben ja jene seligen Väter gekannt, die vor uns in den Wegen der Gottesfurcht gewandelt sind, zu denen auch wir bald hingehen werden, den wahrhaft seeligen Pantänus, meinen Meister, und den seligen Clemens, der auch mein Meister war, dem ich so viel Gutes verdanke, und manche Andre. Durch diese bin ich mit dir vertraut geworden, der du mir der wertheste Meister und Bruder bist." — Unter Severus war Alexander um seines Glaubens willen in seiner Heimath in den Kerker geworfen worden. Freudig hatte er sein Leiden ertragen. Bald nach dem Tode des Kaisers wurde er Bischof einer Gemeinde in Kappadocien. Hier überkam ihn die Sehnsucht, das Land zu sehen, wo einst die Patriarchen gewallfahrt, die Propheten geweissagt und der Erlöser am Kreuze gestorben. Er unternahm eine Reise nach Paläſtina. Der Herr hatte aber seine Schritte hierher gelenkt, weil er etwas Besondres mit ihm vorhatte. Der damalige mehr als hundertjährige Bischof von Jerusalem, Narcissus, von der Last des Alters immer mehr

gedrückt, bedurfte eines Gehülfen. Als Alexander der Stadt nahte, vernahmen mehrere Fromme der dortigen Gemeinde eine wunderbare Stimme, die ihnen zurief: „Gehet hinaus, euren Bischof zu empfangen." — Alexander wurde bewogen, in Jerusalem zu bleiben. Er trat hier in alle Rechte der bischöflichen Gewalt ein. Narcissus stand ihm noch lange zur Seite und vereinigte sich mit ihm, wenn auch zu andern Diensten unvermögend doch wenigstens im Gebete für seine Gemeinde. Ein schönes Zeugniß von der Einigkeit des Geistes, welche sie beide verband, ist uns noch in dem Schluß des Briefes Alexander's an die Gemeinde zu Antinois in Oberägypten aufbewahrt. „Es grüßet euch", schreibt er, „Narcissus, welcher vor mir den Bischofssitz dieser Kirche einnahm und jetzt, ein Greis von hundertundsechszehn Jahren, im Gebete mit mir vereinigt ist und euch gleich mir ermahnt, eines Sinnes zu sein." — Um für Erhaltung und Mehrung christlicher Erkenntniß und wissenschaftlicher Bildung zu sorgen, gründete er zu Jerusalem eine Bibliothek und sammelte sie in einen reichen Bücherschatz. Eusebius hat ihn später zu seinen kirchenhistorischen Studien benutzt. — Als Origenes durch die Anfeindungen seines Bischofs genöthigt war, Alexandria zu verlassen, fand er bei dem Freunde eine theilnehmende Aufnahme. — Gegen vierzig Jahre hatte Alexander sein Amt verwaltet, als die Verfolgung unter Decius ausbrach. Er wurde verhaftet und nach Cäsarea vor den dortigen römischen Präses geführt. Alexander stand schon in hohem Alter. Die ehrwürdige greise Gestalt mit dem edlen mit Silberlocken bedeckten Haupte, auf dessen Antlitz sich die Kraft des Geistes und der Friede des Herzens malte, bot einen seltenen Anblick dar. Selbst den heidnischen Richter schien eine Art Ehrfurcht überkommen zu haben. Alexander hatte zum zweitenmale fest und freudig seinen Herrn bekannt. Dennoch sprach er ihm kein Urtheil, sondern ließ ihn im Kerker. Der Greis erlag bald den Mühseligkeiten der Gefangenschaft.

Der Herr brach seine müde Hütte ab und führte die Seele des Bischofs des irdischen Jerusalem hinüber in das himmlische Zion.

Das Loos Alexanders theilte zu Antiochia der Bischof Babylas. Gleichzeitig mit Fabian war er nach dem Tode des Bischofs Zebinus auf den Stuhl des Ignatius (S. 109) erhoben worden. Wie einst sein großer Vorgänger hatte auch er in jener zweiten Hauptstadt des Römerreichs das Schiff der Kirche mit fester Hand durch die Klippen und Stürme jener Zeiten geführt und den Verführungen der Irrlehren wie dem einreißenden Sittenverderben einen kräftigen Damm entgegengesetzt. Wie im Leben war er auch im Leiden ein Vorbild seiner Gemeinde. Nachdem er ein herrliches Zeugniß abgelegt, wurde er zur Enthauptung verurtheilt. Mit ihm wurden drei Knaben, die seine Zöglinge gewesen waren, zum Tode geführt. Es war ein rührender Anblick. Die beiden Endpunkte des Lebens, der Morgen und der Abend desselben, belebt durch ein Licht des Himmels. Der Bischof ließ bei der Hinrichtung die Knaben vorangehn, damit sie durch den Anblick seines Todes nicht den Muth verlieren möchten. Nachdem der Henker sie enthauptet, trat er hinzu, erhob den Blick zum Himmel und sprach mit lauter Stimme: „Siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast!“ Dann legte er sein Haupt auf den Block. Die Ketten, welche er im Gefängniß getragen, wurden seinem Wunsche gemäß mit ihm in das Grab gelegt, „zum Zeugniß, das was der Welt schimpflich scheine, in Christo köstlich und herrlich sei.“ — Die Leichenrede des Babylas möge uns Chrysostomus halten: „Er kämpfte“, sagte er, „bis zum Tode für die Wahrheit und widerstand bis auf das Blut der Sünde. Um die Schlachtordnung nicht zu verlassen, in welche der höchste König ihn gestellt, gab er sein Leben dahin. Also sollen auch wir Alles freudig und willig erdulden, um auch nicht den geringsten Theil der uns anvertrauten Wahrheit zu beflecken oder zu verlieren.“ —

Unter jenen christlichen Bischöfen, die neben einem Cyprian (S. 174) und Origenes (S. 159) in jenen dunklen Verfolgungszeiten der Kirche Christi leuchtende Vorbilder eines opferfreudigen Glaubens waren, erscheinen uns noch zwei ehrwürdige Gestalten: der fromme und gelehrte Bischof Gregorius Thaumaturgus von Neocäsarea und der edle Bischof Alexander von Comana.

Gregorius Thaumaturgus war damals die Stütze der christlichen Gemeinden im Pontus. Wohl war es ihm nicht beschieden, in der auch dort hereinbrechenden Verfolgung die Märtyrerkrone zu erlangen, da er allein um seiner Gemeinde willen, wie Cyprian (S. 180) und Dionysius von Alexandrien (S. 175) sich dem ersten Anprall der Verfolgung entzog; was er aber der Kirche jener Landschaft war: ein Vater des geistlichen Lebens für Tausende: das erhellt aus den reichgesegneten Erfolgen seiner Missionsarbeit in Neocäsarea und der Umgegend. Denn als er in der genannten Stadt Bischof wurde, fand er dort eine Gemeinde von nur 17 Christen; bei seinem Tode aber ergab sich das umgekehrte Verhältniß in der Stadtgemeinde; ihrer siebzehn etwa waren noch heidnisch. In solchem Segen hatte Gregorius gewirkt.

Alexander von Comana war hingegen ausersehen, einer der hervorleuchtendsten Märtyrer der Wahrheit in jener Gegend zu werden. Er war aus niederem Stande gebürtig und selber früher Kohlenbrenner gewesen, hatte aber von je eine besondere Neigung zum Lesen und Forschen in der Schrift gehabt, und war um seines frommen in Liebeswerken aller Art sich beweisenden Wandels allgemein geliebt. Als es sich um die Besetzung der Bischofsstelle zu Comana handelte, schlugen die Vornehmen der Stadt dem zu diesem Zweck hieher gekommenen Gregorius Thaumaturgus allerlei Männer vor, die sich durch ihre Herkunft, Beredtsamkeit und ähnliche Vorzüge auszeichneten. Gregorius

fand aber in Keinem die Eigenschaften, die er suchte, die eines wahren Hirten der Gemeinde. Im Aerger riefen die mit ihren Vorschlägen Zurückgewiesenen zuletzt aus: „Willst du uns vielleicht den Kohlenbrenner Alexander zum Bischof geben?" Gregorius, hiedurch aufmerksam gemacht, erkundigte sich näher nach ihm, lernte seine trefflichen Eigenschaften kennen und weihte ihn wirklich unter allgemeiner Einstimmung des Volks zum Bischofe. Alexander bewies während seiner ganzen Amtsführung, daß die Wahl des Gregorius keine übereilte gewesen; er bewies es auch zuletzt in den Leiden der Verfolgung, indem er seiner Gemeinde ein erhebendes Beispiel der Bekennertreue zurückließ. Er ist den Feuertod gestorben und hat durch sein Sterben wie durch sein Leben dem Herrn viele Seelen zugeführt.

## 4. Rom und seine Bekenner.

Rom als die Hauptstadt des römischen Weltreiches war auch bald die erste Metropole der christlichen Welt geworden. In der Gemeinde zu Rom hatten nach allgemeiner christlicher Annahme die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus und ihr großer Schüler: Clemens Romanus gelehrt und sie durch den Märtyrertod verherrlicht (S. 109); von Rom hatte ein großer Theil des Abendlandes das Evangelium empfangen; die römischen Bischöfe, Vorsteher der reichsten Gemeinde, zeichneten sich frühzeitig nach den fernsten Gegenden hin durch ihre Wohlthätigkeit gegen die christlichen Brüder aus, und ein gemeinsames Interesse verband alle Gemeinden des römischen Reiches mit der Kirche jener Hauptstadt. In Rom war die ecclesia apostolica, auf welche sich der größte Theil des Abendlandes als auf die gemeinschaftliche Mutterkirche berufen konnte, dahin, nach dem Zeugniß des Irenäus, „Christen aus allen Weltgegenden zusammenkommen und die von den Aposteln überlieferte Lehre wahrnehmen mußten."

Daher wurde die Christengemeinde zu Rom auch das nächste

Ziel aller von den römischen Kaisern ausgehenden Christenverfolgungen. Insbesondere waren es die Bischöfe, Presbyter und Diaconen der römischen Gemeinde, durch deren Verfolgung, Verbannung, Gefangennahme und Hinrichtung man der Mission des Christenthums und ihrer Ausbreitung, insbesondre in den höheren und vornehmeren Kreisen, die Spitze abbrechen zu können glaubte. — So geschah es auch in den Verfolgungen unter Decius, Gallus und Valerian (250—261 n. Chr.).

Die Reihe der Märtyrer und Bekenner Roms in jenen Tagen eröffnet der Bischof Fabian. Als um das Jahr 236 n. Chr. unter Maximus Regierung die Bischöfe Pontianus und Anterus schnell nach einander gestorben waren, hatte sich die Gemeinde zur Wahl eines neuen Bischofs versammelt. Man dachte an mehrere durch Wissenschaft und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer. Plötzlich ließ sich eine Taube auf Fabian, einen bis dahin unbekannten Laien, der vom Lande zur Wahl des Bischofs gekommen war, nieder. Die Gemeinde erkannte darin einen Wink des Herrn. Eines Sinnes gaben Alle ihre Stimme dem fremden Laien. Der Geist des Herrn hatte auf den rechten Hirten gedeutet. Vierzehn Jahre stand er der Gemeinde vor. Cyprian giebt ihm das schöne Zeugniß: „daß er ein unvergleichlicher Mann gewesen, der nicht minder durch Reinheit der Sitten und Treue des Lebens, als durch das herrliche Bekenntniß des Todes seine Gemeinde erbaut und ihm selber ein erhebendes Vorbild gegeben habe." — Die Akten seines Martyriums sind verloren gegangen. Die Art und Weise seines Todes ist unbekannt. Sicher nur ist es, daß er mit dem Purpurgewande des Martyriums geschmückt zu den Chören der Himmlischen einging.

Nach seinem Tode blieb der bischöfliche Stuhl zu Rom über ein Jahr lang unbesetzt. Man wollte der Wuth eines Decius kein neues Ziel anweisen. Noch haben wir in einem Brief der römischen Geistlichkeit an ihre Amtsgenossen zu Carthago eine

Beschreibung der damaligen Zustände. „Wir tragen kein Bedenken", so schreiben die römischen Geistlichen, „unser Leben daran zu wagen, denn vor unseren Augen haben wir, mehr als die zeitlichen Leiden, die Furcht Gottes und die Scheu vor der ewigen Strafe. Wir verlassen nicht die Brüder, sondern ermahnen sie, im Glauben zu stehn, und bereit zu sein, dem Herrn nachzufolgen, wenn sie dazu berufen werden. Einige von denen, die sich zwingen ließen, hinaufzugehn (aufs Capitol, um zu opfern), haben wir wieder auf guten Weg gebracht. Unsere Gemeinde steht im Ganzen fest im Glauben. Auch die abgefallenen Brüder geben wir nicht auf, daß nicht ihre Krankheit unheilbar werde. — Mit besonderer Sorge müssen die Katechumenen gepflegt werden, um sie vor dem Abfall zu bewahren. — Es müssen Diener da sein, den Wittwen, Verbannten und Gefangenen Handreichung zu thun. Diejenigen, welche die Begräbnisse zu besorgen haben, müssen sich vor Allem die Beerdigung der Märtyrer angelegen sein lassen. Möge Gott uns Allen, in solcher Weise thätig zu sein, verleihen. Die Brüder in Banden, alle Geistliche und unsere ganze Gemeinde grüßen euch. Wir Alle wachen und beten in ernstlicher Bekümmerniß für Alle, die den Namen des Herrn anrufen und bitten euch, in eurem Gebete auch unsrer zu gedenken."

Auch die zwei Jahre darauf unter Gallus (252 n. Ch.) ausgebrochene Verfolgung traf am schwersten zuerst die Christengemeinde der Hauptstadt. Das erste Opfer derselben war der Bischof Cornelius, welcher mit Lebensgefahr noch unter Decius den verwaisten Bischofsstuhl zu Rom bestiegen und in dieser schweren Zeit mit christlicher Besonnenheit und kräftiger Entschiedenheit sein Amt geführt hatte. Das Erste, was ihn traf, war die Verbannung; er wurde nach der Stadt Civitavecchia verwiesen. Dorthin schrieb ihm sein Freund Cyprian: „Es läßt sich nicht ausdrücken, wie wir uns freuten und frohlockten, da wir euren tapfern und gesegneten Glaubenskampf vernommen haben.

Du bist ein Führer im Bekenntniß gewesen und hast, während dem du deiner Verherrlichung entgegengingst, Viele zu Gefährten deines Ruhmes gemacht. So ermahne ich denn nach der Liebe, durch welche wir unter einander verbunden sind, daß wir nicht ablassen wollen in Fasten, Wachen und Beten mit allem Volk vor dem Herrn zu liegen; unsre Seufzer und Fürbitten seien die Waffen und Bollwerke, die uns stark machen und schützen." Bald nach seiner Verbannung starb Cornelius, ob im Exil, im Kerker, oder auf dem Schaffot, ist ungewiß; sein Leben achtete er gering um Christi willen.

Dem Cornelius folgte als Bischof und als Märtyrer Lucius, der mit aller Selbstverleugnung in die leergewordene gefahrvolle Stelle seines Vorgängers eintrat. Kaum hatte er sein Amt übernommen, so wurde auch er verbannt; nach einer kurzen Weile wurde er zwar zurückgerufen: aber nur zu bald sollte die Ahnung erfüllt werden, welche Cyprian in dem Schreiben, worin er ihm zur Rückkehr Glück wünschte, ausspricht: „Der Herr möge dir die herrliche Bekennerkrone bewahren und noch mehr verklären. Vielleicht hat er dich darum zurückkehren lassen, daß deine Verherrlichung nicht im Verborgnen geschehe, wenn du außerhalb der Gemeinde den Märtyrerlauf vollenden würdest. Ein Opfer, das allen Brüdern ein Beispiel der Treue und des Glaubens giebt, muß auch in ihrer Gegenwart dargebracht werden". Unter dem drohenden Schwert der Verfolgung hatte er den Bischofsstuhl bestiegen; so starb er auch willig den Märtyrertod durchs Schwert am 5. März 253. — Ihm folgte der Diacon Stephanus, welchen Lucius sterbend seiner Gemeinde zum Bischof empfohlen hatte. —

Wie in Rom so wüthete der Sturm der Verfolgung auch in den benachbarten zur römischen Gerichtsbarkeit gehörigen Städten. In der Hafenstadt Porto hatte schon lange eine große Anzahl von Bekennern im Gefängniß geschmachtet: unter ihnen

der greise Presbyter Hippolytus, der ein Mitglied der römischen Geistlichkeit war, ausgezeichnet durch die Gediegenheit seiner christlichen Wissenschaft, in Lehre und Schrift für die Ausbreitung und Befestigung des Evangeliums wirkend. Schwer gefesselt wurde er vor den Präfekten zu Rom geführt. Auf ihn hatten sich die Augen und der Haß der Verfolger vor allem gewendet, und lärmend schrien die verbitterten Heiden: „Seht, da kommt ein Lehrer und Haupt der Christen; wenn dieser aus dem Wege geräumt ist, wird Alles den Göttern Roms wieder opfern." Auch Hippolytus bekannte standhaft seinen Glauben. Da sprach der unmenschliche Richter das Urtheil: „Wohlan, so sterbe er denn wie Hippolytus." Er meinte den Sohn des Theseus, von welchem die Mythologie erzählt, daß er von Rossen geschleift worden und an einem Felsen zerschellt sei. Es wurden zwei wilde Pferde herbeigebracht, der Bekenner an sie gebunden und sie dann durch Schläge, Stacheln und Geschrei angetrieben. Dahin stürzten sie in ungestümen Lauf, nach sich ziehend den Märtyrer. Man hörte ihn nur noch beten: „Herr, sie reißen meine Glieder dahin, nimm du meinen Geist auf!"

Auch die wenige Jahre darauf unter Valerian (258 n. Chr.) ausgebrochene Verfolgung traf zuerst die römische Gemeinde und vor allem ihre Bischöfe und Presbyter. Schon zu Anfang der Verfolgung war der Bischof Stephanus in den Kerker geworfen worden und gestorben. Sein Nachfolger Sixtus wurde bald nach Antritt seines Amtes gleichfalls verhaftet und zum abschreckenden Beispiel für die Gläubigen auf einem Gottesacker hingerichtet. Mit ihm starben vier seiner Diaconen unter dem Henkerbeil. — Als Sixtus zum Tode hinausgeführt wurde, begleitete ihn wehklagend einer seiner Diaconen, Laurentius. Was er beklagte, war nicht dessen Hingang, sondern sein eignes Zurückbleiben. „Wo gehest du hin, Vater, ohne deinen Sohn. Du hast ja den Gottesdienst und die heiligen Sacramente nicht ohne mich gefeiert; warum soll ich nicht an der Feier deines

Sterbens Antheil nehmen dürfen?! — Sixtus erwiderte: „Ich lasse dich nicht zurück. Dir ist noch ein schwererer Kampf aufbehalten." — Schon nach drei Tagen wurde Laurentius vor den römischen Statthalter gefordert. Zunächst war es darauf abgesehen, von ihm, als dem Verwalter der christlichen Armencasse, Geld zu erpressen. „Wo sind eure Schätze, die ihr aufgehäuft habt, eure goldnen und silbernen Gefäße, die ihr dem Vernehmen nach bei euren nächtlichen Gelagen gebraucht? fragte der Präfect. Da erbat sich Laurentius eine kurze Frist und ließ alle Armen, Kranken, Wittwen und Waisen, die von der Kirche erhalten wurden, zusammenkommen, führte sie zum Präfecten und sagte: „Komm und siehe die Schätze unsres Gottes; der ganze Hof ist voll goldner Gefäße!" — Dieser als er dort nichts als arme Leute sah, hielt sich verspottet und betrogen und schäumte vor Wuth und Zorn über solche Kühnheit. Laurentius aber sprach: „Was mißfällt dir denn? Hältst du diese Schätze für gering und schlecht? Sie sind es die ich dir versprochen habe; sie sind das Gold und die Edelsteine unsrer Kirche." — Da ließ der erbitterte Präfect den treuen Glaubenszeugen auf einen glühenden eisernen Rost legen, und also langsam verbrennen. „Aber", sagt der heilige Leo von ihm, „aber die Liebe Christi in ihm konnte durch die Flamme nicht überwältiget werden; das Feuer da draußen brannte matter als das in seinem Inneren glühte." — Ehe er seinen Geist aushauchte, betete er zum Herrn, daß er doch möge in dieser Stadt Rom seinem Evangelium Bahn machen; eine Bitte die zum Theil sogleich in Erfüllung ging, indem durch den Anblick seines geduldigen Leidens Viele tief ergriffen zum Christenthum sich wandten.

Als Bekenner in einer benachbarten Gegend Italiens kann hier auch seine Stelle finden der Presbyter Felix*) zu Nola

*) Gedächtnißtag: 14. Jan. Quelle: Paulinus von Nola.

in Campanien. Neben manchem Auffallenden, das über ihn erzählt ist, und dessen Werth hier auf sich beruhen mag, wird uns ein schöner Zug aus seiner Geschichte mitgetheilt, der in seiner Einfachheit das Gepräge der Wahrheit trägt und als Probe der bewahrenden Vorsehung Gottes dient. Die Verfolgung war zu Nola, nachdem sie eine Weile geruht, mit einem Mal wieder ausgebrochen und hatte sich dießmal besonders gegen Felix gewendet. Eben war er auf der Straße, als er von dem Herannahen der Verfolger Kunde erhielt. Er wußte sich nirgends anders hinzuflüchten, als in ein altes, verfallenes, nach der Straße hin ganz offen stehendes Haus. Es schien, als ob Felix den Verfolgern gleich beim ersten Hereintreten in die Hände fallen müsse; da hatte aber in der kurzen Zwischenzeit eine Spinne die Fäden ihres Netzes über den Eingang gezogen, also daß die ankommenden Verfolger mit den Worten weiter gingen: „Hier ist er nicht, hier ist nicht einmal eine Mücke durchgekommen.“ So konnte Felix in der Nacht weiter fliehen und fand seine Bergung in einer ausgetrockneten Zisterne, wo ihm durch eine fromme, in der Nähe wohnende Frau, ohne daß diese wußte, wen sie speiste, die Nahrung dargereicht wurde. Weil Niemand eine Nachricht von ihm hatte, glaubte man ihn todt; um so größer war die Freude, als er am Ende der Verfolgung wieder hervortrat.

So war die Kirche Rom's in jenen Tagen von Bischöfen Presbytern und Diaconen geleitet, die in gleicher Weise durch ihr Leben als durch ihr Sterben missionirten, und für Christum Seelen warben. Die cathedra Petri hatte keinen andern Vorzug, als die erste Stufe zum Blutgerüste der Märtyrer zu sein. —

## 5. Die letzte Bluttaufe unter Diocletian.

Eine neue Zeit der Ruhe und des Friedens war der Kirche Christi unter dem Nachfolger Valerians, seinem Sohne Gallienus (260), angebrochen, welcher günstig und mild gegen die Christen gesinnt war. Die Verfolgung wurde auf seinen Befehl eingestellt; die Kirche erhielt als religio licita gesetzliche Anerkennung und Freiheit des Cultus und selbst das Recht, eignen Grund und Boden zu besitzen. Nur im Morgenlande, wo Macrianus zum Gegenkaiser sich aufgeworfen, wurde das Gesetz des Gallienus nicht geachtet und die Verfolgung wider das Christenthum fortgesetzt*). Aber schon im folgenden Jahre

*) Berühmt aus dieser Verfolgung ist das Martyrium des Marinus. (Eus. hist. VII, 15. 16.) Es war in dem Heere eine Hauptmannsstelle erledigt worden. Marinus, ein christlicher Krieger aus besserem Stande sollte dazu befördert werden; aber als der Oberbefehlshaber im Begriffe war, ihm das Zeichen seiner Würde, den Rebenstab, zu überreichen, trat ein anderer Krieger, einer seiner Mitbewerber, hervor und gab ihn als Christen an. Befragt über seinen Glauben, bekannte Marinus diesen ohne Zagen. Nun wurden ihm drei Stunden Bedenkzeit, Tod oder Verläugnung zu wählen, gegeben. Da eilte er zu seinem Bischof Theoctanus, um sich zu stärken. Dieser nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Gotteshaus der Gemeinde. Hier trat er mit ihm vor den Altar, und indem er mit der Hand auf sein Schwert, das er an der Seite trug, hindeutete, mit der andern ihm das Buch der heiligen Evangelien, das auf dem Altare lag, entgegenhielt, hieß er ihn wählen zwischen Beiden. Der tapfere Streiter Christi streckte seine Hand aus und ergriff die Waffe des Geistes, die heilige Schrift. Da sprach der Bischof zu ihm, feierlich bewegt: „So halte denn, o Marinus, halte fest an diesem Buche. Schöpfe Kraft aus ihm, und dann geschehe dir nach deiner Wahl! Gehe hin in Frieden!“ — Drei Stunden nachher, unter lautem Bekennen des Namens Jesu, fiel sein Haupt unter dem Schwert. Er starb freudig, ein Ritter des Evangeliums, dem er Treue bewahren wollte bis in den Tod. —

verlor Macrianus im Kampfe wider Gallienus Sieg und Leben. So ward denn das Toleranzgesetz des Gallienus im ganzen Reiche durchgeführt und auch von den meisten der folgenden Imperatoren aufrecht gehalten. Vierzig Jahre genossen die Christen ungestörte Ruhe, in welcher sich die Kirche zu nie dagewesener Blüthe entwickelte. Die Gemeinden mehrten sich in unglaublicher Weise, prächtige Kirchen wurden erbaut, Christen gelangten zu den höchsten Ehrenstellen am Hofe und im Heere. Aber freilich wirkte diese Zeit der äußeren Ruhe auch wieder erschlaffend auf das Glaubensleben vieler Christen, bis die letzte große Prüfung und Sichtung, zugelassen von der Hand des Herrn, über die Kirche hereinbrach; eine Bluttaufe, die offenbaren sollte, ob die Kirche noch getauft und erfüllt sei mit dem Geiste des Glaubens, mit dem Geiste der ersten Zeugen.

Im Jahre 285 n. Chr. hatte Diocletian nach Ermordung seiner Vorgänger, der beiden Söhne des Carus, von den Kriegsobersten gewählt, den blutbedeckten Imperatorenstuhl des römischen Reichs bestiegen. Obwohl von dem Geiste des alten Römerthums beseelt und der neuen Religion keineswegs zugeneigt, hatte er doch in der ersten Zeit seiner Regierung der Ausbreitung des Christenthums keine Hemmnisse in den Weg gelegt, sondern duldete die Christen selbst am kaiserlichen Hofe. Der Oberkämmerer Lucianus war hier ein eifriger Prediger des Evangeliums. Viele Hofleute hatten sich bekehrt, unter ihnen besonders Dorotheus und Gorgonius, ausgezeichnet durch ihre hohe Stellung und die Gunst des Kaisers. Selbst Diocletians eigne Gemahlin, Prisca und seine Tochter Valeria hielten sich insgeheim zu dem christlichen Gottesdienste.

Dagegen war ein mächtiges Organ der heidnischen Reaction, welche noch einmal einen blutigen Vertilgungskampf wider das Christenthum zu führen entschlossen war, der Schwiegersohn Diocletians, der Cäsar Galerius, welcher mit einem Theile

der kaiserlichen Herrschaft betraut, zu Nicodemia in Kleinasien am Marmarameer sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Den Haß gegen den neuen Glauben, die Anhänglichkeit an den Götzendienst hatte er schon in frühster Jugend von seiner Mutter Romula, einer bigotten Heidin, eingesogen, und die heidnischen Priester thaten das Ihrige, diesen Haß in Galerius noch mehr zu schüren und zu nähren. Die christliche Sitte des Kreuzeszeichens gab ihnen dazu erwünschten Anlaß. Wenn nämlich im Lager die heidnischen Opfer gebracht wurden, um die Gunst der Götter zu erflehen, so pflegten die anwesenden christlichen Krieger das heilige Zeichen des Kreuzes über sich zu machen, gleichsam um sich vor den im Heidenthum waltenden dunklen Mächten zu schirmen. Die Heidenpriester redeten nun dem abergläubischen Galerius ein, jenes verhaßte Kreuzeszeichen halte die Götter ferne von dem Opfer und entziehe ihre Huld dem Heere, daher auch der Sieg die kaiserlichen Adler fliehe. Da bewog Galerius den Kaiser zu dem Befehl, daß alle Christen am Hofe und im Heere opfern sollten. Die sich weigerten, sollten entlassen und mit Geißelhieben bestraft werden*). Dies war das erste Vorzeichen der Verfolgung. Die Verfolgung selbst brach erst aus, als bei einer Zusammenkunft des Galerius und Diocletian zu Nicomedien (203) es gelungen war, den letzteren zu entscheidenden Maßregeln gegen die Christen zu bewegen.

*) Schon dieser Befehl kostete einzelnen Christen, deren kühne Weigerung zu opfern als Majestätsbeleidigung gedeutet wurde, das Leben. So erhob sich zu Tanger in Afrika der Hauptmann Marcellus beim Opfermahl, warf Waffen und Ehrenzeichen weg und rief: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf als Soldat euren Imperatoren zu dienen. Ich mag nicht eure hölzernen und steinernen Götter anbeten, da sie nur taube und stumme Götzen sind. Wenn der Kriegerstand nöthigt den Göttern und dem Kaiser zu opfern, so werfe ich Stab und Wehrgehänge hin und entsage den Fahnen.“ — Sogleich ward er verhaftet und als Lästerer der Götter und des Kaisers zum Tode verurtheilt. —

Es war am Festtage des Gottes Terminus, am 23. Februar 303 n. Chr., einem Hauptfeste der Heiden, als mit dem ersten Tageslichte ein Oberster mit einer Schaar von Kriegern vor der christlichen Kirche zu Nicomedia erschien, einem großen stattlichen Gebäude, welches sich dem kaiserlichen Palaste gegenüber auf einem Hügel erhob. Die Thüre ward erbrochen und die feindliche Rotte ergoß sich in die stillen Räume des Heiligthums, in welchem seither nur die Gebete und Lobgesänge der Gläubigen erschollen waren. Vergebens suchte man nach einem Bilde der Gottheit. Nur die heilige Schrift wurde gefunden und ins Feuer geworfen; die Kirche wurde der Plünderung preisgegeben und dann von den Soldaten der kaiserlichen Leibwache demolirt und dem Erdboden gleich gemacht. Von ihrem Palaste sahen Diocletian und Galerius dem Zerstörungswerke zu.

Am folgenden Tage wird ein Edict des Kaisers angeschlagen, das den Untergang der Kirche herbeizuführen bestimmt scheint. Furchtbar ist sein Inhalt. Alle gottesdienstlichen Versammlungen der Christen werden verboten. Die Kirchen sollen geschlossen, die heiligen Bücher sollen verbrannt werden. Die Christen verlieren alle Ehrenstellen und Ehrenrechte. Christlichen Sclaven wird die Hoffnung auf Freilassung entzogen. Ein Christ vornehmen Standes geht vorüber. Hingerissen von falschem Eifer reißt er den Anschlag ab, bittere Worte ausstoßend gegen den Kaiser, der seine eignen Unterthanen behandle wie Gothen und Sarmaten. Das kecke Wort muß mit dem Tode gebüßt werden.

Das strenge Gesetz ward nun im ganzen Reiche verkündet und bald, nachdem aufrührerische Bewegungen in Armenien und Syrien, sowie eine wiederholt im kaiserlichen Palaste ausgebrochene Feuersbrunst zu weiteren Verdächtigungen Anlaß geboten, durch noch grausamere Edicte verschärft. Nach ihrem Wortlaut sollten alle Christen zum Opfer gezwungen, die Geistlichen in den Kerker geworfen und die Bekenner gefoltert werden. Das Todes=

urtheil war nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber das gleichsam mit blutigen Dolchen, wie Constantin sagte, geschriebene Edict ließ der Grausamkeit der Henker nur noch viel größeren Spielraum.

Schon in Folge der ersten Verordnungen wurden nicht nur die Kirchen zerstört, das Kirchengut confiscirt, die heiligen Bücher auf öffentlichen Märkten verbrannt, sondern bald füllten sich die Gefängnisse so sehr mit standhaften Bekennern, daß kein Raum mehr für die andern Verbrecher war. Die meisten Bekenner endeten langsam unter den furchtbaren Händen ihrer Peiniger. Die gewöhnlichen Foltern genügten nicht mehr. „Nicht wenn ich hundert Zungen hätte," sagt Lactantius*), und einen hundertfachen Mund und eine eherne Stimme vermöchte ich alle die Schandthaten, die vielgestaltigen Martern und Qualen zu schildern, welche die Gerichte der Provinzen über Schuldige und Unschuldige verhängten." — „Die Mordschwerter selbst," schreibt Eusebius, „wurden zuletzt stumpf und zerbrachen; die Henker mußten sich vor Erschöpfung gegenseitig ablösen". —

Diocletian zeigte an seinem eigenen Hoflager mit furchtbarer Klarheit, wie er es mit der Ausführung seiner Edicte gehalten wissen wollte. Er zwang seine Tochter und seine Gemahlin zum Opfern und gebot dieses ohne Ausnahme allen Christen seines Hofes. Mehrere der angesehensten kaiserlichen Diener, unter ihnen Petrus, Dorotheus und Gorgonius erlitten den Märtyrertod; „sie die," wie Eusebius sagt, früher von ihren Herren (den Augusten und Cäsaren) mit dem höchsten Grade der Ehre waren begnadigt und wie Söhne waren gehalten worden, die aber nun die Schmach Christi und die vielfachen neuen wider sie ersonnenen Todesarten um des Evangeliums willen für einen größeren Reichthum hielten als weltliche Ehre und Genüsse".

---

*) Lactantius de morte persecutorum c. 16.
Euseb. hist. eccl. VIII, c. 6.

Der Bischof Anthimus zu Nicomedia wurde enthauptet, die Gläubigen der Stadt schaarenweise mit dem Schwerte niedergehauen, auf Scheiterhaufen verbrannt oder in Nachen gesetzt und ins Meer gesenkt. Dem Beispiele des Kaisers folgten die Statthalter. Die Verfolgung erstreckte sich über das ganze römische Reich, nur Gallien und Britannien ausgenommen, wo der milde Constantius regierte; „vom Morgen bis zum Abend", sagt Lactantius, „wütheten drei Ungeheuer von schrecklicher Wildheit". Während in dem Abendlande die Verfolgung mit der Thronentsagung Diocletians aufhörte, war diese im Morgenlande das Signal zu neuen Gräuelthaten. Die Todesart war durch das Edict ganz dem Gutbefinden der Statthalter überlassen. Einige tödteten ohne vorherige Marter, weil sie es aufgaben, den Muth der Bekenner zu erschüttern. Andre hatten sich entschlossen, nicht zu tödten, sondern nur zu martern, und diese sieht Lactantius als die schlimmsten an. Einige wütheten, um sich die Gunst des Augustus zu erwerben, Andere um ihre eigene Blutgier und ihren Haß zu befriedigen. Am furchtbarsten wüthete die Verfolgung in Kleinasien, Nordafrika und Aegypten. — In Galatien hatte der Statthalter Theotecnus dem Kaiser versprochen, wenigstens in seiner Provinz das Christenthum völlig zu vernichten. Der Pöbel konnte hier ungestraft in die christlichen Häuser einbrechen, die Bewohner derselben mißhandeln und nehmen, was ihm beliebte. — Viele Christen flohen in die Gebirge und Einöden, wo sie sich in Höhlen verbargen und von Wurzeln und Kräutern nährten. — In dieser Zeit der allgemeinen Verfolgung nahm sich besonders ein christlicher Schenkwirth Theodotus in Ancyra, der Hauptstadt von Galatien, der bedrängten Brüder an; er unterstützte die Flüchtlinge, diente den Bekennern in den Gefängnissen und begrub die Leiber der Märtyrer, obgleich es bei Todesstrafe verboten war. Sein Gasthaus wurde eine Zufluchtsstätte der verfolgten Christen, wo ihnen Nahrungsmittel ausgetheilt und

ohne allen Gewinn verkauft wurden, ein Bethaus, wo sie sich zum Gottesdienste versammelten und mit dem Brod und Wein aus des Theodotus Vorrath das Abendmahl feierten, ein Krankenhaus für die Schwachen und Gebrechlichen, ein Pilgerhaus für die Fremdlinge und Flüchtlinge unter den Christen; und dabei entzog sich Theodotus den Augen der Heiden so wenig, daß er im Gegentheil bei jeder Gelegenheit dem Herrn Christo öffentlich die Ehre gab.

Seine unermüdete Sorge für die Beerdigung der Märtyrer brachte auch ihm den Märtyrertod. Nach den ausgesuchtesten Martern und Qualen, mit denen man seinen Leib zerfleischt, zerschlagen und auf glühenden Steinen verbrannt, wurde er auf den Richtplatz zur Enthauptung geführt. Dort dankte er laut vor allen Zeugen dem Herrn, der ihn in seinen Leiden gnädig gestärkt und erwählet hatte, ein Bürger des himmlischen Jerusalems zu werden. Er betete aber auch zu ihm, daß er sich seiner hart bedrückten Kirche erbarmen, der Verfolgung ein Ende machen und Frieden schenken möchte. Zu den ihn begleitenden Christen sagte er: „Weinet nicht, sondern preiset den Herrn, durch den ich meine Laufbahn vollende und den Feind besiege. Bin ich droben bei ihm in dem Himmel, so will ich vertrauensvoll für euch beten!“ Darauf empfing er mit Freuden den Todesstreich.

In Cilicien zeichneten sich durch ihre freudige Standhaftigkeit unter den gräßlichsten Martern die Christen Tharacus, ein sechzigjähriger Greis, der früher im Heere gedient, aber nach den Edicten des Kaisers den Waffen entsagt hatte; Probus, ein begüterter Landmann und Andronicus, ein Jüngling aus einer der vornehmsten Familien in Ephesus, aus. Halbtodt, verstümmelt und geschunden durch lange entsetzliche Folter, ihrer Füße nicht mehr mächtig, wurden sie in der Arena den wilden Thieren vorgeworfen. Aber ein solcher Anblick war selbst den Zuschauern der blutigen Spiele zu viel. Es erhob sich ein lautes

Murren. Viele aus der versammelten Menge verließen voll Unwillen über die Grausamkeit des Statthalters das Amphitheater. — In einem Städtchen Phrygiens hatten sämmtliche Einwohner das Christenthum angenommen. Es wurde von Soldaten umringt, angezündet und mit allen Einwohnern, Kindern und Erwachsenen, verbrannt. Aus den Flammen heraus hörte man die Gesänge der Christen, mit denen sie dem Tod entgegengingen und ihre Seelen in die Hände des Herrn befahlen. Zu Cäsarea in Cappadocien lebte damals der Hauptmann Gordius. Als dieser das Elend und den Jammer der Verfolgung mit ansehen mußte, „da man selbst mit der Jugend kein Mitleid und vor dem Alter keine Ehrfurcht hatte, und die Unschuld die Strafe des Verbrechens erleiden ließ," schied er von Ehre und Ansehen, von Hab und Gut, von Freunden und Verwandten und ging in die Einöde. Lieber wollte er mit den wilden Thieren zusammen wohnen, als die Frevel der Götzendiener mit ansehen. Hier vertiefte er sich, „durch den rechten Lehrmeister," wie Basilius sagt, „den heiligen Geist unterwiesen," in die Betrachtung der Geheimnisse des Glaubens. Bald aber erwachte in seinem Herzen ein heißer Drang, der ihn nicht länger in der Verborgenheit ließ. Er beschloß als ein Streiter des Glaubens mitten unter die Heiden zu treten. — Es war am Festtage des Gottes Mars. Die Knechte feierten von ihrer Arbeit. Alles hatte sich in dem Circus versammelt, in welchem feierliche Roßspiele gehalten wurden. Da erschien plötzlich Gordius in dem Amphitheater. Niemand kannte anfangs den seltsamen Fremdling. Der Aufenthalt in der Wüste hatte sein Aussehen verwildert. Zerrissen hingen die Kleider um die abgezehrte Gestalt. Mit struppigem Bart und Haupthaar, in der Hand einen Stab, stand er da. Aber der Heldenmuth der Seele leuchtete aus seiner Erscheinung. Er stand da wie ein Prophet des Herrn. Mit lauter Stimme zeugte er öffentlich vor allem Volk von dem Heiland. Er wurde erkannt und verhaftet.

Auf die Drohungen des Statthalters erwiderte er: „Alle deine Peinigungen sind mir nur ein seliger Gottessame, von dem werde ich Unsterblichkeit und ewige Freude ernten.“ — Das Todesurtheil wurde über ihn ausgesprochen und sogleich vollstreckt. Sein Angesicht aber strahlte vor Freude, wie wenn er nicht den Händen der Henker, sondern denen der Engel entgegen gehe. „Und schon harrten ja auch“, sagt Basilius, „seiner die seligen Geister; sie kamen in festlichem Zug, die befreite Seele heimzuholen, sie zu tragen in die ewige Gottesstadt, wo sie einst den Lazarus hingetragen.“ —

Zu Antiochia in Syrien litt schon nach der Publication des ersten kaiserlichen Edicts Romanus, Diacon und Exorcist der Gemeinde zu Cäsarea. Er kam gerade nach Antiochia, als dort die Gotteshäuser der Christen zerstört wurden. Er sah viele Männer, Weiber und Kinder den Götzentempeln zueilen, um zu opfern. Ihn ergriff der Anblick. Mit dem Flammeneifer eines Mattathias strafte er die Abtrünnigen. Er wurde ergriffen und ihm die Zunge ausgeschnitten. Nachdem man ihn darauf noch im Gefängniß lange hatte martern lassen, wurde er erdrosselt.

Christliche Frauen und Jungfrauen hatten nicht selten noch Schwereres zu erdulden, als Folter und Tod. Manche zogen daher den freiwilligen Tod einer zu erduldenden Schmach und Befleckung des Fleisches vor. So befand sich in der späteren Zeit der Verfolgung eine fünfzehnjährige christliche Jungfrau, Pelagia, allein in ihrem väterlichen Hause. Alle ihre Angehörigen waren entflohen, sie aber verhindert worden, deren Flucht zu theilen. Plötzlich drang eine Schaar Soldaten in das Haus und hieß sie ihnen vor den Richterstuhl folgen. Sie begehrte die Erlaubniß, nur noch in dem andern Zimmer die Gewande zu wechseln, um mit Anstand vor der Obrigkeit zu erscheinen. Sie kleidete sich in ihren schönsten Schmuck, stieg auf das Dach des Hauses und stürzte sich in die Tiefe hinab. — Einen gleichen

Tod suchte und fand mit ihren beiden Töchtern, blühenden Jungfrauen, Domina, die christliche Gattin eines vornehmen Heiden in Antiochien. Um des Evangelii willen mit ihren Töchtern verhaftet und von den Soldaten weggeführt, benutzte sie einen unbewachten Augenblick und stürzte sich mit ihren Töchtern in den nahen Strom. —

In Alexandrien wurde Theodora, eine christliche Jungfrau, schön von Gestalt, noch schöner durch die Reinheit ihrer Gott geweihten Seele, um ihres Glaubens willen vor den Statthalter geführt. „Weß Standes bist du?" redete sie dieser an. — „Eine Christin" erwiderte die Jungfrau. — „Bist du eine Freie oder eine Sclavin?" fragte er weiter. — „Ich bin eine durch Christum Befreite, aber auch dem Leibe nach bin ich von freien Eltern." — Vergebens suchte er sie zum Opfer zu bewegen; da drohte er, sie in ein Haus der Unzucht führen zu lassen. Theodora antwortete: „Du weißt ja wohl, daß Gott auf den Willen schaut, was durch Zwang geschieht, ist Gewalt und nicht Unzucht dem, der da leidet." Der Statthalter gab ihr drei Tage Bedenkzeit. Am vierten Tage ließ er sie wieder vor sich führen und erneute seine Drohung. Aber mit gläubigem Vertrauen erwiderte die Jungfrau: „Mein Herr Christus vermag es, seine Magd zu bewahren als ein unbeflecktes Lamm. Er der ins Verborgene schaut und Alles weiß, ehe es geschieht, hat mich bis auf den heutigen Tag beschirmt und behütet; er wird mich auch ferner vor unreinen frevelnden Menschen in Schutz nehmen." — Ungerührt durch solchen Glauben ließ der Statthalter seine Drohung ausführen. Betend warf sich die Jungfrau in dem Haus der Schande auf die Kniee nieder und übergab sich in die Hände dessen, der allein sie retten konnte. Da nahte ihr ein Mann in Kriegertracht. Angstvoll schrak sie zusammen. Bald aber verwandelte sich ihr Schrecken in freudigen Dank. Es war der Christ Didymus. „Fürchte nichts, Schwester," redete er ihr zu, „von außen ein

Wolf bin ich inwendig ein Lamm. Im Geiste dein Bruder bin ich gekommen, dich zu befreien, zu retten das Eigenthum meines Gottes, dich, seine Magd, seine Taube. Tauschen wir das Gewand, dann gehe hinaus!" Sie wechselten die Kleider, Theodora eilte hinaus mit tief eingedrücktem Hute und entrann. Nach einer Stunde trat ein Anderer in die Kammer, geführt von wilder Lust. Wie bestürzt war er, als er gewahrte, daß ein Mann statt des Mädchens da war. Didymus erzählte, was er gethan, wie er die Jungfrau befreit hätte. Vor den Richter geführt, wiederholte er sein Geständniß, bekannte mit Freudigkeit seinen Glauben und ward zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn nach dem Richtplatze. Da eilte Theodora herbei. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, den Beschützer ihrer Unschuld für sich getödtet zu sehen. Sie verlangte, daß man nicht an Didymus, sondern an ihr die Todesstrafe vollziehe. „Wohl habe ich eingewilligt," sprach sie zu diesem, „als du meine Ehre zu retten dich anbotest, nicht aber sollst du der Stellvertreter meines Todes sein. Ich floh die Schande, nicht den Tod." — Da ließ der heidnische Richter beide miteinander zur Hinrichtung abführen. — Ihre Häupter fielen durch das Schwert des Henkers, und vereint gingen ihre Seelen zu dem Throne Gottes.

Wie Frauen mit Männern, so wetteiferten auch einfache Landleute mit hochgepriesenen Bischöfen und Lehrern im heiligen Glaubenskampfe um die Märtyrerkrone. Ein solcher einfacher Landmann aus einem Dorfe nahe bei Antiochien, arm an irdischer Wissenschaft und von unbeholfener Sprache, aber von einem Glaubensmuthe, der nicht wankte*), war Barlaam, der zu dieser Zeit zu Antiochien den Märtyrertod gestorben ist. Von den Heiden mit Gewalt vor den Altar geschleppt, wurde ihm, wie vielen Bekennern, die sich zu opfern geweigert, die Hand mit

---

*) Basil. Magn. hom. XVIII de Barl. mart.

Weihrauch angefüllt über die Opferflamme gehalten. Aber der Glaube gab dem Märtyrer die bewundernswerthe Seelenkraft eines zweiten Mucius Scävola; um selbst die Huldigung den Götzen nicht zu gönnen, hielt er die Hand fest und unbewegt, bis sie und in ihr der glimmende Weihrauch verbrannt war. Mit diesem Sinne und in solcher Treue starb er auch.

Der berühmteste unter den Antiochischen Blutzeugen, durch sein der Wissenschaft geweihtes Leben wie durch sein heldenmüthiges Martyrium, ist der Presbyter Lucianus. Einer der Stammväter der später so berühmten antiochenischen Schule, ein Mann von der umfassendsten Gelehrsamkeit, hatte er sich besonders durch seine tiefe Kenntniß der heiligen Schrift ausgezeichnet. deren hebräische Bücher er in das Griechische übersetzte. Er wurde nach Nicomedia geführt, wo Maximius, der Mitregent Diocletians, sich damals aufhielt, und überreichte diesem hier eine Apologie des christlichen Glaubens. Aber was half diese bei einem Herrscher, der nicht einmal lesen konnte. Er wurde in einen finstern Kerker geworfen und durch Vorenthaltung aller anderen Speisen, als die von Götzenopfern, die er nicht berühren konnte, mannigfach gepeinigt. Seine Freunde wünschten ihm vor seinem Tode eine nochmalige Abendmahlsfeier möglich zu machen. Einen Tisch in's Gefängniß zu bringen, ging der Heiden wegen nicht an. Da sagte Lucian: „Meine Brust soll der Tisch sein; darauf setzt Brod und Wein und stellet euch um mich, mein Gefängniß ist ja heute eine Kirche.“ Am folgenden Tage starb er den Märtyrertod.

Unter den Bekennern Palästina's, welche die Verfolgung mit der blutigen Krone schmückte, gedenkt Eusebius in besonderer Liebe und Verehrung des Presbyters Pamphilus aus Cäsarea, eines Mannes von hervorragender Gelehrsamkeit, eines Schülers des großen Origenes, dem Eusebius seine christliche und wissenschaftliche Bildung verdankte. Er hatte sich das

Studium der heiligen Schrift zu seiner Lebensaufgabe gewählt und in Cäsarea eine christliche Bibliothek gegründet, die für die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen die segensreichsten Früchte trug. — Als die Verfolgung ausbrach, traf Pamphilus das Loos vieler seiner Glaubensgenossen; er wurde ergriffen, gefoltert und in den Kerker geworfen. Seinen Kerker theilte mit ihm Eusebius, der Geschichtsschreiber der christlichen Kirche, als Schüler und vertrauter Freund. Nach zweijähriger Kerkerhaft wurde er zum Tode verurtheilt; mit ihm starb Porphyrius, ein Sclave des Bekenners, ein Jüngling von 18 Jahren, dem er nicht nur wissenschaftliche Bildung, sondern auch eine glühende Liebe zu seinem Heiland mitgetheilt hatte. Der Diener hatte im Voraus um den Leichnam des geliebten Herrn gebeten, der ihm ein zweiter Vater geworden, und starb dafür einen muthigen Märtyrertod in den Flammen; auch andere Christen, welche ihre Theilnahme herbeigeführt, unter ihnen ein Krieger Seleucus und selbst ein Diener des Statthalters, der greise Theodulos, wurden Leidensgenossen des Bekenners. Ein Kranz von Märtyrern umgab den Pamphilus, als er sein Leben in Christo durch den Tod verherrlichte.

Den blutigsten und grausamsten Charakter nahm die Verfolgung in Aegypten an. Hier litten unzählige Märtyrer von jedem Alter und Geschlecht. Petrus, Bischof von Alexandria, den Eusebius einen der ehrwürdigsten Diener der christlichen Religion nennt, seine Presbyter Faustus, Dius und Ammonius und fünf andere Bischöfe errangen die Märtyrerkrone. Viele flohen aus Aegypten in andere Provinzen; nicht Wenige fanden indeß auch in der Fremde den Märtyrertod. Fünf solcher ägyptischen Flüchtlinge sah Eusebius zu Tyrus leiden. Sie hatten die Geißel standhaft ausgehalten und wurden im Circus den wilden Thieren ausgesetzt. Leoparden, Bären und wilde Stiere wurden gegen sie losgelassen. Als aber die Thiere

wie in heiliger Scheu vor den Bekennern zurückwichen, wurden sie mit dem Schwert getödtet und ins Meer geworfen. Viele der Bekenner wurden auf Scheiterhaufen verbrannt, Andere zu Tode gefoltert, Andere erlagen dem Hungertode, Andere wurden an's Kreuz geschlagen, Manche mit dem Kopfe nach unten. Viele wurden auch zur Arbeit in die Bergwerke verurtheilt und verwiesen, nachdem man ihnen das rechte Auge ausgebrannt und das linke Knie gelähmt. Die Marmorgruben von Porphyritis in Oberägypten, die Erzgruben von Palästina und Cilicien waren von zahlreichen Schaaren gefangener Christen angefüllt. „Da sie verzweifelten," berichtet Eusebius, „die Qualen höher treiben zu können, müde des Mordens und satt des Vergießens von Blut, war die letzte der Drangsale, daß sie auf das fielen, was sie noch für Gnade und Menschlichkeit hielten*)". —

In Nordafrika zielte die Verfolgung insbesondere auf Ueberlieferung und Vernichtung der heiligen Schriften; man hoffte damit am sichersten das Christenthum auszurotten. Wohl fehlte es auch in den Gemeinden nicht an Solchen, die das Heiligthum ihres Glaubens preisgaben (Traditores). „Sowohl Christen aus dem Laienstande", schreibt Optatus, „wie auch Geistliche und Bischöfe, die Anderen hätten Führer sein sollen, waren untreu genug, die Urkunden des göttlichen Wortes auszuliefern, um sich dadurch einige Augenblicke dieses unsicheren Lebens zu erkaufen, dabei aber des ewigen Lebens verlustig zu gehen". — Doch Viele gaben lieber ihr Leben in einen schmachvollen schmerzlichen Märtyrertode, als die heiligen Schriften dem Spott und der Vernichtung preis. „Warum willst du sie nicht ausliefern?" fragte man den Euplius, einen sicilischen Märtyrer. „Weil ich ein Christ bin," antwortete er; „das ewige Leben ist darinnen, und wer sie dahin giebt, der verliert das ewige

*) Euseb. hist. eccl. VIII, 12.

Leben." — Als der Befehl, die heiligen Schriften auszuliefern, nach Tibiura (einer Stadt in Nordafrika) kam, war der Bischof Felix gerade abwesend. Der Stadtbeamte ließ einen Presbyter und zwei Lectoren der Christengemeinde vor sich kommen und verlangte ihre göttlichen Bücher. Sie antworteten: Der Bischof habe sie in Verwahrung. Damit gab er sich zufrieden und wartete bis zu dessen Ankunft. Felix verweigerte ihm standhaft die Auslieferung. „Hier ist mein Leib," sprach er, „verbrenne ihn; aber die Bücher, in welchen die Reden und Thaten des Herrn niedergelegt sind, werde ich dir nicht zum Verbrennen überliefern." Da er auf seiner Weigerung beharrte, wurde er zu dem Präfect des Prätoriums nach Apulien gebracht. Dieser fragte ihn: „Warum er denn die heiligen Schriften nicht ausliefere, und ob er vielleicht keine habe?" Offenbar wollte er ihm das Letztere in den Mund legen. Aber Felix hielt es für besser, als Märtyrer zu sterben, denn als Lügner zu leben. Er bekannte unerschrocken: „Ich habe sie, aber ich überliefere sie nicht." — Nun wurde er zum Tode verurtheilt. Auf dem Richtplatz angelangt, betete er mit lauter Stimme: „Ich danke dir, o Herr Jesus Christus, daß ich sechsundfünfzig Jahre lang Kraft und Gnade hatte, wandeln zu können gemäß deinem Evangelium und predigen zu können deine Wahrheit. Für dich, Herr des Himmels und der Erde, beuge ich mein Haupt und empfahe den Todesstreich. — Er reichte darauf seinen Nacken dem Schwerte dar.

Zahlreich sind die Bibelmärtyrer überhaupt in der nordafrikanischen Kirche. Nicht nur viele Geistliche, sondern auch ganze Gesellschaften von Laien, Männer und Frauen, wurden bei ihren Zusammenkünften, um die Bibel zu lesen, durch Soldaten aufgehoben und gefangen genommen. Ein Laie, der selbst keine Bibel hatte, legte doch das schöne Bekenntniß ab: „Wir sind allezeit zusammengekommen, um die Schriften des Herrn zu lesen;"

und zahllose starben den Märtyrertod, weil sie die Bibel nimmermehr ausliefern wollten. —

Zu Abitina hatte der Bischof Fundanus die heiligen Bücher ausgeliefert. Mit um so größerem Muthe war aber bei dieser Feigheit der Presbyter Saturninus an die Spitze der Gläubigen getreten. Da die Kirche verschlossen war, hielt er hin und her Gottesdienst in den Häusern. Eines Sonntags hatte sich eine kleine, dem Herrn treu gebliebene Schaar in dem Hause des Octavius Felix versammelt, als sie plötzlich von Soldaten überrascht und aufgehoben wurde. Saturninus, vier seiner Kinder, darunter sein jüngster Sohn, der noch ein Knabe war, nebst vielen anderen Gläubigen, Männern und Frauen, wurden gefangen und schwer gefesselt nach Carthago geführt. Unterwegs sangen sie Loblieder zur Ehre des Herrn. Vor den Statthalter geführt, wurden sie, um ein Geständniß bezüglich der heiligen Schriften zu erlangen, schmerzlich gefoltert. Einer unter ihnen, Emeritus, gefragt, ob er Schriften habe, aus denen sie gelesen, antwortete: „Wohl habe ich solche, aber in meinem Herzen sind sie versiegelt.“ — Ein Anderer betete unter den Martern: „Ich danke dir, du Gott des Reiches. Schon sehe ich das Reich, das ewige Reich, das Reich, das niemals vergehen wird. — Herr Jesus Christus, dein sind wir, dir dienen wir, auf dich setzen wir unsere Zuversicht!“ — Unter den Bekennern war die Jungfrau Victoria. Vergebens bot ihr heidnischer Bruder Alles auf, sie zur Verleugnung zu bewegen und zu retten. Sie sprach: „Ich bin eine Christin und die sind meine Brüder, die die Gebote Gottes halten.“ — Zwei der Bekenner waren schon unter den Martern erlegen, mehrere starben in Folge derselben; den Anderen sprach der Statthalter das Todesurtheil.

Unter den römischen Märtyrern leuchten uns die Namen eines Sebastianus, des Hauptmanns von der Leib-

wache*), welcher auf sein christliches Bekenntniß an eine Säule gebunden, von den Pfeilen seiner Kriegsgenossen durchbohrt, den Tod für Christum starb, sowie des Schauspielers Genesius, der mitten unter der Verspottung der christlichen Taufe auf der Bühne von der göttlichen Gnade ergriffen, zu dem Namen Christi, als seines Erlösers, sich bekannt hatte, sowie der Jungfrauen Soteris, einer Verwandten des Ambrosius, Agnes, Susanna und Rufina entgegen. — Die heilige Agnes, deren Märtyrertod der lateinische Dichter Prudentius für alle Zeiten verherrlicht und besungen hat, ist eine der reinsten und lieblichsten Blüthen im Märtyrergarten der Kirche der ersten Jahrhunderte. Einem edlen römischen Geschlecht entsprossen, hatte die dreizehnjährige Jungfrau Christum, ihren Herrn, schon mit jener ungetheilten innigen Liebe umfaßt, die nichts mehr weiß noch wissen mag, als Ihn allein, und durch ihr offenes Zeugniß der Wahrheit die Aufmerksamkeit des heidnischen Stadtpräfecten Symphronius auf sich gezogen. Nach vergeblichen Versuchen, zum Abfall vom Christenthum sie zu bewegen, ließ er ihr die Wahl, entweder durch ein den Göttern gebrachtes Opfer dem Christenthum zu entsagen oder sich auf das Loos einer öffentlichen Preisgebung gefaßt zu halten. — Bei ihrer entschiedenen Weigerung, ihren Glauben zu verleugnen, wurde die Drohung auch ausgeführt und die Jungfrau an der Ecke einer volkreichen Straße ausgestellt. Da stand sie wie ein stilles Opfer, aber getrost in Gott, der sie auch mitten unter der

---

*) Durch sein muthiges Zeugniß von Christo war eine große Anzahl der vornehmsten Heiden aus der Umgebung des kaiserlichen Hofes für Christum gewonnen worden, welche in der Wohnung eines kaiserlichen Kämmerers auf dem palatinischen Hügel ihre heimlichen Gottesdienste feierten, endlich aber auch ergriffen und getödtet wurden. Sebastian erhielt für seinen heldenmüthigen Glaubenseifer den in späteren Jahrhunderten oft wiederkehrenden Titel „Vertheidiger der Kirche.“

an ihr vorüber wogenden Menge wie eine Heilige rein und unverletzt vor jeder Anfechtung bewahrte. Hierauf vom Präfecten als eine „Verächterin der Götter" zum Tode verurtheilt, ging sie freudig, wie zu einem Ehrenthrone zum Blutgerüst und senkte das Haupt im stillen innigen Gebete zum ersehnten Todesstreich. Ihre Eltern, durch sie dem Herrn zugeführt, wachten öfters ganze Nächte in wehmüthiger Erinnerung bei dem Hügel der Verklärten und wurden daselbst einst — so lautet die kirchliche Sage — eines lieblichen Gesichts gewürdigt. „Eine Jungfrauenschaar in golddurchwirkten Lichtgewändern schwebte vor ihnen nieder, und unter den leuchtenden Gestalten erschien auch Agnes ein weißes Lamm an ihrer Seite, mit der Versicherung ihrer unaussprechlichen Seligkeit die tiefgebeugten Eltern tröstend. Von da an ward es kirchlicher Brauch, die heilige Agnes mit einem Lamme zur Seite abzubilden. „Sehet einen Glauben," ruft von ihr Ambrosius, „über die Jahre, eine Tugend über die Natur hinaus. Sie, die noch nicht weiß, was Sterben sei, ist schon bereit zum Sterben, sie, die das Leben kaum gekostet, giebt es dahin, als hätte sie es schon erschöpft. — In einem Opfer habt ihr ein zweifaches Märtyrium, das der Jungfräulichkeit und das des Glaubens." —

Ströme von Blut waren seit dem Erlaß der Diocletianischen Edicte vergossen. Nach dem nicht unglaublichen Berichte eines Pontificales sollen allein in den ersten Monaten der Verfolgung gegen 15000 Bekenner um des Namens Jesu willen getödtet worden sein. Die Gemeinden waren auseinander gesprengt, ihre besten Glieder theils ermordet, theils in die Kerker und in die Bergwerke geschleppt, theils in die Berge und in die Einöden geflüchtet, theils still und stumm unter der Geißel der Verfolger. Das Christenthum schien vernichtet oder wenigstens für Jahrhunderte zurückgedängt. Schon triumphirten die Feinde. Schon ließ Diocletian Denkmünzen prägen mit seinem Bild und der Um-

schrift: „der den christlichen Aberglauben ausgerottet und die Anbetung der Götter wiederhergestellt*)". — Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, der Herr spottet ihrer. —

## 6. Der Sieg des Christenthums.

Das Heidenthum der alten Welt hatte den letzen Kampf wider die neue Religion der neuen Welt geführt; in dem Kampfe selbst, in dem fieberhaften Wüthen gegen das Christenthum war seine Kraft gebrochen; der Sieg Christi und seiner mit ihm duldenden und sterbenden Kirche war unaufhaltsam.

Müde der schweren Regierungslast hatte Diocletian schon 305 n. Chr. die Krone niedergelegt und sich in die ländliche Stille seines Palastes zu Salona in Dalmatien zurückgezogen. Die Kaiserwürde mit dem Titel eines Augustus ging an Galerius und Constantius über. Zu Cäsaren wurden ernannt Severus im Abendlande, Maximinus im Morgenlande. Kaum war Constantius zur Machtvollkommenheit gelangt, als er auch die Verfolgung in seinen Ländern ganz aufhob und den Christengemeinden alle eingezogenen Kirchen und Güter zurückgab. Auch Severus, als Cäsar von ihm abhängig, ahmte seine Milde nach. Der Friede war dadurch für die Kirche des Abendlandes wieder hergestellt. — Dagegen setzte im Morgenlande Galerius, unterstützt von dem rohen fanatischen Maximin, die Verfolgung mit nur um so größerem Eifer fort, bis die Hand des Herrn ihn mitten in seinem Wüthen gegen die Kirche Christi ereilte. Von einer überaus schmerzlichen und schreckhaften Krankheit überfallen,

---

*) Superstitione Christianorum ubique deleta et cultu Deorum propagato. — Amplificato per orientem et occidentem imperio Romano et nomine Christianorum deleto, qui rempublicam evertebant. — Grut. inscript. tot. orb. Rom,

die seine Eingeweide verzehrte und den ganzen Körper mit Beulen und fäulenden Geschwüren bedeckte, rang er hilflos Jahre lang in einem Zustande, der ihn zum Gegenstande des Abscheues für seine Umgebungen machte. Die Ströme des von ihm vergossenen Blutes traten auf seinem Schmerzenslager vor seine Seele; er mußte in seinem Leiden die strafende Hand einer höheren Macht erkennen und beschloß, den Gott der Christen zu versöhnen. So erschien 311 n. Chr. das merkwürdige Edict, welches die letzte und blutigste aller Verfolgungen der Kirche Christi beendigte. Es sei die Absicht des Kaisers gewesen*), hieß es darin, die Christen zu einer besseren Denkungsart zurückzuführen. Allein, da die Christen im Laufe der Verfolgung weder ihrem Gotte noch den alten Göttern gedient hätten, wohl aber viele Herzen in Bestürzung versetzt und viele Menschenleben vergeblich geopfert worden wären, so wollten die Kaiser, gewöhnt, allen Menschen Gnade widerfahren zu lassen, diese Gnade und Nachsicht auch auf die Christen erstrecken und gestatten, daß sie fortan wieder Christen seien und ihre Versammlungen halten könnten, nur daß sie nichts wider die öffentliche Ordnung unternähmen. „Nun," schließt das denkwürdige Edict, „nun werden sie aber auch zu ihrem Gotte für unser und des Staates Wohl, wie für ihr eignes Heil zu beten haben." —

So war dem Dämon der Verfolgung die Macht zu schaden genommen. Das Evangelium konnte sich aus seinem Versteck wieder hervorwagen. Aus den Kerkern, den Bergwerken, den Einöden kehrten zahlreiche Schaaren wieder in ihre Heimath zurück; es sammelten sich die Gemeinden, es erhoben sich die Kirchen aus ihren Trümmern. „Wie ein Licht plötzlich aufleuchtet in tiefen Nächten," erzählt Eusebius, „so sah man mit einem Male in allen Städten Gemeinden versammelt, sah sie zahlreiche Zu-

---

*) Euseb hist. eccl. VIII, c. 19. (Rufino Aquileiensi interprete.)

sammenkünfte halten und die gewohnten Gottesdienste feiern. Das Volk der ungläubigen Heiden erstaunte hierüber nicht wenig, bewunderte die wundervolle Veränderung und rief aus: der Gott der Christen sei groß und er allein wahr. Von den Unsrigen aber erschienen die, welche den Kampf in der Verfolgung treu und muthig gekämpft hatten, mit großer Zuversicht. Die hingegen, welche am Glauben erkrankt und laß geworden waren, baten und flehten die Starken, ihnen zu ihrer Heilung hilfreiche Hand zu leisten und riefen demüthig die Gnade und Erbarmung Gottes an. Die edlen Kämpfer des Glaubens, die aus dem Elende der Bergwerke entlassen waren, kamen wieder zu den Ihrigen; fröhlich und lobpreisend zogen sie durch Dörfer und Städte und sangen auf den Straßen und Märkten dem Herrn Lieder und Psalmen. Die, welche man kurz zuvor auf das härteste bestraft, gebunden und gefesselt in die Bergwerke hatte führen sehen, sah man jetzt mit heiterem Angesicht in ihre Häuser zurückkehren, so daß diejenigen selbst, die vorher mit Morden wider uns gewüthet hatten, da sie dies unverhoffte Wunder sahen, uns über diese Ereignisse Glück wünschten.“ Diese Wohlthat Gottes, die durch so vieles Dulden, so viele herrliche Thaten vorbereitet war, sollte aber nur der Vorbote eines noch glänzenderen Sieges werden.

Bald nach Diocletians Rücktritt war Constantius, der milde Beschützer der Christen, betrauert von seinem Heere und seinen Unterthanen zu Eboracum, dem heutigen York in England, gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Constantinus war das Werkzeug in der Hand Gottes, um das Heidenthum zu stürzen und auf seinen Thron das Christenthum zu erheben. Am Hofe des Diocletian als Geißel für die Treue seines Vaters erzogen, frühzeitig von seiner frommen Mutter Helena mit christlichen Eindrücken erfüllt, hatte er Gelegenheit gehabt, schon in frühester

*) Euseb. hist. eccl. IX, c. 1.

Jugend Zeuge des großen Kampfes zwischen dem Heidenthum und Christenthum und der darin sich offenbarenden wunderbaren Glaubenskraft der christlichen Bekenner zu sein. Sogleich nach seinem Regierungsantritt hatte er verordnet, daß Niemand die Christen verfolgen oder beleidigen dürfe. Als er aber mit Maxentius um die Herrschaft des Abendlandes zu kämpfen hatte, sah er in diesem Kampfe selbst Christenthum und Heidenthum sich gegenüber gestellt. Die Nähe der Entscheidung und das Bewußtsein unzureichender Kräfte erregte in seinem Herzen das Verlangen nach göttlichem Beistande. Noch war er nicht zur vollen Erkenntniß der Wahrheit gelangt. Noch überlegte er bei sich, welchen Gott er sich zum Helfer wählen sollte. „Da er aber darüber nachdachte," erzählt Eusebius*), „und erkannte, wie viele von Jenen, die auf der Götter Macht gebauet, dem Verderben und dem Untergange zugeführt worden seien, so daß von ihrem Geschlechte und Namen auch kein Zweig und Wurzel und Gedächtniß übrig wäre, und wie es Thorheit sei mit nichtigen Göttern ein leeres Spiel zu treiben, so glaubte er allein den Gott, den er von seinem Vater schon empfangen, verehren zu müssen und rief ihn mit Gebet und Flehen an, daß er sich ihm offenbare, wer er sei, und seine Hand helfend nach ihm ausstrecke. Indem er darum demüthig und lange Zeit betete, erschien ihm ein wunderbares Zeichen, welches man, wenn es ein Anderer erzählte, kaum glauben möchte. Aber der Kaiser selbst hat mir, der ich diese Geschichte schreibe, als ich lange Zeit darauf ihm bekannt und seines vertrauten Umganges gewürdigt wurde, Solches erzählt und seine Rede feierlich mit einem Schwur bekräftigt. Wer möchte daher an der Glaubwürdigkeit dieses Vorfalls zweifeln, zumal da die späteren Zeiten es bestätigt. Um Mittag, da der Tag schon sich niederneigte, sagte er, habe er in der Richtung des Himmels mit

*) Euseb. de vita Constant. I., 27. (Joanne Portesio interprete.)

eignen Augen über der Sonne das Siegeszeichen des Kreuzes gesehen und nahe dabei die Schrift des Inhalts: „In diesem wirst du siegen". Staunen habe sich über diese Erscheinung seiner und des ganzen Heeres bemächtigt, welches ihm im Zuge folgte und dieses Wunder mit ansah. Er wäre hierauf ungewiß gewesen, was diese Erscheinung bedeuten solle, und indem er noch mit ganzer Seele darüber nachgedacht, sei es Nacht geworden. Da sei ihm, dem vom Schlaf Umfangenen, Christus im Traum mit jenem himmlischen Zeichen erschienen und habe ihm die Weisung gegeben, eine Nachbildung jenes himmlischen Zeichens anfertigen und dasselbe als ein heiliges Panier, (amuletum)*), in den Schlachten tragen zu lassen. Beim Anbruch des Tages erzählte er dieses seinen Freunden und ließ Künstler in Gold und Edelstein kommen, gab ihnen an, was er gesehen und ließ in Gold und Steinen ein Nachbild davon machen, welches ich auch selbst einmal gesehen habe. — Von jenem Zeichen tief bewegt, ließ er darauf Eingeweihte der christlichen Heiligthümer kommen und fragte sie, wer dieser Gott sei und was jenes Zeichen bedeute. Sie antworteten, dieser Gott sei der eingeborne Sohn des einigen Gottes, neben dem es keinen anderen gebe. Das Zeichen, das er gesehen, sei das Sinnbild der Unsterblichkeit, das Zeichen des Sieges, den Jener über den Tod errungen, da er noch auf Erden wandelte. Zugleich belehrten sie ihn über den Grund der Sendung Christi in die Welt und die Erlösung der ganzen Menschheit. Er nahm, was sie ihn lehrten, mit bereitwilligem Glauben an und wurde dadurch in seinem Entschlusse bestärkt, beschloß auch die heilige Schrift selbst zu lesen." — Soweit Eusebius. — Den 28. October des Jahres 312 n. Chr. geschah vor den Thoren

---

*) Dieses Panier wurde in der Folge nach einem bereits üblichen Namen, mit welchem die Hauptfahne des römischen Heeres bezeichnet wurde, das Labarum genannt.

Roms die entscheidende Schlacht; sie war hartnäckig und blutig. Maxentius wurde geschlagen und ergriff die Flucht über die Tiber. Aber die Brücke Mulvius zerbrach unter der Last der Flüchtlinge. Viele derselben, darunter Maxentius, fanden ihren Tod in den Fluthen. Am folgenden Tage zog das siegreiche Heer unter dem Zeichen des Kreuzes triumphirend in die ewige Stadt ein. — Zum ersten Male seit elfhundert Jahren wartete der kapitolinische Jupiter vergeblich, daß der Triumphator kommen und nach alter Sitte ihm sein Opfer darbringen werde. Constantin bekannte vor dem abgöttischem Rom seinen neuen Glauben. Man errichtete ihm auf dem Forum eine Bildsäule. Er ordnete an, daß derselben statt des Scepters ein Kreuz in die Hand gegeben werde mit der Inschrift: „Durch dieses heilbringende Zeichen, das Sinnbild der wahren Stärke, habe ich eure Stadt von dem tyrannischen Joche befreit und dem Senat und dem Volke seinen Glanz wiedergegeben*)“. —

Noch in demselben Jahre (312 n. Chr.) erließ er gemeinsam mit seinem Reichsgenossen Licinius ein Gesetz, welches die vollständigste Religions- und Gewissensfreiheit im römischen Reiche aussprach, die Christen wieder in den Besitz der ihnen entzogenen Kirchen, Plätze und Güter setzte und auch für das bürgerliche Leben in den Städten eine ernste Sonntagsheiligung anordnete. — Nachdem Constantin im Jahre 323 n. Chr. auch noch Licinius, den letzten seiner Gegner, der zuletzt als offener Feind und Bekämpfer des Christenthums aufgetreten, besiegt hatte**), fand die

---

*) Euseb. de vita Const. Lib. I. Hoc uno fortitudinis examine insigni salutis urbem nostram jugo tyrannidis ereptam liberavi, S. P. Q. R. autoritati pristinae dignitatique restitui. —

**) Licinius führte, ehe er in den Krieg zog, die Häupter seiner Leibwache und die Vornehmen seines Hofes in einen den Göttern geweihten Hain, in welchem ihre Bildsäulen hinter brennenden Wachskerzen standen, und nachdem er den Göttern geopfert, sagte er: „Hier

Kirche an ihm den mächtigsten Schirmherrn. Er umgab sich mit christlichen Bischöfen, führte am Hofe und im Heere den christlicheu Gottesdienst ein, nahm fleißig die heiligen Schriften zur Hand und schämte sich nicht, in der Versammlung seiner Hofleute laut zu Gott zu beten. Eusebius erzählt (in vita Const. I., 4), daß er vom Kaiser selbst den Befehl erhielt, fünfzig vollständige griechische Bibelmanuscripte für verschiedene Kirchen auf kaiserliche Kosten anzuschaffen. — Bei zunehmenden Jahren widmete er sich selbst immer mehr der Andacht. Obwohl als Mensch und Regent nicht ohne mannigfaltige Flecken, bezeugte er doch eine so entschiedene Hinneigung zum Glauben an Christum, daß er noch auf seinem Sterbebette sich taufen ließ, um rein gewaschen von seinen Sünden in die Ewigkeit hinüber zu gehen.

Die Passionszeit der Kirche war jetzt vorüber; sie wurde jetzt schon unter der Regierung ihres mächtigen Freundes, der alles gethan, um ihr eine würdige Gestalt, mächtige Einkünfte, eine überwiegende Geistlichkeit, eine möglichst bleibende Sicherung zu verschaffen, die herrschende Religion im Staate und das Heidenthum sank mehr und mehr, auf die Dörfer und ihre Bewohner (pagani) zurückgedrängt, zum Paganismus herab. —

---

stehen die Büsten unserer Götter, deren Verehrung wir von unseren Vätern empfangen haben. Unser Gegner aber, von den vaterländischen Heiligthümern frevelnd abgefallen, verehrt einen fremden Gott und beschimpft sein Heer durch dessen schmachvolles Zeichen. Der Ausgang des Krieges muß zwischen seinem Gott und unsern Göttern entscheiden." — Der Kampf begann. Constantin, von christlichen Bischöfen begleitet, vertraute der Macht des höchsten Gottes. Wo die Fahne des Kreuzes wehte, erschien der Sieg, und Constantin opferte Dank dem Herrn, dessen Hilfe er nun zwei Mal so wunderbar erfahren. —

# Die Mission in Asien und Afrika.

## 1. Die Fortschritte des Christenthums in Asien.

Asien, die Wiege des Christenthums, ist auch sein erstes Missionsfeld gewesen. — Antiochien, die Pflanzschule der ersten Missionare, die reich gesegnete Wirkungsstätte des großen Bischofs und Märtyrers Ignatius (vgl. S. 110) war der glorreichen Vergangenheit treu geblieben und hatte auch später unter Anregung des Origenes, der dort eine Bildungsschule für Prediger errichtet, und unter Leitung seines frommen Freundes Pamphilus viele Evangelisten in die Nähe und Ferne zur Ausbreitung des Evangelii von Christo gebildet und ausgesandt*). — Wie allgemein verbreitet das Christenthum in Kleinasien, Palästina, Phönicien und Syrien zu Anfang des vierten Jahrhunderts war, beweist das Verzeichniß der Bischöfe, die auf dem Concil von Nicäa (325 n. Ch.) versammelt waren. Es gab keine einzige Provinz Kleinasiens, die nicht nach allen Seiten hin von der christlichen Mission durchzogen war, und wo diese nicht Gebiet gewonnen hatte. Cilicien schickte elf Bischöfe nach Nicäa, unter welchen man den von Tarsus, der Vaterstadt Pauli, bemerkte, und den von Mopsuestia. Kappadocien wurde von zehn seiner Hirten vertreten; hier wirkte später Basilius

*) Euseb. hist. eccl. V, c. 16.

der Große (geb. 329 zu Cäsarea, der Hauptstadt des Landes) für die Ausbreitung christlicher Erkenntniß in großem Segen. Thyana, berühmt durch den berüchtigten Magier Apollonius, Comana, Cybistra und mehrere andere Städte stehen auf der Liste des Concils; das Christenthum hatte die Ufer des Pontus Euxinus erreicht und in den Provinzen Pontus und Paphlagonien Gemeinden gegründet. Es hatte Missionen bis zum Hellespont und nach den Orten gesandt, „wo Troja war", einer Gegend, wo Alles die Poesie Homers athmete. Das Kreuz war in Lydien aufgepflanzt; rings um die berühmten Gemeinden von Ephesus und Smyrna, Thyatira und Philadelphia gruppirte sich eine große Zahl anderer von geringerer Bedeutung, die aber neue Eroberungen waren. Phrygien, Pamphylien, Pisidien, was sogar zehn Bischöfe in Nicäa hatte, zeigen uns dasselbe Ergebniß. Die Namen der Bischöfe Galatiens bekunden, wie weit das Christenthum in das Innere des Landes eingedrungen war. Auch die Inseln in der Nähe der asiatischen Küste, wie Rhodus, Kos, Lemnos und Corcyra hatten das Evangelium vom Festlande erhalten; ebenso die Insel Cypern, die schon aus dem Munde des Apostel Paulus das Evangelium vernommen hatte.

Auch die Fortschritte des Christenthums in Palästina müssen sehr bedeutend gewesen sein; denn dieses Land hatte in Nicäa neunzehn Vertreter. Die Gemeinde in Jerusalem bestand seit dem Wiederaufbau der Stadt durch Hadrian vornehmlich aus bekehrten Heiden, wie die Namen der von Eusebius erwähnten Bischöfe beweisen. Sie verdankte ihr Ansehen mehr den heiligen Erinnerungen, die sich an ihren Namen knüpften, als ihrem eigenen Einfluß auf die Verbreitung des Evangelii im Morgenlande. Hierin wurde sie vielmehr von der Nachbargemeinde Cäsarea verdunkelt. Cäsarea, von Vespasian zu einer römischen Colonie erhoben, die Residenz des Procurators, war

die eigentliche Hauptstadt der Provinz.*) — Im Anfange des vierten Jahrhunderts befand sich dort eine große Gemeinde, deren Bischof der Geschichtsschreiber Eusebius, und die bis zum Concil von Chalcedon die Metropole der Provinz war.

Im Norden Palästina's, in Phönizien finden wir auf dem Nicäischen Concil zehn Gemeinden vertreten, unter ihnen Tyrus und Sidon, zuvor Heerde des greulichsten Baalcultus (vgl. S. 9), nun Leuchter christlicher Lehre unter den Heiden. Späterhin war es der große Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus (geb. 344 zu Antiochia), welcher für Ausbreitung des Christenthums in Phönizien segensreich wirkte. Er sandte, unterstützt durch freie Liebesgaben vornehmer Frauen, im Dienste der Kirche eine Missionsgesellschaft nach Phönizien ab. Die alten dem Baal- und Astartecultus geweihten dunklen Götzenhaine wurden gelichtet und umgehauen und das Evangelium, freilich unter mancherlei Opfern und Gefahr der dasselbe predigenden Mönche, mehr und mehr auch unter dem heidnischen Landvolke verbreitet. — Ein schönes Beispiel von der Missionsthätigkeit einzelner phönizischen Christen ist uns aufbewahrt in der Bekehrungsgeschichte eines heidnischen Stammes in dem Gebirge Libanon.

In den letzten Zeiten des vierten Jahrhunderts war ein frommer Christ in Phönizien, Namens Abraham, durch des Herrn wunderbare Hilfe von einer schweren Krankheit wiederhergestellt worden. Er wußte dem Herrn nicht besser die Gelübde seines Dankes zu bezahlen, als daß er hinging, des Herrn Namen zu predigen unter seinen heidnischen Brüdern. — Als Kaufmann verkleidet, begab er sich mit mehreren Gefährten nach einem Dorfe des Libanon, wo Alles heidnisch war, unter dem Vorwande, sie wollten dort Wallnüsse einkaufen, mit welcher Frucht dieses Dorf

*) Haec Judaeae caput est. Tac. Hist. II, 79.

besonders Handel trieb, weßhalb sie auch Säcke mit sich nahmen. Da man ihn aber in dem gemietheten Hause mit den Seinen geistliche Lieder singen hörte, eilten Männer und Weiber wüthend zusammen, verrammelten die Thüre des Hauses, deckten das Dach ab und hörten nicht auf, eine Menge Schutt hinabzuwerfen, damit die Christen endlich unter dem Schutte begraben werden sollten. Diese sahen ruhig betend dem Tode entgegen, bis ihre Geduld und Ergebung die Wuth der Besseren unter den Heiden stillte. Diese öffneten die Thüre, zogen die Christen aus dem Schutt hervor und befahlen ihnen, sogleich fortzugehen. In diesem Augenblicke kamen kaiserliche Abgabeneinnehmer an, welche mehr verlangten, als die armen Landleute entrichten konnten. Schon begannen sie mit harten grausamen Maßregeln gegen die nicht Bezahlenden einzuschreiten. Da bat der fromme Abraham, der um seiner Frömmigkeit willen in großem Ansehen stand, für dieselben, die ihm einen schmachvollen und schrecklichen Tod kurz zuvor gedrohet hatten. Er verbürgt sich bei den Abgabeneinnehmern, eilt nach der benachbarten Stadt Emesa, borgt von seinen Freunden eine große Summe und befriedigt die unbarmherzigen Einnehmer. Die Wuth der Dorfbewohner geht nun durch die Gewalt der Liebe besiegt in Liebe, Dankbarkeit und Verehrung über. Sie bitten ihren Retter, da sie noch keinen Dorfvorsteher hatten, dieses Amt zu übernehmen. Er bewilligt es ihnen unter der Bedingung, daß sie eine Kirche erbauen würden. Bald ist sie fertig und er bewegt sie nun auch, einen Geistlichen bei derselben anzustellen. Sie bitten ihn, selbst ihr geistlicher Vater und Hirt zu sein — und er legte durch dreijährige Wirksamkeit dort den Grund der christlichen Kirche, wo jetzt das durch einfachere und reinere Sitten mitten in dem Verderbniß des heutigen Orients sich auszeichnende Völkchen der Marioniten wohnt.

In Syrien und Mesopotamien, wo bereits zahlreiche

Christengemeinden und christliche Klöster im Anfange des vierten Jahrhunderts gegründet waren (aus Cölesyrien waren zweiundzwanzig Gemeinden in Nicäa vertreten), verdient als ein Werkzeug der Mission unter den Heiden Ephrem der Syrer genannt zu werden, welcher, begabt mit einer glühenden Beredtsamkeit, durch seine in syrischer Sprache verfaßten geistlichen Reden und Lieder Großes zur Ausbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens unter Heiden und Christen wirkte. Selbst auf wunderbare Weise zum Glauben an Christum erweckt*), hat er viele Seelen zur Gerechtigkeit gewiesen, und und noch die letzten Jahre seines Lebens brachte er damit zu, in den Ländern des Orients umher zu reisen, um die Gläubigen zu stärken und die Ungläubigen meist unter einem Strome von Thränen zu bitten: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ —

Aus der Missionsgeschichte Antiochiens, der Hauptstadt Syriens, theilen wir zum Schluß als einen lieblichen Zug der göttlichen Gnade an Heidenherzen die Bekehrung der Pelagia mit.

In der Stadt Antiochia, am Flusse Orontes in Syrien, war im fünften Jahrhunderte eine große Kirchenversammlung. Bischöfe aus vielen Städten und Ländern waren zusammenge-

---

*) Einst als Jüngling machte Ephrem eine Reise im Land umher und ward bei schnell einbrechender Nacht genöthigt in einer abgelegenen Hirtenhütte die Nacht zuzubringen. Hier ward er mit dem Hirten, der ihm ein Nachtquartier gegeben hatte, von einer Soldatenschaar ergriffen und beide wurden als Gefangene nach der Stadt gebracht, um als Räuber angeklagt zu werden. Nach siebentägiger Gefangenschaft sollte auf der Folter das Bekenntniß seiner Verbrechen ihm abgenöthigt werden. — Doch machte sein Verhalten auf seine Ankläger einen so tiefen Eindruck, daß er frei gelassen wurde. Diese erfahrene Gotteshilfe bewegte das Herz des Jünglings, so daß er von nun an der ewigen Gnade Gottes in Christo sich freudig getrösten konnte und voll heiligen Verlangens seiner Taufe entgegenging.

kommen, um zu berathen, wie man die Kirche des Herrn bauen und ihren Schäden abhelfen könnte. Die Stadt Antiochia selbst hatte aber damals noch eine gar eigene Gestalt. Christenthum und Heidenthum standen noch neben einander. Licht und Finsterniß mengten sich, wie wenn am Morgen die Sonne der Berge Spitzen erleuchtet und die üppigen Thäler noch in Nacht und Grau liegen. In den Tagen nun, wo die Kirche in ihren frommen Bischöfen und in der betenden Gemeine, die sich um sie schaarte, ihr Heer gesammelt hatte, glaubten auch die Heiden alle Macht aufbieten zu müssen. Sie lockten das Fleisch mit aller Kunst und allem Reiz, damit der Geist ja in ihrer Stadt nicht des Fleisches Geschäfte tödte. Schauspiele, Götzenfeste, glänzende üppige Aufzüge waren ihre Waffen gegen das Evangelium. So rangen die beiden Parteien mit einander. Christus und Belial, der Geist und das Fleisch, der Himmel und die Welt stritten ihren Streit. — Da geschah es eines Tages, daß die Bischöfe aufhörten mit ihren Berathungen und Gebeten und kurze Zeit ausruheten von ihrer Arbeit. In brüderlichem Gespräch saßen sie vor der Thür der Kirche Julians des Märtyrers, der in der Verfolgung des Kaisers Diocletianus den Zeugentod gestorben war. — Plötzlich wurde die Straße lebendig. Ein gewaltiger prächtiger Zug wälzte sich durch dieselbe her. Die berühmteste und schönste Schauspielerin von Antiochia, Pelagia, hielt einen Umzug durch die Stadt, eine Fürstin im Kampfe des Fleisches gegen den Geist. Sie ritt auf einem Maulesel, so schön wie ihn das Morgenland nur aufzuweisen hat. Sie selbst war in feinstem Geschmack mit Gold, Edelsteinen und Perlen geschmückt. Selbst ihre nackten Füße hatten ihren Theil davon bekommen. Eine Schaar schöner und herrlich geschmückter Jünglinge und Jungfrauen zogen mit ihr. Aus ihnen allen leuchtete Pelagia heraus wie die Perle aus dem Golde. Sie hieß in Antiochia auch die Perle wegen ihrer Schönheit und des kostbaren

Schmuckes, den sie besaß. Die Düfte der Specereien, mit denen sich der Zug gesalbt hatte, erfüllten die Luft. Mit entblößtem Haupt und Nacken, mit frecher Stirn ritt Pelagia vor den Bischöfen vorbei. Diese aber wandten ihre Augen ab von dem Greuel, schauten zur Erde nieder und seufzten in der Stille. Nur Nonnus, der Bischof von Antiochien, sah die Schauspielerin mit unverwandtem Blicke an und schaute ihr nach, bis sie vorüber war. Als sie vorüber war, wandte er sich an die Bischöfe und fragte sie: „Habt ihr euch an dieser Schönheit nicht erbaut?“ Sie antworteten nicht. Da legte er sein Antlitz auf die Knie, benetzte seinen Schoß mit Thränen und fragte noch einmal: „Habt ihr euch an dieser Schönheit nicht erbaut?“ Sie schwiegen wiederum. Er aber fuhr fort: „In Wahrheit, ich habe mich sehr daran erbaut, und ihre Schönheit hat mir so wohl gefallen, daß ich denke, Gott wird sie uns einst am Tage des Gerichts gegenüber stellen. Was meint ihr wohl, geliebte Väter und Brüder, wie viele Stunden hat dieses Weib in ihrer Schlafkammer zugebracht, um sich zu waschen und zu schmücken? Wie vielen Fleiß, wie vieles Nachdenken, wie viele Aufmerksamkeit mag sie auf jeden einzelnen Theil ihres Schmuckes verwandt haben, um Jedermann zu gefallen, um sich der Gunst ihrer Liebhaber, die heute leben und schon morgen nicht mehr sind, zu versichern? — Und wir, die wir den allmächtigen Gott im Himmel zu unserm Freunde haben, Ihn, der seinen Getreuen himmlische Reichthümer, ewige, unschätzbare Belohnungen verheißt, was thun wir, um ihm zu gefallen? Wie wenig Fleiß, wie wenig Nachdenken und Aufmerksamkeit wenden wir darauf, um ganz nach seinem Willen zu leben? Wir, die wir das Versprechen haben, sein herrlich strahlendes Angesicht zu schauen, wir reinigen nicht unsere Herzen, sondern lassen unbekümmert und sorglos den Schmutz der Sünde auf uns liegen.“ — — — Als er das gesagt, ging er heim in sein Kämmerlein, warf sich auf den Boden, schlug an die Brust

und bat unter vielen Thränen den Herrn um Gnade und Vergebung. In Trauer über seine eigne Trägheit, in Scham vor dem Weibe, das um ihre irdischen Buhlen mehr that, als er um seinen Seelenbräutigam, schlief er ein. Da erschien ihm in der Nacht ein Traumgesicht. Er war auch im Traume in der Kirche und pflegte seines Amtes. Auf dem Horne des Altars saß eine schwarze Taube mit vielem Schmutz bedeckt. Sie flog immer um ihn her, aber ihr ekelhafter Geruch war ihm unerträglich. Dennoch blieb sie, bis er die Katechumenen entlassen hatte. — Alle, welche zur Taufe vorbereitet wurden, sie aber noch nicht erhalten hatten, wurden in der alten Kirche entlassen, wenn die Gemeinde zum Genuß des heiligen Abendmahls, dem Höhepunkt alles christlichen Gottesdienstes, schritt. — Da verschwand die Taube auch. Nach vollendetem Abendmahl, da die Versammlung entlassen war und er zur Kirche herausging, kam sie wieder und umflatterte ihn abermals. Schnell streckte er seine Hand aus, ergriff sie und warf sie in den Weihkessel, der im Vorhofe der Kirche stand. Im Wasser verlor sie allen Schmutz, stieg schneeweis heraus und verlor sich hoch in den Lüften aus seinen Augen. — Frühmorgens erzählte Nonnus diesen Traum seinem Diaconus Jacobus. Als er vollendet hatte, ging er zur Kirche. Er sollte nämlich an diesem Tage auf Befehl des Erzbischofs die Predigt halten. Er hielt sie und der heilige Geist war sein Postillant. Er redete so gewaltig von der Sünde und vom Gericht. Aber hinter dem Feuer, das Berge zerriß, kam das sanfte Sausen vom Horeb. Was nicht weich geworden war unter dem Hammer Mosis, das zerschmolz unter der erbarmenden Liebe Jesu Christi. Die ganze Versammlung war tief erschüttert, und netzte mit ihren Thränen den Boden der Kirche. — In der Kirche befand sich, wie von einer unsichtbaren Hand dahin geleitet, auch die Schauspielerin Pelagia. Wie Staubwolken unter einem mächtigen Platzregen fiel all ihr Hochmuth zusammen unter dieser aus dem Geist ge-

borenen Predigt. Ihre Sünden wuchsen ihr während der Predigt im Gewissen, wie die Schatten wachsen gegen Abend. Sie kam sich vor wie eine Verlorne, für die es keine Rettung mehr giebt. Ihre Augen weinten im Leben die ersten Reuethränen, und ein Seufzer drängte den andern in der Brust. Als die Kirche aus war und sie nach Hause ging, mußten ihre Diener da bleiben. Sie sollten auf dem Prediger warten und ihm nachgehen, damit sie erfahre, wo er wohne. Sie thaten, wie ihnen befohlen war, und brachten die Nachricht, daß er seine Herberge habe in einer Zelle an der Kirche Julians des Märtyrers. Auf der Stelle schrieb sie folgenden Brief an Nonnus: „Ich habe von deinem Gotte gehört, daß er den Himmel verlassen hat und herabgekommen ist auf die Erde, nicht um die Gerechten, sondern die Sünder selig zu machen; ja daß er, zu dem die heiligen Engel nicht einmal aufzublicken wagen, sich so sehr erniedrigt hat, daß er dem Zöllner sich nahte und mit den Sündern Umgang pflegte. Und du mein Herr, als sein treuer Jünger, wirst, wie man mich versichert, mich auch nicht verschmähen, die ich, obwohl eine große Sünderin, auch wünsche, durch dich tüchtig gemacht zu werden, dereinst sein heiliges Angesicht zu schauen.“ Aber kein Name stand unter dem Brief. — Der Bischof Nonnus schrieb ihr zurück: „Wer du auch seist, Gott kennet dich. Dein ganzer Wandel und deine Gesinnung ist offenbar vor ihm. Ist dein Verlangen nach dem wahren Glauben und nach göttlicher Rechtschaffenheit ächter Art, und verlangst du mich deswegen zu sprechen, so mag es geschehen zu einer Zeit und an einem Orte, wo die übrigen Bischöfe dabei sind. Allein kann ich dich nicht sprechen.“ — Nonnus wollte in der wüsten Heidenstadt aus christlicher Klugheit allem bösen Leumund vorbeugen. Er wollte auch wissen, ob es der Sünderin ein heiliger Ernst sei. Es gehört in der That etwas dazu, sein Sündenbekenntniß nicht unter vier Augen, sondern vor der Schaar der versammelten Bischöfe abzulegen. —

Aber kaum hatte Pelagia den Brief empfangen, so eilte sie voller Freude zu der Kirche Julians und ließ sich bei Nonnus melden. Dieser rief die Bischöfe zusammen, und hieß sie dann eintreten. Da stand vor ihm das Weib, das noch gestern in allem Glanze natürlicher und künstlicher Schönheit als eine Jesabel durch die Stadt ritt, um das Volk sündigen zu machen. Nonnus' Gedanken gingen hinauf zu dem großen Missionar, der der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche. Er fühlte recht gut, wer dies Werk vollbracht hatte. Als er seine Armuth, seine Trägheit in tiefster Seele gefühlt und sie dem Herrn geklagt hatte, da machte sich dieser auf zu einer großen That in der Stadt Antiochia. Nie war es dem Nonnus klarer gewesen, als jetzt, daß es allein der Herr thut. Seine Missionsarbeit war das reuige Gebet und Bekenntniß im Kämmerlein, seine Missionsarbeit war die herzliche Demüthigung. — Und wie stand Pelagia da? Mit zur Erde gesenktem Blicke. Ja sie sinnt nicht lange, warf sich vielmehr auf den Boden nieder, umfaßte Nonnus' Füße und bettelte: „Ahme deinem Meister Jesu Christo nach, erzeige mir Barmherzigkeit und laß mich eine Christin werden. Siehe, ich bin ein Meer von Sünden, ein Abgrund von Ungerechtigkeit, ich möchte gern getauft werden.“ Mit Mühe brachte sie Nonnus dahin, daß sie aufstand. Dann erklärte er ihr: „Nach den Kirchengesetzen darf eine solche Sünderin nicht so leicht getauft werden. Sie muß Bürgen stellen, daß sie sich nicht wieder in ihr altes Sündenleben hineinstürzt.“ — Das konnte Pelagia nicht. Das war ihr ein unübersteigliches Hinderniß. Welcher Christ wollte gut sagen für die, welche noch als die Blume des Heidenthums die Stadt mit dem Geruch des Todes erfüllet hatte? Aber hier litt das Himmelreich Gewalt; sie mußte hinein. Ihr Entschluß stand fest wie Felsen. Noch einmal warf sie sich zur Erde, benetzte die Füße des Bischofs mit ihren Thränen, trocknete sie ab mit ihren Haaren und rief ihn an: „Du sollst Rechenschaft ablegen

für mein Leben, und dir soll die Schuld meiner Verdammniß zugerechnet werden, wenn du mir Sünderin die Taufe verweigerst." Als die Bischöfe diesen mächtigen Drang nach der Gnade und Versöhnung sahen, verwunderten sie sich und sagten, sie hätten noch nie solchen Glauben und solche Heilsbegierde gesehen. — Schnell mußte nun der Diaconus Jacobus zum Erzbischof eilen, ihm die ganze Geschichte erzählen und ihn bitten, daß er eine Diaconissin senden möchte. Mit hoher Freude vernahm der Erzbischof die Kunde. Das Herz ging ihm über und er rief aus: „dachte ich mir's doch, ehrwürdiger Nonnus, als ich dich für mich reden ließ, daß ein herrlicher Erfolg deine Bemühung lohnen müsse." Sogleich sandte er die Römerin Donna ab. Sie sollte die Bußfertige zu sich in ihre Wohnung nehmen, daß sie aus dem alten Sündenverkehr ganz und gar herausgezogen, daß ein völliger Riß zwischen dem alten Sündenleben und ihrer neuen Zeit gerissen würde. Als Donna kam, lag sie noch zu Nonnus' Füßen. Mit vieler Mühe bewog er sie, aufzustehen und einigen Muth zu fassen. Darnach forderte er sie auf, ihre Sünden zu bekennen. Sie hub an: „Wenn ich mein Herz durchforsche, so finde ich nichts Gutes in mir. Ich weiß, daß meine Sünden schwerer sind, als der Sand des Meeres, aber ich vertraue auf deinen Gott, daß er mir die unermeßliche Schuld meiner Uebertretungen vergeben und mich wieder gnädig ansehen wird." Sodann fragte der Bischof weiter: „Wie heißt dein Name?" Sie antwortete: „Mein eigentlicher Name ist Pelagia, aber die Einwohner von Antiochia nannten mich Margaretha (die Perle) wegen der Menge kostbaren Schmuckes, den ich durch mein Lasterleben erworben habe." Sie empfing nun die heilige Taufe und ging still und demüthig mit der Donna in ihre Zelle. Da ward sie weiter unterrichtet, daß sie erkennen lernte die Tiefe der Gnade, in die sie der Herr wie einen Brand aus dem Feuer errettet hatte. Von Stund an begann sie auch ein anderes, ein

neues Leben. Ihre Güter vertheilte sie unter die Armen und sich selbst entriß sie von nun an der Welt ganz und gar, um ihr ferneres Leben forthin in der Uebung der Buße und der Andacht hinzubringen. Nachdem sie die Taufe erlangt hatte, zog sie sich nach Jerusalem zurück und brachte ihr Leben ehelos und büßend in einer Höhle des Oelberges zu.

## 2. Gregorius der Erleuchter von Armenien.

Spätestens gegen Ende des dritten Jahrhunderts geschah die Bekehrung Armeniens, dieses herrlichen Gebirgslandes, nordwärts von den Flüssen Euphrat und Tigris, berühmt durch die Arche des Erzvaters, die hier auf den Berge Ararat sich niederließ. Der Herr, der auch dieses Landes sich erbarmen wollte, hatte dazu einen reinen Jüngling erkoren, und mit den besonderen Gaben seines Geistes ausgerüstet. Der Armenier Gregorius von hoher Abkunft, ein Sprößling des parthischen Königshauses der Arsaciden (ein Sohn des parthischen Fürsten Anacus, geb. 257), hatte seine Erziehung zu Cäsarea in Cappadocien erhalten, wohin man schon in frühester Kindheit ihn gebracht. Hier nahm er mit Ernst und Eifer auch die Unterweisung im Christenthum an. Er begehrte und empfing die heilige Taufe. Es reifte in ihm der Entschluß, seinen Landsleuten das Wort vom Kreuze zu predigen. Tag und Nacht lag er deshalb in heißem Flehen vor seinem Gott. Er wurde in seinem Herzen des göttlichen Beistandes gewiß nnd zog nach seinem Vaterland. Es war ein schweres Werk, das er unternommen. — Die Bewohner Armeniens waren eifrige Feueranbeter, und ihr König Tiridates ein Feind des Evangeliums. — Gregorius war an des Königs Hofe. Als jener einst bei einem großen Gastmahl dem Gregor befahl, Blumen und Kränze auf den Altar der Schutzgöttin des Landes (Anahit) zu legen, weigerte sich der ihm sonst so treu ergebene

Diener standhaft, solch ein Opfer zu bringen und bekannte frei seinen Glauben an Christum, den Erlöser der Welt. — Der König ermahnte den Jüngling zuerst mit milden Worten; dann suchte er durch Drohungen und endlich durch die grausamsten Qualen seinen Glaubensmuth zu erschütttern; aber vergeblich, Gregorius blieb bei seinem Bekenntniß. Da ließ ihn Tiridates endlich an Händen und Füßen gebunden nach der Festung Artaschat bringen und dort in eine tiefe, von giftigen Schlangen bewohnte Grube werfen, welche zum Strafort für todesschuldige Verbrecher bestimmt war. — Tiridates führte nun mehrere Jahre hindurch blutige Kriege mit den Persern. Nach glücklicher Beendigung derselben ließ er aller Orten mit großem Gepränge den Götzenbildern Opfer bringen; und da er erfuhr, daß hier und da noch heimlich Christen in Armenien seien, ließ er sie ins Gefängniß werfen und wüthete mit unbarmherziger Strenge gegen die Bekenner des christlichen Glaubens. Selbst eine Schaar geweihter Jungfrauen ließ er durch einen schmachvollen Tod hinrichten. Da erreichte ihn die göttliche Strafe, gleich Nebucadnezar. Wenige Tage nach der Ermordung jener Jungfrauen wollte er auf die Jagd fahren. Unterwegs aber wurde er wahnsinnig, fiel aus dem Wagen und rannte in den Wald, wo er, einem Eber gleich, unter den wilden Thieren lebte, an seinem Fleische nagte und von den Kräutern des Feldes sich nährte. Dasselbe Schicksal traf auch gleichzeitig viele Große und Vertraute des Königs. Nur die sanftmüthige jungfräuliche Schwester des Königs, welche keinen Theil genommen hatte an den Verfolgungen der Christen, blieb verschont. Ihr erschien in der Nacht der Engel des Herrn, welcher ihr gebot, nach Artaschat zu senden, und den dort in der Grube befindlichen Gregor wieder herauszunehmen, da dieser allein im Stande sei, das Land von dieser von Gott gesandten Plage zu befreien. Als sie dies den folgenden Morgen erzählte, wurde sie verlacht; denn dreizehn

Jahre waren vergangen, seit man Gregor in die Grube geworfen, und man wußte nicht, daß eine fromme Wittwe ihm täglich Brod und Wasser hinuntergelassen hatte. Aber die Erscheinung wiederholte sich in den folgenden Nächten, bis ihr Verlangen erfüllt wurde. Man schickte nach Artaschat, fand wirklich zu Aller Erstaunen Gregor noch am Leben, zog ihn aus der Grube und geleitete ihn freudig nach der Residenz. Die Großen des Reiches, und nächst ihnen auch Tiridates mit denen, welche die gleiche, göttliche Strafe betroffen, kamen ihm entgegen. Gregor, als er sie sah, fiel auf seine Kniee und betete um Heilung dieser Unglücklichen zu Gott. Alsbald wurden sie gesund, und Gregor ermahnte sie zur Buße und verkündigte ihnen das Evangelium. — Dann erbaute Gregor mit Hilfe des Königs und der Großen eine Kapelle für die heiligen Jungfrauen, welche den Märtyrertod erlitten hatten, und reiste darauf mit dem König und großem Gefolge durch das ganze Land, um alle heidnischen Altäre und Götzenbilder zu zerstören, die Tempel in christliche Kirchen zu verwandeln und das Christenthum aller Orten zu predigen. Fast das ganze Volk stellte sich unter das Panier des Gekreuzigten; selbst der König und sein Gefolg meldete sich zur Taufe. Gregorius wurde von dem Bischof Leontius zu Cäsarea zum ersten Bischof Armeniens geweiht. — Moses von Chorene, der alte armenische Geschichtsschreiber, dem wir diese Nachrichten verdanken, berichtet uns, daß Gregorius in seinem späteren Leben nicht nur in seinem Vaterlande die persische Religion gänzlich abgestellt, sondern die Leuchte des Evangeliums auch zu den rohen Völkerschaften am caspischen Meere getragen und bis zum Kaukasus vorgedrungen sei.*) Mit Recht hat deshalb die Geschichte dem Manne, durch welchen das Licht des

---

*) Sozom. Hist. eccl II, 7.

Evangeliums soweit hin seine Strahlen warf, den Namen Illuminator, d. h. Erleuchter gegeben. Das Ende seines Lebens vollbrachte er in stiller Zurückgezogenheit, um nur seinen Gott loben zu können, in einer einsamen Bergeshöhle der Provinz Daranalia in Oberarmenien. Sein Bischofsamt hatte er zuvor seinem Sohne Aristaces übertragen, der auch an seiner Statt die armenische Kirche auf dem großen Concil zu Nicäa (325 n. Ch.) vertrat. Noch wanderte er Anfangs, wiederholt aus seiner stillen Verborgenheit tretend, das Wort Gottes verkündend und lehrend im Lande umher. Seit der Rückkehr seines Sohnes von Nicäa aber ließ er sich nicht mehr öffentlich sehen. Man wußte lange Zeit nicht, daß er gestorben war, als endlich Hirten seinen Leichnam fanden und ihn in der Stadt Thordanum begruben. Gregor war in der einsamen Abendstille seines Lebens heimgegangen, um droben in noch herrlicherem Glanze zu leuchten, als er schon hier in seinem irdischen Vaterlande geleuchtet hat.

Das Missionswerk des Gregorius wurde von seinen Nachfolgern im Amte, insbesondere von den ehrwürdigen Bischöfen Nierses und Isaak (Sahag) fortgesetzt. Mitten unter den kriegerischen Einfällen der Perser wuchs die Gemeinde Christi auch in den Zeiten der Noth immer kräftiger heran und erweiterte sich nach allen Seiten hin, so daß es einer Anzahl christlicher Lehrer bedurfte, um die neu entstandenen Christengemeinden zu leiten. Der fromme Bischof Basilius von Cäsarea, ermuntert durch das blühende Wachsthum, das die Kirche Christi unter dem armenischen Volke fand, machte sich in diesen Tagen auf den Weg, um die Gemeinden daselbst zu besuchen, die Gläubigen in der treuen Beharrlichkeit am Werke des Herrn zu stärken und eine Anzahl neuer Bischöfe und Lehrer zu ihrem heiligen Berufe zu weihen. (Bas. epist. 6 u. 77.)

Die größten Verdienste um die christliche Volksbildung im

Allgemeinen erwarb sich insbesondere der ehrwürdige Isaak, der letzte Sprößling des Gregorischen Geschlechtes. Unter seinem Patriarchat wurden Erziehungs- und Bildungsanstalten für fromme Jünglinge, welche der Kirche Christi dienen sollten, errichtet, und um diese Anstalten noch fruchtbarer zu machen, wurden einige der ausgezeichnetsten Jünglinge nach Athen gesendet, um dort mit der griechischen Sprache zugleich griechische Wissenschaft sich anzueignen und diese für die Bildung der armenischen Kirche zu verwenden. Unter diesen Jünglingen befand sich auch der bereits oben genannte Geschichtsschreiber von Armenien, Moses von Chorene, sowie zwei andere junge Männer, David und Mampräus, welche durch ihre christlichen Schriften in armenischer Sprache und besonders durch ihre Mitwirkung zur armenischen Bibelübersetzung den bleibenden Grund legen halfen, auf dem die armenische Kirche unter allen Stürmen der späteren Jahrhunderte sich erbaute. Diese unschätzbare Arbeit der Bibelübersetzung in die armenische Sprache*) verdankt die Missionsgeschichte einem ausgezeichneten Schüler der durch Sahag gegründeten armenischen Schule, Miesrob, welcher in Athen mit griechischer Bildung und Wissenschaft ausgerüstet zuerst Staatsminister am königlichen Hofe der Arsaciden war, dann aber von den Regierungsgeschäften sich in ein stilles Kloster zurückgezogen hatte, um dort in der Verborgenheit im Umgange mit Gott zu leben. Seinem kräftigen Geiste konnte freilich das stille unthätige Klosterleben nicht genügen, und statt sich in seine Zelle einzuschließen, wanderte er nun als christlicher Missionar unter den Schaaren von Götzendienern umher, die er sowohl in Armenien als in den benachbarten Ländern aufsuchte, um ihnen das Wort des Heiles zu verkündigen. Aber bald erkannte er, wie

---

*) La Croze in seiner histoire du Christianisme d'Armenie nennt diese Arbeit wiederholt „die Königin der Uebersetzungen".

es dem Volke an aller Bildung, ja selbst an einer eigenen Schriftsprache fehlte. Nur wer in fremden Sprachen gelehrt war, konnte die heiligen Schriften lesen. Daher wandte Miesrob zunächst allen Fleiß an, um eine dem eigenthümlichen Charakter seiner Muttersprache angemessene Buchstabenschrift zu erfinden, und als dies mit Gottes Hilfe ihm herrlich gelungen war, ging er in Gemeinschaft mit dem frommen Patriarchen Isaak und unterstützt von den obengenannten Mitarbeitern an das große Werk der Bibelübersetzung in die armenische Sprache. Kaum hatte er die Uebersetzung vollendet, so sorgte er dafür, daß durch seine zahlreichen Schüler, die sich ihm angeschlossen hatten (unter denen auch Moses von Chorene war), die einzelnen Theile der heiligen Schrift in möglichst großer Anzahl abgeschrieben und zur Erkenntniß des Heils im Lande verbreitet wurden. Auch wanderte er mehrere Jahre hindurch in den verschiedenen Provinzen umher und gelangte bis nach Iberien und Albanien, und Gott ließ es seinem frommen Eifer gelingen, allenthalben Schulen für den Unterricht der heranwachsenden Jugend anzulegen und auf diesem Wege die Kirche Christi in seinem Vaterlande immer fester zu begründen. —

Von dieser Zeit an war Miesrob's Bibel-Uebersetzung im bleibenden Gebrauche unter dem armenischen Volke und das gesegnete Mittel in der Hand des Herrn, unter allen Stürmen und Anfechtungen von Seiten des Parsismus und Islams die christlichen Grundlagen der armenischen Kirche unversehrt zu bewahren und ihr von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Knechte Gottes zu erwecken, welche an diesem heiligen Altare das Feuer ihres Geistes entzündeten und dasselbe immer wieder unter dem dahin schmachtenden Volke zu seiner Wiederbelebung zu verbreiten sich bemühten.

## 3. Das Missionswerk einer Sclavin in Iberien.

Um diese Zeit (ca. 350 n. Ch.) wurde auch das Völklein der Iberier — nach dem Berichte des Rufinus — auf wunderbare Weise für das Evangelium gewonnen und zu Christo bekehrt. — Der Herr bediente sich dazu als seines Rüstzeuges einer armen geraubten Sclavin.

Die Iberier waren mit einem Volke in Krieg verwickelt, unter welchem das Christenthum schon einigen Raum gewonnen hatte. Nach einem über dasselbe errungenen Siege schleppten sie aus einem Orte des feindlichen Gebietes neben andern Beuten auch ein junges Mädchen mit sich fort, um es in ihrem Lande als Sclavin zu verkaufen. Eine vornehme, iberische Familie erstand das fremde Kind, ahnte aber nicht, was sie an der Tochter kaufte. Denn das Mägdlein war eine Braut des Herrn Christi, ein Gefäß des göttlichen Lichtes, wie der göttlichen Barmherzigkeit. So lebte nun die arme Geraubte in der wilden, götzendienerischen Horde ihr einsames, verwais'tes Leben hin; doch wie auch manche Thräne im Verborgenen ihr Auge netzen mochte, der Muth entfiel ihr nicht. Ihr Heiland, und die Verheißungen seiner unverrückten Nahheit war ihr starker Trost in ihrem Elend und sie betete zu ihm Tag und Nacht. Mit stiller Willigkeit that sie, was ihr geboten ward und noch mehr. Aber eben ihre große Treue und ihr stilles keusches nüchternes Leben erwarben ihr in Kurzem das Vertrauen und die Liebe Aller. Nun begab sichs eines Tages, daß man im Orte nach der Sitte des Volkes ein krankes Kind von Thüre zu Thüre umtrug, damit, wer ein Heilmittel gegen diese Krankheit wüßte, dasselbe angeben möchte. Es wußte aber Niemand Rath; ja die Mehrsten verwunderten sich nur, wie man zur Genesung dieses Kindes auch nur noch Hoffnung hegen könnte, und immer trauriger und bedrückter zogen die armen Eltern mit ihrem sterbenden Liebling ihre Straße weiter.

Da kam, ich weiß nicht wer, auf den Gedanken, man möge das Kind doch auch der lieben Fremden zeigen, ob nicht etwa sie aus ihrer Heimath her ein Mittel kennte, und wie ist man zum Eingehen in jeden Vorschlag so sehr geneigt, wenn man in dem traurigen Gebiete der letzten Aussichten angelangt ist. — Unverzüglich wird das Bettlein zu dem Hause, wo Nunnia — so hieß die Christin*) — diente, hingetragen, und letztere herbeigerufen. Nunnia erscheint und vernimmt das Begehren der Leute. Nein, erwiederte sie verlegen, ich armes Mägdlein vermag euch nicht zu rathen; doch wüßte ich Einen euch zu nennen, lenkt sie mit heiterer Miene ein, der euch das Kind nicht nur aus dieser Krankheit, sondern selbst aus dem Tode zurückzugeben vermöchte. — Auf die hastige Frage der Bekümmerten, wer der doch sei und wo er wohne, erwiederte sie: Er sei ein großer und mächtiger Herr, und sitze hoch oben im Himmelsthron; nichtsdestoweniger aber neige er sich zu Allen gerne herab, die seiner begehrten, und die Liebe und die Erbarmung sei er selber. — Ei, so gehe, flehen die Träger, und hole ihn. Und das Mägdlein geht und beugt ihre Kniee vor ihrem Herrn Jesus Christus, und betet: „Um deiner Ehre willen, Herr Jesu, erscheine, offenbare dich und hilf!" Und wie sie zurückkehrt, die Beterin, das Amen ihres Gottes in der freudig bewegten Brust, wahrlich, da schlägt auch schon das kranke Kind die Augen auf, sieht sich lächelnd um, und — ist genesen. Vor Freude trunken ziehen die seligen Eltern mit ihrem Schatz heim, und wer ihnen begegnet auf dem Wege, muß es hören, was sich Herrliches und Großes begeben habe. — Uebrigens schrieb man das Wunder nicht dem, der es that, sondern der fremden Sclavin zu, welche den Leuten jetzt im Glanze eines höheren übermenschlichen Wesens erschien. Wie von Flügeln des

*) Nach der armenischen Tradition; die Kirche hat ihr Gedächtniß unter dem Namen Christina aufbewahrt.

Windes fortgetragen, wurde der Vorgang bald im ganzen Lande ruchbar. Auch zu den Ohren der Königin kam er, und als auch diese nicht lange nachher in eine schwere Krankheit verfiel, war ihr erster Gedanke — wer? — Die Sclavin aus der Fremde. — Sie schickte Boten und ließ sie zu sich bitten. Nunnia aber lehnte die Einladung ab, und blieb zurück. Es verursachte ihr tiefen Schmerz, daß man Miene machte, auf sie eine Ehre legen zu wollen, die ja allein ihrem Herrn gebühre. — Doch was begab sich nun. Jetzt ließ sich die Königin persönlich zu ihr hintragen. Wie das Nunnia sieht, ergreift eine tiefe Rührung ihr Herz. Sie betet, und in der That, auch die Königin zieht genesen heim. Als Miraus, so hieß der König, seine geliebte Gattin gesund zurückkehren sieht, geräth er außer sich vor Freude, und trifft Anstalt, der Wunderthäterin die reichsten und köstlichsten Geschenke zuzusenden. — Aber die Fürstin räth ihm ernstlich von diesem Vorhaben ab, indem sie ihm versichert, er werde das Mägdlein nur dadurch betrüben; denn dieses räthselhafte Kind verschmähe alle irdischen Güter, und betrachte sich nur dann für ihre Dienste belohnt, wenn man mit ihr ihrem Gott die Kniee beuge. Das befremdet den König in nicht geringem Maße, ohne jedoch für jetzt noch einen weiteren Eindruck auf sein Herz hervorzubringen. Ueberhaupt blieb der Blitzstrahl himmlischen Lichtes, der durch das Doppelwunder in die iberische Finsterniß hereingeleuchtet, vorläufig ohne nachhaltige Wirkung. Was aber ereignete sich später? — Der König ist auf der Jagd, indem er einem Wilde nachsetzt, verliert er sich in der Hitze des Verfolgens in einen tiefen Wald. Hier überrascht ihn ein dunkles Nebelwetter, das ihn vollends von seinem Gefolge trennt. Er weiß nicht mehr, wo er ist, sucht einen Ausweg, findet keinen. Immer tiefer vielmehr verirrt er sich in die einsame Wildniß. — Der Abend fällt daher. Seine Verlegenheit steigt aufs Aeußerste. — Er stößt ins Horn; aber das Echo der Schluchten ist die einzige Ant=

wort, welche, seine Einsamkeit nur noch erhöhend, zu ihm zurück kehrt. — Da fällt ihm die Dirne aus der Fremde ein, und was sie von der Macht ihres großen, unsichtbaren Königs sagte, wie der hoch droben zwar sein Schloß und seinen Thronsaal habe, nichtsdestoweniger aber überall zur Stelle sei, wo man sein begehre. — Ist dem so, denkt Miraus, was hinderts, daß er auch mir erscheint? Und wie er es denkt, beugt sich auch schon sein Knie zum Staube in dieses Waldes Einsamkeit, und von einem heiligen Andachtsschauer durchrieselt, beginnt er: „Du, den die Fremde ihren Gott nennt, Jesus, lebst du, bist du allmächtig, o so zeig es und hilf mir aus dieser Irre. Verschaffst du mir Ausgang, so sei dein mein Herz, mein Leben, und was ich bin und habe!“ — Er betets, und meints so, wie er betet. — Kaum aber sind die Worte von seinen Lippen, da rollt sich auch schon das düstere Nebelgewölk zusammen wie ein Gewand, und der Himmel sieht wieder blau und heiter nieder, und der überraschte König thut nur einige Schritte im Walde vorwärts, als er mit einem Male gewahrt, wo er ist, und den Ausweg findet. — Er kommt glücklich zu den Seinigen zurück. Seine Gattin ist die erste, der er mit tiefer Rührung erzählt, was ihm begegnet sei. — Nein, sie zweifeln nun nicht mehr: Der Sclavin Gott ist der lebendige, der wahre. — Sie haben ihn als solchen mit Händen betastet. Ihr erster Gang des folgenden Tages ist zu Nunnia. Auch sie, ja sie vor Allen muß es hören, was sich großes ereignet habe. — Mit tief ergriffener Seele berichtet ihr der König das erlebte Wunder, und dann nehmen beide, König und Königin, des Mägdleins Hand: O, sage uns ein Weiteres von deinem Jesus! — — Und von Stund an sieht man das Herrscherpaar gelehrigen Kindlein gleich zu den Füßen der geringen Sclavin sitzen, und Nunnia verkündet ihnen in holdseliger Einfalt, was sie von ihrem Heiland und dessen Thaten weiß, und die Beiden verschlingen ihre Worte; und ihr Herz, ach! wie zerschmilzts, wie

weitet sichs, und wie entbrennt es. — Und nicht lange währts, da bietet sich ein noch schöneres Schauspiel dar. — O, siehe, ein Missionar in der Königskrone, eine Predigerin von Christo in der Herrscherbinde! Den Beiden nämlich wollte es bedünken, als könnten sie mit einer größeren Wohlthat ihr Volk nicht segnen, als wenn sie auch ihm das süße Evangelium von dem Gott verkündeten, der Mensch geworden. Und so steht denn der König da und predigt den Männern, und die Königin predigt den Frauen und Mägdlein des Landes. — Und der Herr sah seine Lust an diesen Zeugen. Das Volk nimmt das gute Wort mit Freuden auf. Jesus hält in die Hütten und Herzen der wilden Horde seinen Einzug. Eine neue Schöpfung erblüht in dieser finstern Menschenwüste. Auf den Trümmern der Götzenaltäre steigen heitere, helle Christenkirchlein in die Höhe und tönen vom lauten Lobe der Gnade dessen wieder, der sich auch hier seiner Heerde selber angenommen.

Noch heute lebt das Gedächtniß der geringen Magd, die der Herr zu seinem Rüstzeug unter dem Völklein der Iberier sich erwählt, in der Kirche Christi fort.

Von dieser Völkerschaft kann die Bekanntschaft mit dem Christenthum auch unter den benachbarten Völkern verbreitet worden sein. Denn um das Jahr 520 reiste der Fürst einer Völkerschaft dieser Gegend, der Kagier (Kolchier), Namens Tyathus, zu dem Kaiser Justinus, er ließ sich taufen und Justinus war sein Pathe. Mit einer vornehmen Griechin, die seine Frau geworden, kehrte er zu seinem Volke zurück, reichlich beschenkt von dem Kaiser, der ihn als König anerkannte. — Auch ein anderer Volksstamm dieser Gegend, die an den Kaukasus

*) Rufin. hist. eccl. I, c. 10. Auch Socrates hist. eccl. I, 20 und Sozom II, 70, sowie Theod. I berichten, die einen einfacher, die andern ausgeschmückter, dieselbe historische Thatsache.

grenzenden Abasger, wurden unter der Regierung des Kaisers Justinian bekehrt. Bis zu dieser Zeit waren Wälder und hohe Bäume Gegenstände ihrer Verehrung. Der Kaiser Justinian sandte ihnen Geistliche und gründete eine Kirche unter ihnen. Er machte das Volk dadurch dem Christenthum geneigt, daß er ihren Regenten den schändlichen Handel mit verschnittenen Sklaven, dem viele Knaben des Volkes geopfert wurden, untersagte.

## 4. Die Märtyrerkirche Persiens.

In frühester Zeit schon war das Christenthum nach Persien gedrungen, und so gesegnet waren seine Fortschritte gewesen, daß wir zur Zeit Constantins schon zahlreiche Gemeinden hier finden, an deren Spitze der Bischof der Hauptstadt Seleucia stand. Die Zahl der Christen hatte sich unter allen Ständen, auch in den höchsten Kreisen, vermehrt. Eine vereinzelte Nachricht, die auf uns gekommen, läßt uns ersehen, wie mächtig das Christenthum im Anfange des vierten Jahrhunderts in Persien wirkte. Unter der Regierung Hormisdas II. (301—308 n. Ch.) war nämlich einer der Ersten unter der persischen Priesterkaste der Magier, ein sogenannter Mobed, der in der größten Verehrung des Volkes stand, zum Christenthum übergetreten. Er schrieb ein Werk gegen die Lehre des Zoroaster (S. 90) und zur Vertheidigung des Christenthums. Diese weit verbreitete Schrift scheint viel für das Christenthum gewirkt zu haben. Da man im Disputiren nicht mit ihm fertig werden konnte, so wurde er gesteinigt — denn die Magier wandten als die Hauptfeinde des Christenthums Alles an, um seine Ausbreitung in Persien zu verhindern. Sie bezeichneten die Christen, weil sie die Anbetung des Mitras, der Sonne (vgl. S. 7) verweigerten, als Diener des Ahriman, und ihre Verleumdungen, mit denen sie die Christen verfolgten, fanden bei dem Volke und bei den Königen um so

williger Gehör, als die Verbindung der Christen mit ihren Glaubensgenossen in dem gegen die Perser feindlichen römischen Reich sie auch politisch verdächtig machte. — Noch hatte Constantin der Große auf Veranlassung einer Gesandtschaft, welche der persische König Sapores II. an ihn schickte, die Christen in Persien dem Schutze des Königs empfohlen. Aber bald nach dessen Tod (im J. 343) brach eine offene Verfolgung über die Christen herein.

Sie begann damit, daß der Kaiser den Christen eine unerschwingliche Kopfsteuer aufzulegen drohte, wenn sie nicht die persischen Götter anbeten wollten. Es war kein Miethling, welcher damals das Amt des obersten Bischofs der persischen Kirche verwaltete. Mit hochherziger Freimüthigkeit erklärte der ehrwürdige Symeon sich gegen diese Zumuthung und mit edler Selbstverleugnung bezeigte er sich bereit, nach dem Vorbilde seines Heilandes sein Leben für die ihm anvertraute Heerde hinzugeben. Dem Kaiser galt diese edelmüthige Standhaftigkeit nur für schimpfliche Verachtung seiner Majestät und der Hoheit seiner Götter. Er befahl, daß die christlichen Geistlichen hingerichtet, die christlichen Kirchen zerstört und die Kirchengeräthe zu gemeinem Gebrauch verwendet würden; der Bischof aber sollte vor ihm erscheinen; er selbst wollte ihn richten. Mit zweien Presbytern seiner Kirche ward der Greis in Fesseln vor den Kaiser geführt. Entschlossen, allein dem die Ehre zu geben, für den er zu sterben bereit war, weigerte er sich, wie es die Landessitte sonst erforderte, vor dem Kaiser sich niederzuwerfen; und als dieser von ihm verlangte, daß er wenigstens vor der von den Persern göttlich verehrten Sonne sich beuge, antwortete er, viel eher noch würde er dem Kaiser als einem vernünftigen Wesen diese Ehre erweisen als der Sonne, die nur eine leblose Creatur sei. Der erzürnte Kaiser ließ den standhaften Bekenner ins Gefängniß wieder abführen, ob er sich noch etwa eines Besseren besinnen möchte.

Auf dem Wege dahin begegnet ihm Guhsciatazades, der erste des kaiserlichen Hofes, Christ zwar auch, aber abtrünnig; denn er hatte durch Bitten und Drohungen sich bewegen lassen, der Sonne seine Verehrung zu beweisen. Die Herrlichkeit der Glaubenstreue, die in dem Angesichte des muthvollen Märtyrers sich spiegelte, erfüllte den zwar Gefallenen, aber noch nicht Verstockten mit tiefer Ehrfurcht. Der mächtige Günstling des Kaisers ließ vor dem gefesselten Glaubenszeugen sich auf die Knie nieder und grüßte ihn. Dieser aber würdigte ihn keines Blickes. Die Wege des Herrn sind verschieden: der Herr sieht den verleugnenden Petrus an und er geht hinaus und weint bitterlich; und Symeon sieht den gefallenen Guhsciatazades nicht an, und verdiente Verachtung bringt ihn auch zur Erkenntniß seines tiefen Falles. Reuevoll bekennt er seine Schuld, muthig und mit aller Inbrunst eines wieder erwachenden Glaubens Christum, den er verleugnet hat. Er wird zum Tode verdammt, und er weiß um keine andere Gnade zu bitten, als daß der Kaiser bekannt machen lasse, er sterbe für Den, den er verlassen, doch im Glauben wieder gefunden. Mit staunender Freude hört in seinem Gefängnisse Symeon von den Wundern der Gnade, die draußen vorgehen. Wie preiset er Gott, wie bittet er Gott, mit ihm zu eilen, auf daß er bald nachkomme seinen gesegneten Vorläufern. Der folgende Tag ist der, welchen die persischen Christen zum Andenken des Friedens Christi feiern. An diesem möchte er gern mit seinem Tode den preisen, der für ihn starb. Der Wunsch seines Herzens wird ihm gewährt. Ein wiederholtes standhaftes Bekenntniß, das er an diesem Tage vor dem Kaiser ablegt, bringt ihm das Urtheil des Todes, das gleich an ihm und noch hundert seiner Genossen im heiligen Amte soll vollzogen werden. Er soll erst ihr Blut fließen sehen, damit seines Abfalles der Feind am Ende noch triumphire. Aber nicht dieser triumphirt, sondern der Märtyrer siegt, und, nachdem er die Schaar der sterbenden Brüder

zum Tode gestärkt, eilt er mit ihr frohlockend der Herrlichkeit zu, wo die Krone der Gerechtigkeit ihm bereit liegt. Und noch eine Seele soll er mit sich führen. Einer der Gefährten, obwohl stark im Geist, aber der Schwachheit des Fleisches unterliegend, erbebt vor dem Anblick des Königs der Schrecken, als man ihn entkleidet und bindet, als er alle die grausen Zurüstungen zum letzten Streiche sieht. Kaum wird es Phusik, ein angesehener Hofbeamte, auch ein Christ, gewahr, daß der Bruder des brüderlichen Zuspruchs bedarf, als er ihm schnell zu Hilfe eilt. „Sei getrost", ruft er ihm zu, „nur einen Augenblick schließe die Augen, bis das Licht des Herrn über dir aufgeht." Es wird dem Kaiser hinterbracht. Dieser, um so mehr erbittert über des Dieners Kühnheit, als er eben mit einer neuen Ehrenstelle ihn belohnt, spricht auch ihm sogleich das Urtheil des Todes. „Gern", ruft der Glaubensheld, „vertausche ich diese mühselige Ehre mit der Krone der Märtyrer", und nachdem ihm die noch Gott preisende Zunge ausgerissen, empfängt er den Streich des Todes.

Nachdem vierzig Jahre lang diese grausame Verfolgung gedauert hatte, mußte der König Sapores endlich selbst die Fruchtlosigkeit seiner blutigen Edicte gegen das Christenthum erkennen und bewilligte endlich allen Religionspartheien Duldung. Ein merkwürdiges Zeugniß von der Siegeskraft des Christenthums in jener Verfolgung giebt sein Nachfolger, der König Isdegerdes II., in folgenden Worten: „Als der König Sapores alle Kirchen in ganz Persien verschlossen hatte, da machten die Christen aus jedem Hause eine Kirche und verrichteten ihre Religionsübung an jedem Orte; ja, sie glaubten, daß sie selbst Tempel seien, und sie hielten sich für besser, als irdische sterbliche Geschöpfe. Sie ertrugen die schwersten Verfolgungen und ihr Nacken wurde nicht müde. Ihre Güter wurden geplündert und doch wurde des Plünderns immermehr. Der König wurde wüthend und die Henker verzweifelten; aber die Christen waren

voll Freude, ertrugen mit ruhigem Gemüthe alle Leiden und unterwarfen sich in Geduld der Plünderung ihrer Güter. Da der König sah, daß sie des Todes spotteten und ihn nur als Weg zu ihrer himmlischen Heimath betrachteten, so gebot er allen Magiern und Mobeds, Keinen zu beunruhigen, sondern ohne Furcht seinem eigenen Glauben folgen zu lassen. Seitdem hatten die Christen Freiheit von aller Bedrückung und ihre Lage ward durch die Verwendung eines christlichen Bischofs in Mesopotamien (Maruthas von Tagrit), der sich durch günstige Unterhandlungen mit den römischen Kaisern große Verdienste um den persischen Staat erworben, immer günstiger. Sie erhielten Erlaubniß, ihre zerstörten Kirchen wieder aufzubauen und ihre gottesdienstlichen Versammlungen zu halten."

Da ging Alles wieder verloren durch die unbesonnene Handlungsweise des Bischofs Abdas von Susa, der in unzeitigem Eifer einen der persischen Tempel, in welchem das Feuer als Symbol des Ormuzd verehrt wurde, hatte niederreißen lassen. Er wurde vom König aufgefordert, den Tempel wieder aufzubauen, und als er sich dessen weigerte, hingerichtet*). Dies war der Anfang einer neuen Verfolgung, welche dreißig Jahre hindurch noch heftiger als zuvor gegen das Christenthum wüthete. Orientalische Grausamkeit ersann die martervollsten Todesarten

---

*) Merkwürdig ist das Urtheil des milden Theodoret, der dies erzählt, über die Handlung des Bischofs (hist. eccl. V, 39): Ich sage zwar, daß die Zerstörung des Feuertempels nicht zur rechten Zeit geschehen; denn auch der Apostel Paulus zerstörte, als er nach Athen kam und die Stadt dem Götzendienste ergeben sah, keinen der dortigen Altäre, sondern durch Unterricht widerlegte er die Unwissenheit und bewies er die Wahrheit. Daß der Bischof aber lieber sterben, als den Tempel wieder aufbauen wollte, bewundere ich in der That; denn es scheint mir dasselbe zu sein, das Feuer anzubeten oder den Tempel wieder aufzubauen.

und Männer aus allen Ständen, auch die vornehmsten, starben den Märtyrertod. Hormisdas, einer der Vornehmsten des Reiches, sollte den Namen des Herrn verleugnen. „Ihr gebietet mir", entgegnete er, „was euch selbst nicht freuen kann. Wer seinen himmlischen König verleugnet, wird dem irdischen viel weniger treu sein." Die Stimme der Wahrheit findet kein offenes Ohr. Hormisdas wird seiner Würden entsetzt und verurtheilt, nackt, bloß mit einem Gürtel bekleidet, die Kameele im Gefolge des Heeres zu treiben. Nach einigen Tagen erblickt ihn der König, von der Sonne verbrannt, mit Staub bedeckt; von Mitleid ergriffen, läßt er ihm ein leinenes Gewand anlegen, und von neuem fordert er von ihm Verleugnung als Preis der Begnadigung. Aber der Glaubensheld zerreißt das Gewand und ruft: „Um den Preis behaltet euer Geschenk, ich mag es nicht." —

Benjamin, ein Diaconus der Kirche, hatte schon zwei Jahre lang um des Glaubens willen im Kerker geschmachtet. Der römische Gesandte erwirkt ihm Freiheit vom Herrscher der Perser, aber unter der Bedingung, daß er keinem Perser das Evangelium verkünde. Aber Benjamin sprach: „Unmöglich ist's mir, das Licht zu verbergen, welches der Herr in mir angezündet; schwere Strafe hat der Herr denen gedroht, welche das Pfund im Schweißtuche behalten." Und als er dennoch die Freiheit erhalten, redete er nach wie vor das Wort zu Allen, die es zu hören begehrten. Der König erfährt's und verlangt Verleugnung von ihm. Da sprach der Glaubensheld: „Zu welcher Strafe wirst du, o König, den Frevler verurtheilen, der dein Reich verläßt und zum Reiche des Feindes übergeht; wie könnte ich darum meinen Schöpfer verlassen und einer Creatur die Gott gebührende Ehre geben." — Doch das Zeugniß der Wahrheit findet auch hier kein Gehör und der Diener des Herrn wird auf das grausamste hingerichtet.

Das Ende dieser Verfolgung soll zum Theil ein Werk

christlicher Liebe, das ein frommer Bischof, Akazius von Amida, vollbrachte, herbeigeführt haben. In den zwischen den Römern und Persern von Neuem ausgebrochenen Kriegen waren siebentausend persische Gefangene von den römischen Soldaten fortgeschleppt worden. Die Unglücklichen waren von Kleidung und Nahrung entblößt; verzweiflungsvoll war ihre Lage, vergeblich ihr Bitten um Freilassung. Da rief Akazius seine Geistlichen zusammen und sprach zu ihnen: „Die fromme Liebe unserer christlichen Brüder hat der Kirche eine Menge Gold- und Silbergeräthe geschenkt. Unser Gott bedarf aber des Goldes und Silbers nicht, weder der Schüsseln noch der Becher, denn er ist der Allgenugsame. So laßt uns das vielmehr verwenden, die Gefangenen loszukaufen und sie zu ernähren.“ — Die Stimme der Liebe findet Anklang in den Herzen der Diener Christi. Das Gold und Silber wird umgeschmolzen, und die Gefangenen von dem gewonnenen Gelde nicht allein freigekauft, sondern auch mit Speise und Geld zu den Ihrigen zurückgesandt. — Der Lohn einer solchen That blieb nicht aus. Sie wandte das Herz der Verfolger und bereitete den Christen eine bessere Lage, sodaß sie nun in Frieden die Früchte genießen konnten, welche ihnen aus der Trübsal erwachsen waren.

## 5. Theophilus oder die Anfänge des Christenthums in Arabien.

In der Bekehrungsgeschichte der Indier und Araber zeichnet sich besonders Theophilus, mit dem Beinamen „der Indier“ aus. Denn zu Diu in Ostindien von arabischen Eltern geboren, war dieser merkwürdige Mann vom Herrn ausersehen, das Evangelium nicht allein nach Arabien, sondern auch nach Südasien zu tragen. Dieser Theophilus, welcher den Beinamen des Inders (ὁ Ἰνδός) führte, war, wie der arianische

Geschichtschreiber Philostargius erzählt, von seinen Landsleuten, den Bewohnern der Insel Diu, (Διβου) unter der Regierung des Kaisers Constantinus, als Geißel nach Constantinopel geschickt worden. — Schwerlich ging er mit Freuden damals den weiten Weg: aber doch ward er für ihn ein Weg des Heils; denn Theophilus fand in der großen christlichen Hauptstadt, was er in seinem Vaterlande nicht würde gefunden haben, und was erst ihn und durch ihn tausend andere unaussprechlich reich machte: die Erkenntniß der christlichen Wahrheit. Gott segnete den christlichen Unterricht, den er hier empfing, an seinem Herzen, so daß man ihn zum Geistlichen und später gar zum Bischof weihte, um seinen Landsleuten, den Indiern und Arabern das Evangelium zu verkündigen.

Wie er unter den Indiern gewirkt, davon haben wir keine näheren Nachrichten. Er streute aber ohne Zweifel manches Samenkorn hier aus, was später immer lieblicher blühte. Denn im sechsten Jahrhundert hören wir durch einen gewissen Kosmas*), der erst ein reisender Kaufmann war, dann aber den irdischen Pilgerstab mit dem himmlischen vertauschte, von zahlreichen christlichen Gemeinden an drei verschiedenen Orten des Landes, auf der Insel Taprobane (Ceylon), sowie zu Male und Kalliana (vielleicht Malabar und Kallicut*).

Mehr ist uns aufbehalten von dem apostolischen Wirken des Theophilus unter den Arabern. Es ist ein schönes Zeugniß für den in vieler Hinsicht uns nicht empfohlenen Kaiser Constantius (360 n. Chr.), daß er seine Fürsorge auch auf die Christen in den entferntesten Gegenden ausdehnte. Er schickte eine Ge-

---

*) Jener Kosmas, der unter dem Namen eines „Schiffers nach Indien" (Ἰνδοπλεύστης) bekannt ist, hat die auf seinen Reisen gesammelten ethnographischen Nachrichten in einer Schrift (τοπογραφία χριστιανίκη) niedergelegt, welche er als Mönch im Jahre 535 schrieb.

sandtschaft an einen mächtigen arabischen Fürsten mit vielen Geschenken, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, daß für die christlichen Kaufleute, welche aus dem römischen Reiche der große Handelsverkehr so oft und so zahlreich nach Arabien führte, auf Kosten des Kaisers eine Kirche erbaut und christlicher Cultus darin gehalten werden dürfe. Zu dieser Gesandtschaft erwählte der Kaiser den Theophilus, der vermöge seiner Abkunft den Arabern näher stand und mit ihrer Sprache bekannt war. Theophilus wirkte mit günstigem Erfolge; er bekehrte den Fürsten des Volkes, und dieser gründete nun auf seine eigene Kosten drei Kirchen, die eine an dem Hauptplatze des Volkes, der Tephar hieß, die andere an dem römischen Hafen und Handelsplatze Aden, die dritte an dem persischen Meerbusen in Harmug. — Mönche, welche die an Arabien grenzenden Wüsten bewohnten, setzten das Werk fort, welches Theophilus so glücklich begonnen hatte. Sie erwarben sich größtentheils die Verehrung und das Vertrauen der umherstreifenden Nomadenhorden und benutzten dies, um das Evangelium ihnen zu verkünden. Eusebius von Cäsarea erzählt, daß zu seiner Zeit in den Wüsten der Sarazenen christliche Gemeinden gegründet wurden. Dem Mönch Hilarion kamen Schaaren von Sarazenen mit Weib und Kind entgegen und baten ihn um seinen Segen. Er aber ermangelte nicht, sie auf Den hinzuweisen, von dem sie einen noch besseren Segen erlangen könnten, und sie zum Glauben an Christum zu vermahnen. — Späterhin, um das Jahr 372, geschah es, daß eine sarazenische Königin, Mavia genannt, welche mit den Römern im Krieg war, von einem sarazenischen Mönch einer benachbarten Wüste, Namens Moses hörte. Als die Römer, von ihr in die Flucht geschlagen, um Frieden baten, versprach sie denselben nur dann zu gewähren, wenn ihr und ihrem Volke jener Moses zum Bischof gegeben würde. — Die Bedingung wurde bewilligt und Moses zur Uebernahme des Bischofsamtes nach Alexandrien

geführt. Hier sollte er die Bischofsweihe des arianischen Bischofs Lucius empfangen. Aber muthig bezeugte er, daß Lucius die vom Blute des Heiligen befleckten Hände ihm nicht auflegen dürfte, und bestand darauf, daß er die Weihe von den durch Lucius in's Exil gesandten Bischöfen empfing. — Hierauf ging er zu dem kriegerischen Volksstamm und wirkte unter demselben für die Einigkeit des Glaubens und Erhaltung des Friedens*). — In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts hatte der Mönch Symeon in Syrien, der Jahre lang auf einer 36 Ellen hohen Säule stehend zubrachte, durch die Gewalt seiner Selbstbeherrschung die Aufmerksamkeit der sarazenischen Nomaden auf sich gezogen. Sie hielten ihn für ein überirdisches Wesen und setzten großes Vertrauen auf seine Fürbitte und auf den von ihm ertheilten Segen. Hunderte und Tausende kamen zu ihm und wurden durch seine Ermahnungen bewogen, sich taufen zu lassen. Theodoret erzählt dies als Augenzeuge**). — Noch höhere Verehrung genoß im fünften Jahrhundert der Mönch Euthymius. Gott bekräftigte seinen Glauben durch folgende Zeichen: Auf sein Gebet wurde der Sohn eines mächtigen arabischen Stammfürsten von schwerer Krankheit geheilt, worauf er sich mit seinem Sohne taufen ließ. Viele seines Stammes folgten seinem Beispiele und ließen sich seitdem mit ihrem Fürsten in der Nähe des Euthymius in ihren Zelten nieder. Euthymius hatte großen Einfluß auf ihre Gemüther. Endlich wurde der herangewachsene Sohn Haupt seines Stammes, der Nomadenfürst aber, welcher bei der Taufe den Namen Petrus empfangen hatte, Bischof der verschiedenen sarazenischen Schaaren; er erhielt den Namen des ersten sarazenischen Lagerbischofs in Palästina.

---

*) Rufin. hist. eccl. II, cap. 6.
**) Theod. hist. relig. III, cap. 26.

Dies sind die Anfänge eines Missionswerkes, das leider schon nach zwei Jahrhunderten unter der Herrschaft des falschen Propheten und seiner Lehre wieder unterging.

## 6. Licht vor Abend in Nordafrika.

Charthago und Alexandrien waren, wie wir sahen, schon im zweiten und dritten Jahrhundert die hervorragenden Lichtstätten, von denen das Evangelium Christi über die römischen Provinzen des nördlichen Afrika's, über Aegypten, Numidien und Mauritanien seine segnenden Strahlen verbreitete.

In Carthago war es Quintus Septimius Florenz Tertullianus (geb. um 160, gest. um 220 n. Chr.), der, aus einem heidnischen Rhetor der mächtigste und geistvollste Apologet des Christenthums geworden, in seiner Vaterstadt Carthago und weit hinaus für das ganze Abendland durch seine Schriften, namentlich seine berühmte Vertheidigungsschrift (Apologeticus), der Sache der christlichen Wahrheit große Dienste geleistet. Ihm war, noch eingreifender in das Missionswerk der Kirche Christi, fünfundzwanzig Jahre später Cyprian, der Bischof von Carthago, gefolgt, dessen unendlich reich begnadigte und gesegnete Wirksamkeit für das Wachsthum und die Stärkung der damaligen Märtyrerkirche wir oben geschildert haben.

Alexandrien war schon längst der Wohnsitz der Gelehrsamkeit und der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Forscher des Orients gewesen, und von hier aus waren früher schon die vorbereitenden Strahlen einer besseren Erkenntniß weithin über die Juden- und Heidenwelt verbreitet worden. Selbst eine Pflanzschule heiliger Wissenschaft hatte, nach dem Zeugniß des Eusebius*), seit langer Zeit dort bestanden, die ohne Zweifel durch

*) Eus. hist. eccl. VI, 10.

Anregung alttestamentlicher Schriftforschung für die erste Pflanzung des Christenthums in den Hauptstädten Afrikas nützliche Dienste leistete. Aber das Bedürfniß, für die wachsenden Christengemeinden wohl unterrichtete Lehrer zu gewinnen, und die Erkenntniß des Herrn immer weiter in die Heidenwelt hinauszutragen, war mit der Zeit größer und allgemeiner geworden und legte den Grund zu dem raschen Aufblühen der alexandrinischen Catechetenschule, aus welcher innerhalb kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter Lehrer der Kirche hervorgingen: Pantänus, den sein glühender Missionseifer bis nach Arabien und Indien geführt, Clemens von Alexandrien, der um das Jahr 202 nach Palästina geflüchtet, dort in Aelia Capitolina die Christengemeinde erweiterte und befestigte, Origenes (vgl. S. 159), dessen wiederholte Reisen nach Arabien ihm die ersehnte Gelegenheit gab, auch den dortigen Heiden die Erkenntniß des Heils in Christo zu bringen, und die zahlreichen Schüler des Origenes, deren wir früher Erwähnung gethan.

So schien die Kirche Nordafrika's, begünstigt durch ihre geographische Lage, welche ihre Provinzen zum natürlichen Mittelpunkt dreier Welttheile machte und ihnen den leichten Zutritt zu allen Ländern der Erde öffnete, unterstützt durch die zahlreichen Erkenntnisse und Bildungsmittel, die ihr vorzugsweise zu Gebote standen, emporgehoben durch die ausgezeichneten Knechte Christi, welche in ihrer Mitte arbeiteten, sowie durch den umfassenden Einfluß, den hier das Christenthum unter den gebildeten Ständen fand, vom Herrn bestimmt, eine Pflanzschule des Christenthums für alle Völker der Erde zu werden. Und doch ging diese Kirche unter inneren Zerwürfnissen und Streitigkeiten, vor allem aber unter den letzten schweren Anfechtungen der arianisch gesinnten, mit roher Habsucht und wildem Fanatismus die blühenden Gemeinden Nordafrika's verwüstenden Van-

dalen dem Untergange entgegen, der ihr kurzes Dasein dem Todesschlummer der folgenden Jahrhunderte überlieferte. — Possidius, Bischof von Calama, ein Augenzeuge, beschreibt den namenlosen Jammer, der durch diese wilden Barbaren, die unter ihrem König Genserich (429) von Spanien her in Afrika eingefallen waren, nach allen Richtungen hin verbreitet wurde. Er sah die schönsten Städte in Asche, die Hütten des Landmanns dem Boden gleich gemacht und die Einwohner mit dem Schwert erschlagen oder entflohen. Tausende schmachteten in der Sclaverei und Viele von ihnen hatten mit ihrer Unschuld auch ihren Glauben eingebüßt. Keine Lobgesänge erschallten mehr in den Tempeln und die feierlichen Gottesdienste hatten aufgehört, weil es nicht nur an Verkündigern des göttlichen Wortes, sondern auch an Christen fehlte, die sich, wenn auch nur in Privatwohnungen, versammeln konnten. Die Bischöfe und Geistlichen, welche dem Schwert oder der Sclaverei entronnen waren, hatten ihre ganze Habe eingebüßt und waren Bettler geworden, während Schaaren ihrer Pflegebefohlenen in den Wäldern, Gebirgen, Felsen und Höhlen sich verkrochen und dem Hungertode preisgegeben waren. Von der mächtigen Zahl von Kirchen in Afrika waren nur noch drei, zu Carthago, Hippo und Kirtha übrig geblieben, weil die festen Städte, in denen sie sich befanden, noch nicht vom Feinde erobert waren.

Wie eine letzte große Leuchte der untergehenden Kirche Nordafrika's, stand damals an der Spitze der Gemeinde zu Hippo als Bischof Aurelius Augustinus, ein Mann, der durch den mächtigen Einfluß seiner Schriften auf die Bildung der abendländischen Kirche mit Recht verdient, der Vater derselben genannt zu werden. Sein Leben und Wirken kann und darf daher in einer Missionsgeschichte nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Im Jahre 354 zu Tagaste geboren, hatte er von seiner frommen Mutter Monica in frühester Jugend die

Eindrücke eines lebendigen Christenthums empfangen; aber frühzeitig in die Netze der Wollust verstrickt und von Ehrgeiz verführt, war er als Jüngling bei seinen Studien in Carthago in die mannichfachsten Verirrungen des Geistes und Gemüthes gerathen und ein Anhänger der Secte der Manichäer geworden. Seine Mutter verzehrte sich im stillen Gram über ihren Schmerzenssohn, und flehte für ihn zum Herrn Tag und Nacht. Einmal ging sie zum Bischof und bat ihn mit Thränen, ihren Sohn von seinen Irrwegen zurückzuführen; der Bischof konnte es ihr nicht gewähren, aber tröstete sie mit dem Worte: „Gehe hin, es ist unmöglich, daß der Sohn dieser Thränen und Gebete könne verloren gehen.“ Noch sollte ihr Glaube freilich auf eine härtere Probe gestellt werden. — Augustin eröffnete in Carthago eine Schule der heidnischen Beredtsamkeit; daneben übte er mit Eifer die abgeschmacktesten Bräuche des manichäischen Aberglaubens und war mit Leidenschaft der Sterndeuterei sowie dem Schauspiel ergeben. Bald verließ er heimlich und unter einem lügnerischen Vorwand die Mutter und begab sich nach Rom und Mailand, wo ihm als Meister der Beredtsamkeit die Bahn des Ruhms und der Ehre winkte. — Doch seine Seele fand darin keine Ruhe und Frieden; auch der Manichäismus befriedigte ihn nicht mehr. Er sehnte sich nach der Gnade und Wahrheit Gottes in Christo; er seufzte, rang, und betete um Erlösung von den Banden der Fleischeslust und Sünde. — Die Predigten des frommen Ambrosius, die er zuweilen hörte, die Ermahnungen seiner frommen Mutter, die ihm nach Mailand gefolgt war, fachten das Feuer seiner Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott nur immer heftiger an. Noch aber fühlte er von der Macht der Sünde sich gebunden, zurückgehalten und umfangen. Augustin's ganze Seele schrie jetzt: „Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ — und die Stunde der Errettung nahte. Eines Tages erzählte ihm ein Freund von der wunder-

baren Selbstverleugnung des heiligen Antonius und von zweien seiner Gefährten, welche kurz vorher die Welt verlassen und dem Dienste Gottes im einsamen Leben sich geweiht hatten. Die Erzählung machte einen erschütternden Eindruck auf Augustin; er ergreift die Hand seines Freundes. „Was ist das", rief er aus, „Alypius? Ungelehrte Leute raffen sich auf und ergreifen den Himmel, und wir mit aller unserer Gelehrsamkeit wälzen uns noch im Schlamme der Sünde!" Plötzlich riß er sich los von dem Freunde, in das Gärtchen des Hauses eilend. Dieser, durch die Gluth seiner Augen und seines Angesichts, die bebende Stimme seines Mundes erschreckt, folgte ihm nach. In Augustin's Seele aber stürmte es noch fort; aus der Tiefe seines Herzens stiegen alle seine Sünden herauf und traten vor seine erschütterte Seele; immer heftiger wurde der Kampf, die zurückgehaltenen Thränen erstickten seine Stimme. Aufs Neue eilt er hinweg von der Seite des staunenden Alypius, wirft sich hin unter einen Feigenbaum und unter einem Strome der hervorstürzenden Thränen ruft er: Herr, wie lange? Wie lange, Herr, wirst du zürnen? Nicht eingedenk, o Herr, sei nicht eingedenk meiner vorigen Missethat! Wie lange? Wie lange? Morgen und wieder Morgen? Warum nicht jetzt? — — So sprach er und weinte bitterlich aus zerknirschtem Herzen. Da hört er auf einmal wie die Stimme eines singenden Kindes, welche oft die Worte wiederholte: „Nimm und lies!" Augustin betrachtete diese Worte als eine Weissagung vom Himmel, daß er die Bibel, die er auf einer Gartenbank hatte liegen lassen, aufschlagen und die zuerst gefundenen Worte als eine vom Herrn ihm gegebene Losung auf sich anwenden sollte. Zurück eilte er zum Freund; denn hier lag seine Bibel. Er schlug auf, und es fielen ihm zuerst die Worte in die Augen: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, son-

dern ziehet an den Herrn Jesum Christum (Röm. 13, 14). Hier hielt er inne. Mehr bedurfte er nicht. Er verstand, was der Herr wollte. Mit Ruhe zeigte er die Stelle seinem Alypius. Dieser las sie, die darauf folgende aber auch: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf!“ die er auf sich deutete und dem Augustinus zeigte. Sie kräftigte ihn, und er vereinigte sich zu gleichem Entschluß mit Augustinus. Beide eilten zur Monica. Sie frohlockte, jauchzte und preisete den, der überschwenglich thun kann über Alles, was wir bitten und verstehen, weil sie sah, daß sie weit mehr für ihren Sohn erhalten, als sie mit Seufzen und Thränen betend für ihn verlangt hatte. — Fest war nun Augustin's Entschluß gefaßt, sich ganz und allein dem Dienst des Herrn zu weihen. — Sein von Wonne der Vergebung überströmendes Herz ergießt sich in dieses Dankgebet: „O Herr, ich bin dein Knecht, ich bin dein Knecht und deiner Magd Sohn! Du hast meine Bande zerrissen, dir will ich Opfer des Lobes darbringen. Es lobe dich mein Herz und meine Zunge. Sagen alle meine Gebeine: Herr, wer ist dir gleich? So mögen sie sagen und du antworte mir! Sprich zu meiner Seele: Ich bin dein Heil!“ — In der Osternacht empfing Augustinus mit seinem (außerehelichen) Sohne Adeodatus, den Gott jedoch bald dem irdischen Leben entrückte, von dem Bischof Ambrosius die heilige Taufe.

Bald darauf kehrte er in seine Heimath zurück, um durch tiefere Erforschung der heil. Schrift seinen Glauben an Christum zu gründen, und für seinen Dienst am Evangelium sich vorzubereiten. Auf der Rückreise hatte er den Schmerz, seine treue Mutter von der Seite zu verlieren, welche zu Ostia im Glauben an ihren Erlöser verschied. Nach drei Jahren wurde Augustin zum Priester und am Ende des Jahres 395 zum Bischof von Hippo geweiht, und wirkte durch seine mächtigen Predigten, wie durch seine Schriften, für die christliche Wahrheit in der Nähe

und in der Ferne. Den Armen war er ein Vater, den Nothleidenden ein unermüdeter Helfer, der Gemeinde ein muthiger Wegweiser zu Christo und Tröster. — Auch die Bekehrung der Heiden und Juden zum Christenthum war ein Anliegen, das seiner Seele nahe lag. Eine benachbarte Stadt, Madaura, war in seinen Tagen noch voll Götzendiener. Zuerst suchte Augustin durch mancherlei Liebesdienste, die er ihnen erwies, ihre Zuneigung zu gewinnen, und jetzt gelang es ihm, mit dem Evangelio Christi einen solchen Eindruck auf ihre Gemüther zu machen, daß sie freiwillig dem Glauben an den Erlöser huldigten (Epist. 232). Als Rom im Jahre 410 von dem Anführer der Gothen, Alarich, geplündert wurde, erneuerten die heidnischen Einwohner der Stadt ihre Lästerungen gegen das Christenthum, dem sie den Untergang des Reiches zuschrieben. Um ihre Verleumdungen zu beantworten, schrieb Augustin sein treffliches Werk: „Ueber die Stadt Gottes“ (de civitate dei), in welchem er in 22 Büchern seine geistreiche Vertheidigung der christlichen Religion niederlegte. Die Zerstörung kam dem Vaterlande Augustin's immer näher. Die wilden Vandalen fielen unter Geiserich in Nordafrika ein und verbreiteten überall Verwüstung. Dies war eine schwere Trübsalszeit für Augustin, der den ganzen Jammer seines Vaterlandes vor sich sah und unter den Trümmern desselben am meisten die geistlichen Wunden bejammerte, welche der Kirche Christi geschlagen wurden. Im Jahre 430 erschienen die Vandalen vor der Stadt und belagerten Hippo zu Wasser und zu Land. Augustin tröstete und stärkte die schwer geprüfte Gemeinde und betete täglich zum Herrn, er möge entweder die Stadt befreien, oder seinen Knechten die Kraft verleihen, seinen Willen dem ihrigen vorzuziehen, oder ihn selbst aus der Welt zu sich nehmen. Im dritten Monate der Belagerung wurde er von einem Fieber ergriffen, in dessen erstem Anfalle er alsbald einen willkommenen Ruf des Herrn zu seinem Heimgange

erkannte. Seine Seele demüthigte sich unter Thränen vor dem Herrn, und war doch voller Hoffnung und Sehnen, bald daheim zu sein. Auf seinem Sterbelager ließ er sich die Bußpsalmen David's auf große Blätter schreiben und las sie mit tiefer innigster Bewegung immer von Neuem wieder. Am 28. August 430 übergab er seinen Geist in Jesu Hände.

Mitten unter dieser Zerstörung und Verwüstung, welche durch die Vandalen über die nordafrikanische Kirche hereinbrach, leuchtet aber doch das Licht des Glaubens und der Liebe zu Christo in dem Bekenntnisse und in dem Alles freudig aufopfernden Märtyrersinn vieler Gläubigen uns entgegen. So waren z. B. Martinian und Maxima, weil sie ihren Glauben nicht verleugnen wollten, nach schweren Martern dem Fürsten der die Wüste von Nordafrika bewohnenden wilden Völkerschaft der Mauren als Leibeigene übergeben worden. Durch Predigt und Wandel suchten sie das heidnische Volk zu bekehren und in einer Gegend, wohin noch keine Kunde des Evangeliums gekommen war, wurden durch ihre Wirksamkeit Viele gewonnen. Darauf schickten sie durch unwegsame Landstriche Boten nach einer unter römischer Herrschaft stehenden Stadt, um den neuen Christen Lehrer und Geistliche zu verschaffen. Es kamen solche. Viele wurden getauft und eine Kirche erbaut. Daß aber die Verstoßenen in ihrem Elende und ihrer Knechtschaft so Großes wirkten, erregte von Neuem die Wuth des grausamen Geiserich. Seine Rache konnte sie auch hier treffen, da die Mauren in einer gewissen Abhängigkeit von dem Vandalenkönig standen. Er gebot, daß sie in einem Walde an rennende Pferde angebunden und so zu Tode geschleift würden. Während die Mauren trauerten, riefen die beiden Märtyrer mit ruhigem freudigem Angesicht Worte des ewigen Trostes einander zu, und betend und singend gingen sie dem Tode entgegen. So verherrlichte sich Gott unter diesem heidnischen Volke durch die Glaubenskraft der Leidenden.

Als Geiserich im Jahre 439 auch die Hauptstadt Carthago eroberte, wurden Viele vom Gipfel irdischen Glückes in das tiefste Elend gestürzt. Ganze Familien, welche nach dem Verlust ihrer irdischen Güter froh sein mußten, Freiheit und Leben zu retten, streiften hilflos in verschiedenen Ländern umher. Andere, Männer und Frauen aus den ersten Familien, wurden als Gefangene fortgeschleppt und in verschiedenen Gegenden als Sclaven verkauft. Doch die irdische Noth ward für Viele der Weg zum ewigen Heil. So war ein Senator als Heide lange Zeit dem Christenthume fremd geblieben. Da traf ihn das traurige Geschick, vor den vandalischen Horden sich flüchten und, des früheren Reichthums beraubt, mit seiner ganzen Familie im Elende umherirren zu müssen. Unter solchen Leiden suchte er den Trost des Evangeliums und ward dafür empfänglich. Christliche Liebe nahm sich seiner an und führte ihn zu Christo dem Heiland und rechten Friedensbringer. Der fromme Bischof Theodoret zu Kyros schreibt von ihm: „Ich habe den Sinn dieses Mannes bewundert, denn er preist den Lenker seiner Schicksale, als wenn er in der Mitte des irdischen Glückes sich befände, und er gedenkt nicht des schweren Unwetters; denn sein Unglück brachte ihm die Frömmigkeit zum Gewinn."

In Folge der Eroberung Roms durch Geiserich wurde von dem vandalischen Heere eine Menge Gefangener nach Afrika gebracht; sie sollten in das Innere des Landes verkauft werden. Männer wurden von ihren Frauen, Kinder von ihren Eltern getrennt. Da öffnete sich auch für die christliche Liebe und Barmherzigkeit ein großes Feld. Der Bischof Deogratias von Carthago ließ alles Gold und Silbergeräthe einschmelzen, und das gelöste Geld gebrauchte er, denen, die in die Sclaverei fortgeschleppt werden sollten, die Freiheit zu erkaufen. Da kein anderer Platz hinreichte, die so große Menge zu fassen, so gab er

zwei große Kirchen zu ihrer Aufnahme und versah sie mit Spreu und Betten. Er selbst nahm sich der Kranken und Elenden unter ihnen mit aufopfernder Liebe an, besuchte sie des Nachts und versorgte alle Darbenden täglich mit Nahrung und Speise.

Nach dem Tode des ehrwürdigen Bischofs blieb die Gemeinde zu Carthago vier und zwanzig Jahre verwaist, da die Vandalen die Wahl eines neuen Bischofs nicht gestatten wollten. Nur die dringende Verwendung des oströmischen Kaisers Zeno vermochte bei dem Vandalenkönig Hunerich die Erlaubniß zur Wahl eines neuen Bischofs auszuwirken. Die sehnsüchtigen Blicke des Volkes fielen auf Eugenius, einen carthaginiensischen Bürger, der sich durch seine Gelehrsamkeit, Gottesfurcht und Klugheit selbst seinen Feinden ehrwürdig gemacht hatte. Die Häuflein der Gläubigen sammelten sich nun wieder um ihn, und das heilige Feuer der Liebe zu dem Werke des Herrn, welches die erduldete Verfolgung in ihren Herzen angefacht hatte, machte selbst auf viele der vandalischen Einwohner einen so tiefen Eindruck, daß diese in Schaaren herbeikamen, um den öffentlichen Gottesdiensten der katholischen Christen beizuwohnen. Aber dies erregte bald die Eifersucht der arianischen Geistlichen, welche den Vandalenkönig veranlaßten, von dem Bischof Eugenius zu verlangen, er solle keine Vandalen in seine Kirche zulassen. Unerschrocken gab der fromme Bischof die Antwort: „Das Haus Gottes steht Allen offen; Keiner kann, die in dasselbe eingehen wollen, zurückweisen.“ — Die Machthaber wollten aber ihre Absicht doch durchsetzen, sie ließen an den Kirchthüren Wache halten und befahlen, aller in vandalischer Kleidung eingehenden Männer und Frauen sich zu bemächtigen und ihnen die Haut sammt Haaren vom Kopfe zu ziehen. Aber nur um so begieriger drängten sich viele der Vandalen sammt ihren Frauen und Kindern in die katholischen Kirchen und scheuten selbst die Todesgefahr nicht, um mit dem Häuflein der Gläubigen im Worte Gottes sich zu er=

bauen. — Aufgebracht über dies neu erwachende Leben der rechtgläubigen Kirche ergriff der König jetzt immer gewaltsamere Maßregeln zu ihrer Unterdrückung. Schaaren von Bischöfen und Priestern wurden mit Tausenden ihrer frommen Gemeindeglieder nach der Lybischen Wüste*) vertrieben und dort dem Hungertode preisgegeben. Die Kranken und Greise, die Schwachen und Ermattenden, wurden mit Spießen und mit spitzen Steinen zum Gehen angetrieben, oder mit zusammengebundenen Füßen fortgeschleift. Dennoch priesen sie auch unter diesen Martern den Herrn. Auf allen Wegen kamen große Schaaren von Glaubensgenossen mit brennenden Wachskerzen ihnen entgegen und bezeugten ihnen ihren Schmerz, ihre Theilnahme, ihre Liebe. Weinend liefen in den Dörfern ihren geliebten Seelsorgern die Mütter mit ihren Säuglingen im Arme nach und klagten: „Wenn ihr der Märtyrerkrone entgegenzieht, wem wollt ihr uns zurücklassen? Wer wird unsere Kinder taufen? Wer wird uns am Altar die Pfänder der Versöhnung reichen? Wer wird an unsern Sterbelagern für uns flehen?“

Auch der ehrwürdige Bischof Eugenius wurde in eine unbewohnte Wüste der Provinz Tripolis verwiesen**) und dort einer Soldatenwache übergeben, welche ihn mit roher Barbarei

---

*) Diese Wüste, bemerkt der Geschichtsschreiber Victor von Vita, welcher diese Verfolgungen als Augenzeuge und Mitgenosse ihrer Drangsale beschrieb (Historia persecutionis Vandalicae), wimmelte von Schlangen und giftigen Insekten, aber keiner der verfolgten Christen wurde von denselben beschädigt.

**) Den nächsten Anlaß zu seiner Verbannung gab eine wunderbare Heilung, die großes Aufsehen unter den Vandalen und Christen erregte. „Ein blinder Bürger der Stadt“, so erzählt Victor von Vita, bat den Bischof für ihn zu beten, daß ihm das Gesicht wieder von Gott gegeben werden möge. Der Bischof weigerte sich dies zu thun; als ihn aber der Unglückliche mit immer dringenderen Bitten anging, sagte er bei einer Taufhandlung zu ihm: „Ich habe dir schon gesagt, daß ich

mißhandelte. Er schrieb aus dieser Wildniß an seine Geliebten zu Carthago einen ermuthigenden Brief, den uns Gregor von Tours in seiner Geschichte der Franken aufbewahrt hat (Hist. Franc. II, p. 46). „Ich bitte euch mit Thränen", schreibt er ihnen, „und beschwöre euch bei dem großen Tag der Offenbarung Jesu Christi, daß ihr festhaltet an dem Bekenntniß des wahren Glaubens. Bleibt ihr standhaft und getreu, so kann uns weder Entfernung noch Tod von einander scheiden. Fallet ihr ab, so will ich keine Schuld haben an dem Blute derer, die verloren gehen; aber dieser Brief wird einst am Tage des Gerichtes gegen euch zeugen. Haben wir doch nicht zu fürchten, die den Leib nur tödten können. Sehen wir uns hier nicht wieder, so werden wir doch in den Wohnungen der künftigen Welt uns wiederfinden." — Nach dem Tode des Vandalenkönigs Hunerich aus der Verbannung zurückgerufen, konnte Eugenius leider nur kurze Zeit seine Gemeinde zu Carthago wieder leiten. Denn im Jahre 496 wurde er auf's Neue nach Frankreich verbannt, wo er unter den dortigen Westgothen mit ausgezeichnetem Segen wirkte und endlich im Jahre 505 zu dem ewigen Frieden des Herrn heimging.

Eugenius war nun zwar seiner Gemeinde entrissen, aber schon hatte der Herr ein anderes Rüstzeug sich auserſehen, einen Mann, der den zerstreuten Heerden Afrika's in schwerer Verfolgungszeit als Führer dienen und auch die unwissenden Vandalen auf die Wege des Heils führen sollte. Es war Fulgentius, 468 zu Telepte in Afrika in einer edlen Familie geboren, frühe in menschlicher Kunst und Wissenschaft unterrichtet und von seiner frommen Mutter zur Gottseligkeit hingeleitet.

---

ein Sünder bin; aber ich bete zu Gott, daß er dir nach deinem Glauben Gnade erzeigen und dir dein Gesicht wiedergeben möge." Nun machte er das Zeichen des Kreuzes über seine Augen, und der Blinde sah, und die ganze Stadt feierte diesen Sieg seines Glaubens. —

Schon als Jüngling erhielt er das Amt eines Aufsehers der königlichen Einkünfte (Procurator), aber unbefriedigt von dem eitlen Weltwesen, sehnte er sich in die Stille eines gottgeweihten Lebens zurückzuziehen und, wie einst Matthäus, aus einem Zöllner ein Jünger des Herrn und Verkündiger des Evangelii zu werden. Er meldete sich daher bei einem Klostervorsteher Faustus mit der Bitte, in eine seiner Zellen aufgenommen zu werden. „Gehe hin", sagte dieser, „und lerne zuerst in der Welt unbefleckt von ihren Versuchungen zu leben." Mit zur Erde gesenktem Blick antwortete bescheiden der Jüngling: „Der mir den Willen gegeben hat, ihm zu dienen, kann mir auch die Kraft und den Muth verleihen, meine Tage ihm allein zu heiligen." — Hier brachte Fulgentius mehrere Vorbereitungsjahre zu seinem künftigen Seelsorgeramte zu, bis ihn endlich die Verfolgung aus seinem abgelegenen Kloster trieb, und er nun in der Wildniß umherwanderte, um das Evangelium zu verkündigen. Im Jahre 499 verwüsteten die wilden Numidier durch ihre räuberischen Einfälle das Land, und auch er mußte in eine Stadt der proconsularischen Provinz seine Zuflucht nehmen. Durch Ruthenstreiche auf den Straßen einer Stadt mißhandelt, weil er das Wort des Herrn verkündigt hatte, entschloß er sich jetzt, eine Reise nach Rom zu machen, um dort auf den Gräbern der Apostel anzubeten. Von Rom in sein zerrissenes Vaterland zurückgekommen, fand er auf seinen Wanderungen im Districte Tunis ein Gebiet, dessen Einwohner in Ermangelung eines christlichen Seelsorgers des Unterrichts im Christenthum entbehren mußten, und er wurde zum Bischof desselbigen erwählt. Hier hatte er nun die willkommenste Gelegenheit gefunden, mit Aufopferung seiner selbst dem Amte obzuliegen, das die Versöhnung predigt. Blos von den Kräutern des Feldes sich nährend, um den Armen Gutes zu thun, wanderte er in geringer Kleidung, oft bis tief in die Nacht hinein, unter den rohen Haufen umher, um durch Predigt und Beispiel

die Verlornen für ihren Seligmacher zu gewinnen, und ihm ward nicht selten die Freude zu Theil, den ausgestreuten Samen aufblühen und Früchte tragen zu sehen. Zweimal um seines Glaubens willen nach Sardinien verbannt, wurde er später auch zu Carthago der geistliche Führer und Tröster Aller, die sich ihm anschlossen. — Sein gottseliger Wandel sowie seine fruchtbare Einsicht, hatte dem Fulgentius den Ruf eines Wunderthäters erworben, aber er war bescheiden genug, denselben von sich abzulehnen; „denn er verlangte", sagt sein Geschichtsschreiber, „keine anderen Wunder zu thun, als die der Herr durch ihn verrichtet, indem er durch seine heiligen Ermahnungen viele Ungläubige zum Glauben, viele Irrlehrer zur Erkenntniß der Wahrheit, viele in Laster Versunkene zu einem neuen Leben führte, indem die Trunkenen Nüchternheit, die Ehebrecher Keuschheit, die Habsüchtigen Wohlthätigkeit, die Hochmüthigen Demuth, die Streitsüchtigen Frieden von ihm lernten: solche Wunder suchte Fulgentius stets zu verrichten."

Augustin, Deogratias, Eugenius, Fulgentius — leuchtende Sterne sind sie am Abendhimmel der nordafrikanischen Kirche: aber sie durchbrechen mit ihrem Licht nur die dunklen schweren Gewitterwolken des Verderbens, das zuerst unter der Herrschaft der Vandalen und nach deren völliger Unterwerfung durch Justinian (533) hundert Jahre später durch den blutigen Eroberungszug des Islam über diese blühenden Provinzen der christlichen Kirche hereinbrach und sie dem Untergange weihte.

## 7. Frumentius, der Apostel von Abessynien.

Wenn man durch die großen Wüsten von Afrika reist, in denen man Tage lang nichts als Sand und Himmel sieht, so wird das Auge oft wunderbar überrascht durch die Oasen. Das sind nämlich kleine scharfabgegrenzte Landstriche, liebliche grüne In=

seln mitten in dem unermeßlichen Sandmeer, auf denen die üppigste Vegetation das herrlichste Pflanzenleben entfaltet hat, und wo frische sprudelnde Wasserquellen die müden schmachtenden Wanderer neu beleben und erquicken. — Einer solchen Oase gleicht die abessynische Kirche Afrika's. Umgeben von heidnischen und muhamedanischen Wüsteneien hat Gottes Hand diese Kirche unter allen Stürmen der Jahrhunderte bis auf diesen Tag wunderbar erhalten, und vielleicht ist sie von ihm bestimmt, noch ein Segensquell für den ganzen Welttheil zu werden.

Die abessynische Kirche stammt nicht aus der apostolischen Zeit. Zwar läßt eine äthiopische Handschrift in Axuma den Kämmerer der Königin Kandake (Apostelgesch. 8, 27) das Land Habesch bekehren, weshalb sich der spätere Apostel dieses Landes, Frumentius, sehr gewundert haben soll, den Glauben an die Dreieinigkeit und das Zeichen des heiligen Kreuzes dort zu finden. Doch ist diese Sage nicht verbürgt. Ebenso unsicher ist bei der schwankenden Bedeutung des Namens Indien (worunter man bald Aethiopien, bald Arabien, bald das eigentliche Indien*) verstand) die kirchliche Tradition, welche Aethiopien bald dem Thomas, bald dem Andreas, bald dem Matthäus als Wirkungskreis zuweist. — Sicherer und verbürgter ist die Gründungsgeschichte der äthiopischen oder abessynischen Kirche durch Frumentius.

Ein heidnischer Philosoph Metrodor — so erzählt Rufinus — habe unter Constantin dem Großen Entdeckungsreisen in diese Gegenden unternommen und nach Tyrus glücklich zurückgekehrt, einen dortigen christlichen Gelehrten Meropius zu einem gleichen Unternehmen durch seine Mittheilungen angeregt und begeistert. Begleitet von zwei jungen Neffen, Frumentius (in Abessynien: Fremonatus) und Aedesius,

*) Rufin. hist. X, Cap IX.

welche er in Künsten und Wissenschaften unterrichtete, unternahm Meropius die wissenschaftliche Reise. Schon war er auf dem Rückwege begriffen, als er an der äthiopischen Küste landete, nur um frisches Wasser einzunehmen. Aber plötzlich wird er von kriegerischen Schaaren überfallen, geplündert und mit seiner Mannschaft ermordet. Nur die beiden Knaben, die man unter einem Baum am Ufer, traulich Arm in Arm geschlungen, und ohne eine Ahnung der ihnen drohenden Gefahr still ihre Lectionen lernend findet, erregen das Mitleid der Barbaren. Man schont ihrer Jugend und führt sie zum König, welcher an den beiden Knaben Wohlgefallen findet und sie in sein Haus aufnimmt. So werden Frumentius und Aedesius gerettet, weil der Herr sie zu höheren Diensten seines Reiches ausersehen. — Bald zu Ehrenstellen am Hofe des Königs erhoben, Frumentius zum Sekretair und Schatzmeister des Königs, Aedesius zum Mundschenk, gelang es ihnen, wie einst Joseph in Egypten, immermehr Gnade zu finden vor ihrem Herrn. Wie hätten die so Erhobenen nicht erkennen sollen, das sei Gottes Fügung. Still und allmälig brachen sie dem Evangelium Bahn, und als der König starb und die Erziehung seines Sohnes und Thronerben dem Frumentius übertrug, benutzte dieser seinen hohen Einfluß, eine christliche Kirche unter dem Volke der Abessynier zu gründen. Er forschte zunächst, wo sich unter den dortigen Kaufleuten Christen befanden, und versammelte sie zu gemeinsamen Gottesdiensten und zur gemeinsamen Erbauung aus Gottes Wort. Er selbst nahm fleißig an den Gottesdiensten Theil und sorgte für Erbauung von Kirchen und immer weitere Verbreitung der christlichen Wahrheit. — Als aber der Königssohn, für den Frumentius und Aedesius die Herrschaft führten, herangewachsen war, schien das kaum angefangene Werk dem Untergange wieder nahe zu sein, da beide, ungeachtet der Bitten der Königin und ihres Sohnes in Abessynien zu bleiben, den Entschluß faßten, in

ihr Vaterland heimzukehren. — Aedesius eilte nach Tyrus voll Sehnsucht, die Eltern und Verwandten wiederzusehen und ward bald darauf Presbyter der dortigen Kirche. — Frumentius aber konnte des angefangenen Werkes Gottes in Abessynien nicht vergessen und ging darum zunächst nach Alexandrien, wo er dem großen Athanasius, der eben Bischof von Alexandrien geworden, über die Anfänge der abessynischen Kirche berichtete und ihn bat, einen würdigen Mann als Bischof dahin zu senden. Athanasius aber, voll höchster Spannung und Aufmerksamkeit den Bericht des Frumentius hörend, erhob sich mitten in der Versammlung der Presbyter und sprach: „Und welchen andern Mann könnten wir wohl finden, in welchem der Geist Gottes also sei, wie in Dir, der dies Werk könnte so vollbringen!" und übergab ihm das Priesteramt mit dem Befehl, unter Gottes Schutz und Gnade dahin zurückzukehren, woher er gekommen war. Frumentius, durchglüht von heiligem Missionseifer, kehrte als Bischof nach Axuma, der Hauptstadt von Abessynien, zurück und fand hier das Feld weiß zur Ernte. In kurzer Zeit wurden Schaaren der Aethiopier zu Christo bekehrt; es entstanden Christengemeinden, Kirchen und ein geordnetes Priesterthum. Der König (Aigan) selbst wurde mit seinem Bruder und Mitregenten getauft und nahm an der Verbreitung des Christenthums unter seinem Volke regen Antheil. Ja so große Gnadengaben und Kräfte sollen von Gott dem Frumentius verliehen worden sein, daß apostolische Zeichen und Wunder durch ihn geschahen und eine zahllose Menge Barbaren zum Glauben bekehrt wurde*). — Das Wort des Herrn lief und ward gepriesen und befestigte sich

*) Rufin. hist. eccl. I, 9 verbürgt diese Erzählung mit den Worten: quae nos ita gesta non opinione vulgi sed ipso Edesio Tyri presbytero post modum facto, qui Frumentii comes prius fuerat, referente cognovimus. —

so, daß im sechsten Jahrhundert die abessynischen Christen selbst als Beschützer ihrer von den Juden grausam verfolgten Glaubensbrüder im benachbarten Arabien auftreten und die jüdische Oberherrschaft vernichten konnten.

Die ferneren Pfleger der Kirche waren oberägyptische Mönche, von welchen besonders neun als Heilige hervortraten und die das ganze Mönchswesen dort einführten. Sie bauten Felskirchlein und Einsiedeleien (470–480 n. Chr.) und thaten der kirchlichen Tradition nach viele Wunder. Ein äthiopischer König selbst, Namens Elesbaan (c. 518 n. Chr.), als Vater seines Volkes und eifriger Beförderer des Christenthums von dem armenischen Volke noch jetzt als Heiliger verehrt, schickte sein königliches Diadem nach Jerusalem und zog sich als Mönch in eine einsame Klosterzelle zurück. — Durch den Dienst dieser Eremiten scheint sich die äthiopische Kirche sowohl nach dem unbekannten Inneren Afrika's als nach Osten und Norden ausgebreitet zu haben. — Seit dem vierten Jahrhundert besaß die abessynische Kirche, was sie mitten unter den heftigen Erschütterungen der morgenländischen Kirche als ein Licht in der heidnischen Nacht brennend erhielt, das Wort Gottes in der Landessprache (Ludolph Hist. Aethiop. III, c. 4). — Nach dem Vorgange des Frumentius pflegten die Patriarchen Alexandriens regelmäßig den obersten Geistlichen, Abûna (Vater) Abessyniens zu weihen, und noch heute ist es unter der abessynischen Geistlichkeit ein beliebtes Wort, womit sie ihre kirchliche Stellung bezeichnen: „Wir trinken von dem Brunnen des Patriarchen von Alexandria."

# Die Mission in der Völkerwanderung.

---

## 1. Das Werk des Ulfilas unter den Gothen.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts wohnte den Römern zunächst, vom schwarzen Meere her bis zu den nördlichen Ufern der Donau, das wilde, kriegerische Volk der Gothen. Durch beständige Streifzüge beunruhigten sie die Nachbarländer und drangen plündernd und zerstörend bis nach Griechenland und Kleinasien vor, allenthalben den Schrecken ihres Namens verbreitend. Unter der Regierung Valerian's waren sie auf ihren leichten Fahrzeugen in Kleinasien eingefallen, bis nach Kappadocien vorgedrungen und hatten ganze Schaaren von Gefangenen in die Sclaverei weggeschleppt. Unter diesen befanden sich auch Bekenner Christi. Diese brachten den Gothen die Kunde vom Heiland. Wie Basilius berichtet, war es vorzugsweise der Kappadocier Eutychius, der voll Eifer und Gaben in dem Sclavenkleide der Prediger des Evangeliums wurde. Die rohen Barbaren, vor denen das römische Reich zitterte, beugten ihr Haupt unter den Gehorsam des Kreuzes.

Auf dem großen Concil zu Nicäa (325 n. Ch.) erschien bereits ein Metropolit und Bischof der gothischen Kirche, Theodosius. Auch viele in den unter Constantin und noch unter seinem Sohne Constantius ausgebrochenen arianischen Streitig-

keiten vertriebene Christen, welche unter den Gothen eine Zuflucht⸗stätte gefunden, wurden gesegnete Werkzeuge, das Licht des Evangeliums immer weiter unter dieses barbarische Volk zu tragen. So konnte bald darauf Epiphanius (Haer. 70, N. 14) berichten, daß es schon damals unter den Gothen viele fromme Männer und Frauen gegeben habe, welche in der stillen Verborgenheit ihrer Zellen ein gottgeweihtes Leben führten. Insbesondere war es aber ein Mann, welchen Gott als Werkzeug ausersehen hatte, unter den hereinbrechenden wilden Strömungen der Völkerwanderung das Heiligthum der Kirche Christi für die neu zu schaffende europäische Völkerwelt zu retten und der erste Apostel der gothischen und deutschen Völker zu werden. Ulfilas ist sein Name. Um das Jahr 318 in einem Dorfe der kleinasiatischen Provinz Kappadocien geboren, war er schon in seiner frühesten Jugend von den kriegerischen Gothen mit seinen christlichen Eltern gefangen nach Dacien weggeführt worden. Hier verlebte er mitten unter dem gothischen Volke seine Jugendjahre und lernte die Sprache des Volkes reden. Sorgfältig unterrichtet und vielseitig gebildet, erlangte er bald bei der kleinen Gemeinde, die sich unter seinem Volke gebildet hatte, das Amt eines kirchlichen Vorlesers (lector), bis er im Jahre 348 zum Bischof geweiht wurde. Als solcher wirkte er mit unermüdlichem Eifer sowohl für die weitere Verbreitung als zur Befestigung des Christenthums unter den Gothen. Die Erfolge seiner gesegneten Wirksamkeit erweckten jedoch bald die Feindschaft der Heiden, und von Seiten des Gothenkönigs Athanarich erging eine blutige Verfolgung über die jungen Christengemeinden. Männer und Frauen starben den Märtyrertod, sodaß, wie der Berichterstatter, der gothische Bischof Auxentius, sich ausdrückt, die Verfolger beschämt werden mußten und diejenigen, welche die Verfolgung erlitten, gekrönt wurden. Der Kaiser Constantinus bot den verfolgten und bedrängten Christen in seinem Reiche Wohnsitze an,

und so zog Ulfilas im Jahre 355 mit einer großen Anzahl seiner Landsleute über die Donau hinüber nach Mösien, von den Schriftstellern jener Zeit: „ein zweiter Moses genannt, durch den Gott die Bekenner seines eingebornen Sohnes von dem grausamen Pharao befreite, daß sie ihm nach der Weise der Heiligen ungestört auf den Bergen des neuen Vaterlandes dienen könnten"*). — Durch dies glückliche Unternehmen gewann Ulfilas noch größeres Ansehen bei dem Volke. Mit großem Eifer predigte er, wozu er in der gothischen, griechischen und lateinischen Sprache fähig war. Aber segensreicher noch wirkte Ulfilas für die Bildung des gothischen Volkes dadurch, daß er dem gothischen Volke zuerst eine Buchstabenschrift (zum Theil altgermanisch, zum Theil dem griechischen Alphabet entlehnt) gab und die heilige Schrift in die rauhe Gothensprache übersetzte. Dadurch ist er erst im wahren Sinne der Apostel der deutschen Nation und ihr preiswürdiger Wohlthäter geworden**). Das gothische Neue Testament ist von Ulfilas nach dem griechischen Grundtext bearbeitet worden, auch die alttestamentlichen Bücher sind von ihm in die Gothensprache übersetzt, jedoch nach dem Bericht des Philostorgius (Hist. eccl. II, 5), mit Ausnahme der Bücher der Könige, weil Ulfilas befürchtete, sein ohnehin

---

*) Auxentius. — Philost. II, § 5. Der Kaiser Constantius soll Ulfilas „den Moses unsrer Zeit" (ὁ ἐφ' ἡμῶν Μωσῆς) genannt haben.

**) Es ist hoch erfreulich, daß das älteste und ehrwürdigste Buch der Welt, die Bibel, auch das allererste Buch ist, das dem deutschen Volk in deutscher Zunge in die Hand gegeben wurde. So wurde die ganze Cultur der deutschen Nation ursprünglich auf die heilige Schrift gegründet. — Von diesem ersten deutschen Buche sind uns noch in einem kostbaren Manuscript, wegen seiner Silberschrift, seinem mit Purpur gefärbten Pergament sowie goldenen Verzierungen der „silberne Codex" genannt, unschätzbare Fragmente (die vier Evangelien) aufbewahrt, welche auf der Universität Upsala in Schweden niedergelegt sind.

kriegerisches Volk möchte durch das Lesen dieser Bücher noch mehr zur Kriegslust entflammt werden. — Durch diese frühzeitige Bibelübersetzung hatte die gothische Nation einen mächtigen Vorsprung vor den übrigen germanischen Stämmen gewonnen und bald zeigte sich diese heilsame Wirkung derselben nicht nur der allgemeineren Verbreitung christlicher Erkenntniß, sondern auch in dem allmäligen Aufblühen christlicher Wissenschaft und Bildung. Schon in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts beschäftigten sich gothische Geistliche mit gelehrten Bibelstudien. Der Kirchenvater Hieronymus zu Bethlehem, welcher in diesen Tagen lebte, wurde freudig überrascht, als er von zwei gothischen Christenlehrern, Sunnia und Fretela, einen Brief empfing, in welchem sie ihn über mehrere in den Psalmen auffallende Abweichungen zwischen der gewöhnlichen lateinischen Uebersetzung und der Septuaginta befragten, und Hieronymus (epist. 106) fühlt sich gedrungen auszurufen: „Wer sollte es glauben, daß die barbarische Zunge der Gothen nach dem reinen Sinn der hebräischen Urschrift fragte und, während die Griechen schlafen oder mit einander streiten, Deutschland selbst das göttliche Wort erforschen würde." — Auch Athanasius, erfreut über die herrlichen Wirkungen, welche durch die bildende Kraft des Christenthums auf dem wilden Acker der gothischen Barbaren sichtbar wurden, fragt in seiner Schrift (de incarnatione verbi § 51 u. 52): „Wer ist es, der das wirkte, der die einander Hassenden zum Frieden verband, wer anders, als der Geliebte des Vaters, der gemeinsame Heiland Aller, Jesus Christus, der aus Liebe zu uns Alles für unser Heil erduldet. Jetzt geht die Weissagung Jesaias in Erfüllung, da er spricht: Sie werden ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln machen. Und zwar sehen wir die Barbaren, denen die Wildheit der Sitten angeboren, die, so lange sie den Götzen opfern, gegen einander wüthen und ohne

Schwert gar nicht sein wollen, sobald sie Christi Lehre annehmen, sich sogleich vom Kriege zum Landbau wenden, und statt ihre Hände mit dem Schwerte zu waffnen, sie zum Gebete emporheben. Und das Wunderbare ist, daß sie auch den Tod verachten und um Christi willen Märtyrer werden." — Dieses Märtyrerthum sollte sich unter den Gothen um das Jahr 370 erneuern, als der König der Ostgothen, Hermanarich, die unter seinen Volksstämmen angesiedelten zahlreichen Christen mit Gewalt zum Glauben an die alten Götter zurückzuführen versuchte. Er ließ ein Götzenbild auf einem Wagen vor die Zelte derer hinführen, welche für Christen gehalten wurden. Weigerten sie sich nun das Götzenbild anzubeten und ihm ihre Opfer darzubringen, so wurden sie in ihren Zelten mit Feuer verbrannt. Hunderte von Männern und Weibern, und Mütter mit ihren Kindern an der Hand und auf den Armen, flüchteten sich nun nach dem großen Kirchenzelt, allein auch hier fanden sie ihren gewaltsamen Tod. — Von einzelnen Märtyrern aus dieser Verfolgungszeit sind hauptsächlich die Namen des Nicetas und Sabas bekannt. Der Erstere war in der griechischen Kirche hochberühmt; doch fehlen glaubwürdige Nachrichten über sein Märtyrerthum; über Sabas ist dagegen Einiges überliefert in einem Briefe, den die gothischen Christen an die Gemeinden Cappadociens schrieben. Sabas war ein einfacher, in Stille, Treue und Sanftmuth seinem Gott dienender Christ; „im Gebet anhaltend, überall wohlthuend, Frieden und Versöhnung jederzeit stiftend": so schildern seine Mitchristen seinen Character. Als die Verfolgung sich erhob und auch in dem Dorfe, wo Sabas lebte, Nachfrage nach Christen gehalten wurde, erklärten die Vorsteher des Dorfes, sie könnten es beschwören, daß kein Christ unter ihnen sei. Sabas hörte davon, trat hervor und sagte: „Niemand schwöre für mich, denn ich bin ein Christ." Darauf wurde er festgenommen und vor Gericht geführt, aber bald, weil er als ein vermögens-

loser Mann zu gering und zu verächtlich schien, wieder entlassen. Er sollte aber nicht lange frei bleiben. Bald, nachdem die Christen das Osterfest gefeiert hatten, wurde er im Hause eines seiner Freunde, des Priesters Sansala bei Nacht auf dem Lager ergriffen und nackt über Dornen und Steine weggeschleppt. Um ihn zu peinigen, hatten ihm die Verfolger Arme und Füße über die Axe eines Wagens ausgestreckt und ihn so gebunden und hilflos dem Elend preisgegeben. Als er im Verhör vor dem Richter muthig sich weigerte, von der den Götzen geopferten Speise zu essen, und mit kühnem Glaubensmuthe Christum bekannte, wurde er zum Tode verurtheilt. An ein Wagenrad gebunden, sollte er in den Fluß Musäus geworfen und ertränkt werden. — Als er schon am Ufer des Flusses stand, sprach er den zagenden Dienern, welche die Strafe an ihm vollziehen sollten, selber noch Muth ein. „Warum thut ihr nicht, was euch befohlen ist? Ich sehe vor mir, was ihr nicht sehen könnt; die stehen mir schon zur Seite, die mich in die Herrlichkeit einführen werden", und mit lauter Stimme pries er sterbend den Herrn, bis er in den Wellen untersank. —

Die Verfolgung der Christen erreichte jedoch bald ihr Ende, als das Vordringen der wilden Hunnen die gothischen Völkerschaaren tiefer in das sterbende Römerreich und damit in den Schoos der äußeren Kirche hineintrieb. Schon waren die Ostgothen von den Hunnen unterjocht; da faßten die Westgothen unter ihrem Anführer Fritiger den Entschluß, sich lieber den gebildeten Römern als den wilden Hunnen in die Arme zu werfen und sandten daher eiligst Abgeordnete an den Kaiser Valens nach Constantinopel, um sich als römische Unterthanen ihnen zu erbieten und sichere Wohnsitze im Römergebiete von ihm zu erflehen. In dieser Stunde der Völkernoth kommt nun auf einmal wieder der ehrwürdige Ulfilas zum Vorschein, welcher bisher während des Verfolgungssturmes aus der Geschichte verschwun-

den war. Wahrscheinlich hatte er sich in den Tagen der Trübsal im Gebiete der Westgothen in die Stille zurückgezogen, und durch seinen Einfluß dazu beigetragen, daß die Christenverfolgung unter diesem Volksstamm nicht so hart und allgemein wie unter den Ostgothen geworden war. Ulfilas wird nun an der Spitze der gothischen Gesandten in das kaiserliche Hoflager abgesendet mit dem bestimmten Auftrag, dem Kaiser zu erklären, daß der König und das Volk der Westgothen bereit wären, Christen zu werden und den Glauben und die Gesetze mit den Römern zu theilen, falls der Kaiser sie in das römische Gebiet aufnehmen würde. —

Das Gesuch des Königs und seines Volkes wurde vom Kaiser gewährt, freilich um den schweren Preis, daß der arianische Lehrbegriff dem Glauben der gothischen Völker zu Grunde gelegt würde, und Fritiger ließ sich nun mit seiner Familie von Ulfilas taufen und ermahnte das Volk, seinem Beispiel nachzufolgen. Die arianischen Bischöfe ermangelten nicht, eine ansehnliche Zahl von Christenlehrern in das Gothenland zu senden, und Ulfilas hatte, noch ehe er die Augen schloß, die Freude, das Christenthum allgemein unter seinem Volke verbreitet zu sehen. Er starb zu Constantinopel im Jahre 388, nachdem er ein Vermächtniß seines Glaubens für seine Gemeinde entworfen und von der durch ihn verkündeten und bewahrten Lehre im Angesichte des Todes ein Bekenntniß abgelegt hatte. Er hinterließ Schüler, welche auf dem von ihm gelegten Grunde fortwirkten. Einer von diesen war der Bischof Auxentius, dem wir die Nachrichten über Ulfilas verdanken. Er sagt von ihm: „Der Mann, den ich, wie er es verdient, zu preisen nicht vermag, und von dem ich ganz zu schweigen nicht wage, dem ich mehr als irgend Einer schuldig bin, je mehr er an mir gearbeitet hat, der mich von meinem ersten Kindesalter, da meine Eltern mich ihm übergaben, als Schüler aufnahm, die heilige Schrift mich kennen lehrte, die Wahrheit mir offenbarte, durch die Barmherzigkeit Gottes und

die Gnade Christi leiblich und geistig als seinen Sohn im Glauben mich erzog.“ Der große Chrysostomus (I, 407) suchte als Patriarch von Constantinopel, und noch, als er von Constantinopel vertrieben worden, in seinem Exil eifrig für die Bildung rechtgläubiger Lehrer unter den Gothen zu wirken. Er bestimmte eine Kirche zu Constantinopel besonders für den gothischen Gottesdienst. Hier wurde die Bibel in der gothischen Uebersetzung vorgelesen und durch gothische Geistliche in ihrer Landessprache gepredigt. Er hatte den weisen Plan, hier Missionen für das Volk aus dem Volke zu bilden. Nachdem er an einem Sonntage um das Jahr 398 in einer Hauptkirche zu Constantinopel ohne Zweifel zum großen Erstaunen der fein gebildeten Bewohner der Hauptstadt, welche die Gothen als Barbaren verachteten, den Gottesdienst und die Predigt durch gothische Geistliche in gothischer Sprache hatte halten lassen, benutzte er diese merkwürdige Erscheinung, um ihnen an einem so anschaulichen Beispiele die bildende Kraft des Christenthums nachzuweisen und ihre Theilnahme für das Missionswerk zu erwecken. Er hielt eine auf uns gekommene Predigt voll Kraft der Begeisterung über die Macht des Evangeliums und den Gang der göttlichen Menschenerziehung *). Darin sagt er unter anderem, das prophetische Wort Jes. 65, 25 anführend: „Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Stroh essen wie ein Rind: Der Prophet spricht hier nicht von Löwen und Lämmern, sondern er sagt uns voraus, daß, durch die Kraft der göttlichen Lehre besiegt, der thierische Sinn der rohen Menschen zu einer solchen Sanftmuth wird umgebildet werden, daß sie sich zu einer Gemeinde mit den Mildesten vereinigen. Und das habt ihr heute gesehen: die Wildesten unter allen Menschen zusammenstehend mit den Lämmern der Kirche: eine Weide, eine Hürde

*) Opp. Chrysost. Tom. XII. Hom. VIII.

für Alle, ein Tisch Allen vorgesetzt.“ — In der That ein liebliches und reich gesegnetes Missionsfest, dessen Gedächtniß wohl verdient bewahrt zu werden.

Der segensreiche Sitten mildernde Einfluß des Christenthums offenbarte sich auch unter denen, welche selbst noch nicht zum Christenthume sich bekannten, als der westgothische Heerführer Alarich im Jahre 410 Rom einnahm und Todesschrecken überall verbreitete. Die Peters- und Paulskirche und die Märtyrerkapellen wurden allgemeine Zufluchtsstätten, und sie blieben mit allen ihren Schätzen und allen Menschen, welche dahin sich geflüchtet hatten, verschont mitten unter allen Greueln der Verwüstung. Keiner der Barbaren berührte diese Orte, ja sie selbst führten viele Unglückliche, mit denen sie Mitleid hatten, hierher, um dieselben in Sicherheit zu bringen. Heiden, welche alles Unglück der Zeit vom Christenthum abgeleitet hatten, und Christen vereinigten sich hier zum Danke gegen Gott. „Wer nicht sieht“ — ruft Augustin darüber aus — „daß dies dem Namen Christi, daß dies der christlichen Zeit verdankt werden muß, der ist blind; wer es siehet und Gott nicht preiset, der ist undankbar; wer den Gott Preisenden hindern will, ist wahnsinnig. Fern sei es, daß ein Verständiger der Rohheit der Barbaren dies verdanken sollte. Die wilden Gemüther der Barbaren zügelte und mäßigte Der auf wunderbare Weise, welcher lange vorher gesprochen: „So will ich ihre Sünde mit der Ruthe heimsuchen und ihre Missethat mit Plagen, aber meine Gnade will ich nicht von ihnen wenden“ (Psalm 89, 33. 34*). —

## 2. Martinus und seine Schüler in Gallien.

In dem römischen Gallien finden wir schon vor den Zeiten Constantin's ein liebliches Saatfeld der Kirche Christi.

*) August. de civitate Dei I, c. 7.

Lugdunum und Vienne waren schon im zweiten Jahrhundert die Stätten der reich gesegneten Wirksamkeit des edlen Bischofs Pothinus und seines großen Nachfolgers Irenäus († 202); aber auch die Schauplätze eines heldenmüthigen Märtyrerthums für das Evangelium Christi (vgl. S. 138—144), in welchem beide ihren Gemeinden vorangegangen. Auch im dritten Jahrhundert nennt die Geschichte mehrere Boten Christi (Dionysius, Gratian, Trophimus, Paulus, Saturninus u. a.), welche zur Verstärkung der Mission von Italien nach Gallien gekommen und nach viel erlittenen Mühsalen und Gefahren sich in den Hauptstädten des Landes zu Lutetia (Paris), Turenum, Arelate, Narbonna, Tolossa niedergelassen und daselbst Christengemeinden gesammelt haben sollen. Und doch ging das ganze dritte Jahrhundert vorüber, ehe die christliche Kirche sich allgemeiner in Gallien verbreiten konnte. Unter den Zeugen Christi, welche sich im vierten Jahrhundert um die Pflanzung des Christenthums in dem römischen Gallien verdient gemacht, leuchten uns vor allem die Namen des Martinus von Tours und seiner Schüler entgegen. Von dem Kriegsdienst im römischen Heer hat der Herr ihn zum reichgesegneten Dienste in seinem Missionsheer berufen.

Es war im Jahre 366 n. Chr., als Nachricht auf Nachricht nach Rom kam, wie sehr die Römerherrschaft in Gallien erschüttert sei. Der Kaiser Constantinus gerieth darüber in Sorgen; denn der Schutz vor den wüthenden Barbarenvölkern, welche diese römische Provinz theils verwüsteten, theils bedrohten, machte das Zusammenziehen einer bedeutenden Kriegsmacht nöthig. Er richtete in dieser Verlegenheit endlich seinen Blick auf seinen Vetter Julian. Die Warnungen, die man ihm darüber aussprach, achtete er nicht und blieb bei seinem Vorsatz. Er ernannte ihn zum Cäsar, bekleidete ihn vor den Legionen mit dem Purpur, und sandte ihn nach Gallien. — Julian kam an den Rhein zur Armee und stellte bei derselben die heidnischen Opfer wie-

der her, welche vor den Treffen gebracht zu werden pflegten; denn er haßte das Christenthum in seinem Herzen und wurde endlich selbst ein offener Bekenner des Heidenthums. Die von ihm hergestellten Opfer für die Götzen konnte ein Christ nicht bringen, ohne seinen himmlischen Herrn zu verleugnen. Auch kein Kriegsmann konnte es also mit gutem Gewissen thun. Darum weigerten sich auch einige Krieger. Aber dem Feldherrn war das vielleicht gerade recht; er ließ sie alsbald als Frevler gegen den Militärgehorsam öffentlich enthaupten. — Eine neue Musterung der Legionen ward angesagt; denn eine Schlacht stand bevor. Vor den Thoren von Worms wurde sie gehalten und, um ihre Treue zu erhöhen, wurde ein übliches Geschenk an die Truppen ausgetheilt. Da trat auf einmal ein junger Officier vor und sprach zu dem Feldherrn: „Bisher habe ich dir gedient; gestatte mir, daß ich von nun an in Gottes Dienst trete. Dein Geschenk empfange ein Anderer. Ich bin ein Christ; ich darf nicht kämpfen.“ — Als Julian diese Worte vernahm, gerieth er in Zorn und sprach höhnend zu dem Officier: „Du fürchtest dich wohl vor dem Treffen und schiebst es auf dein Gewissen!“ — Jeder, der diese Worte hörte und des Feldherrn Zorn sah, zweifelte sofort an dem Leben des Officiers und erwartete dessen alsbaldiges Todesurtheil. Der Feldherr aber hörte erst die Erklärung des Officiers an, daß er bereit sei, morgen ohne Waffen im Namen Jesu gegen die Feinde zu gehen, und begnügte sich darauf, ihn ins Gefängniß bringen zu lassen. Und der Gefangene war Martin, jetzt 20 Jahr alt, später der berühmte Bischof von Tours. Am folgenden Tage kamen Abgeordnete der Feinde und baten um Frieden. — Zu aller Verwunderung wurde Martin frei entlassen. Noch jetzt wird in Worms der Ort angegeben, an welchem Martin gefangen saß; er ist jetzt mit einer Kirche überbaut, welche seinen Namen trägt. Die christliche Nachwelt hat dadurch das fromme und tapfere Bekenntniß des jungen Krie-

gers geehrt, das hier einst mitten unter den Heiden zur Ehre Christi abgelegt worden ist. — Martin, der Sohn eines römischen Tribuns, war um das Jahr 316 geboren und hatte zu Pavia in Italien eine fromme Erziehung genossen. Schon in seinem fünfzehnten Jahr war er genöthigt in das Heer zu treten und mit seiner Legion nach Gallien zu ziehen. Obgleich noch nicht getauft, zeichnete sich Martin schon als Kriegsmann durch seine menschenfreundliche Milde aus. Einst zog er im kalten Winter an der Spitze der Reiterei durch das Thor von Amiens ein und erblickte unter demselben einen halbnackten Mann, der vor Frost zitterte. Sogleich zog Martin sein Schwert, durchhieb seinen Reitermantel, und warf die eine Hälfte dem Armen zu, damit er sich darein hüllen und erwärmen konnte. Noch heute finden wir diese Handlung in vielen Kirchen bildlich als ein Symbol der christlichen Milde gegen die Armen dargestellt. — Als der römische Feldzug zu Ende war, eilte Martin zu dem frommen Bischof Hilarius in Poitiers, um sich von ihm taufen zu lassen, und dieser, schon den künftigen Streiter Christi in ihm erkennend, forderte ihn auf, dem Dienste der Kirche sich zu weihen. Martinus wollte vorher die Einwilligung seiner noch heidnischen Eltern zu erlangen suchen, fiel aber unterwegs einer Räuberbande in die Hände, und schon hatte einer das Schwert geschwungen, um ihm den Kopf zu spalten. Martinus aber Dem vertrauend, ohne dessen Willen auch nicht ein Haar von unserm Haupte fallen kann, blieb unerschrocken. Befremdet fragte der Räuber, wer er sei. „Ich bin ein Christ", antwortete freimüthig der Jünger des Herrn, „und fürchte den Tod nicht; das aber schmerzt mich, daß du noch fern bist von dem Heilande der Sünder." — Es ward dies Wort für den Wehrlosen eine Waffe, welche mächtiger war, als das gezückte Schwert des Räubers; denn sie drang diesem ins Herz, und beschämt entließ er den Fremdling unverletzt. In der Heimath angekommen, hatte

Martinus die Freude, seine Mutter zum Glauben gebracht zu sehen. Da er aber predigend umherzog, die Gottheit Christi überall bezeugend, ward er von Vielen verhöhnt und endlich mit Ruthen zum Lande hinausgepeitscht.

Als Martinus zu Hilarius zurückgekommen war, baute er in einer von der Loire umflossenen Halbinsel, die nur einen Zugang hatte, eine Zelle mit einem Holzdach. Andere Christen folgten seinem Beispiel oder gruben sich Grotten aus, wo sie wohnten. Nach kurzer Zeit hatten sich schon achtzig solcher Einsiedler als Lernende bei ihm angesiedelt. Sie waren alle freiwillig gekommen. Sie blieben in Gebetsübungen und im Studiren beisammen, so lange sie wollten. Sie verließen ihn, um den zahlreichen Heiden umher das Evangelium zu predigen. Sie predigten aber am wirksamsten durch ihren erbaulichen Wandel. So ward das Kloster des Martinus im Abendland die erste jener Christenburgen, welche für die Ausbreitung des Christenthums damals unentbehrlich waren; und ein Strom des Segens ergoß sich von hier aus über das dürre Land in der Nähe und Ferne; denn eine Menge von Predigern des Evangeliums durchzogen von hier aus die heidnischen Gebiete und bekehrten und tauften viele Hunderte. Ihnen voran der eifrige Martinus. Obgleich jetzt zum Bischof von Tours erwählt, ließ er doch die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden seine Aufgabe und Arbeit bleiben. Als er eines Tages durch ein Dorf kam, das von lauter Heiden bewohnt war, liefen diese alle herbei, um den Mann zu sehen, von dem sie schon so viel gehört hatten. Beim Anblick ihrer großen Menge wurde sein Herz vom Erbarmen über ihren elenden Zustand so tief ergriffen, daß er alsbald auf die Kniee niederfiel und inbrünstig für sie zu Gott betete. Dann stand er auf und fing an, sie ernstlich und liebevoll einzuladen, daß sie doch an ihr ewiges Heil denken möchten. Alle Gemüther waren tief und heilsam erschüttert. Es

wird erzählt: ein Weib habe ihr todtes Kind herbeigebracht und ihn als einen Freund Gottes gebeten, es wieder lebendig zu machen. Er habe hierauf eindringend und inbrünstig gebetet und durch sein Gebet den Knaben vom Tod auferwecket. Dies habe alle Bewohner des Dorfes bewogen, nun auch förmlich um christlichen Unterricht und die Taufe zu bitten*).

Martin war schon mehr als achtzig Jahr, als es Gott gefiel, ihn von seinem Tagewerke in die Ewigkeit abzurufen. Auf einer seiner Wanderungen wurde er von seiner letzten Krankheit überfallen, und bald sammelten sich seine frommen Schüler um sein Sterbelager. „Vater", fragte einer derselben mit Thränen im Auge, warum willst du uns verlassen? Wer wird nach deinem Tode unsere Seelen pflegen? Dann kommen die reißenden Wölfe und richten die kleine Heerde zu Grunde. Wir wissen, daß du verlangst bei Christo zu sein. Aber bleibe noch eine kleine Weile bei uns. Du siehst ja, wie sehr wir deiner bedürfen." Da faltete der Alte ehrfurchtsvoll seine Hände und betete: „Herr, bin ich Deinem Volke noch länger nützlich, so weigere ich mich der Arbeit nicht; aber Dein heiliger Wille geschehe!" — Als er mit einem unverrückt gen Himmel gerichteten Blick und emporgehobenen Händen lange dagelegen hatte, wollten ihn seine Schüler zur Ruhe auf die Seite legen. „Laßt mich nur immer also liegen, meine Brüder", sagte er, „um unverrücklich dahin zu schauen, wohin mein Herz verlangt." Bald nach diesen Worten gab er seinen Geist auf. Es war etwa im Jahre 397. Sein Missionswerk hatte er in die Hände seiner Schüler befohlen, unter denen

*) Es kommen dergleichen Wundergeschichten viele vor unter den Nachrichten von den Glaubensboten dieser Zeit. Sie sind in der Regel zu wenig verbürgt, als daß wir sie alle glauben könnten; es kommt aber auch hierauf nichts an: Die Bekehrung des Menschen aus der Gewalt des Satans zu Gott ist ein viel größeres Wunder als die Erweckung eines Todten zum Leben.

sich besonders Germanus und Lupus auszeichneten, auf welche nicht nur der Prophetenmantel, sondern auch der Geist ihres frommen Lehrers überging.

Von Germanus, Bischof von Auxerre (418 n. Chr.), berichtet die Missionsgeschichte liebliche Züge. Zehn Jahre lang hatte er in dieser Stadt und Umgegend für das Reich Christi gewirkt, als er nebst seinem Freunde Lupus nach Britannien gerufen wurde, um den gefährlichen Irrthümern in den Weg zu treten, welche unter dem dortigen Christenhäuflein Pelagius verbreitet hatte. Beide predigten daselbst nicht allein in den Kirchen, sondern auch auf den Straßen und auf dem freien Felde und überall, wohin sie kamen, sammelten sich Schaaren Volkes um sie her, welche ihren Einladungen zur Buße heilsbegierig zuhorchten. — Es war damals eine schwere Drangsalszeit in Britannien. Die sterbende Römermacht im Lande vermochte die britischen Einwohner im Süden und Osten des Landes nicht weiter gegen die verheerenden Ueberfälle der wilden Völkerstämme der Scoten und Picten zu sichern. Die beiden gallischen Bischöfe wurden in das britische Lager gerufen, und ihre Gegenwart flößte den muthlos gewordenen Briten, die ihren heidnischen Widersachern zu unterliegen in Gefahr standen, solches Vertrauen ein, als wäre ein ganzes Heer ihnen zu Hilfe gekommen. Mitten in der Kriegsgefahr predigten die Bischöfe täglich, und Viele wurden durch die Kraft des göttlichen Wortes bewogen, sich taufen zu lassen. Am Osterfeste wurde nach hergebrachter Gewohnheit zur Feier der Taufe die Kirche mit Laub bekränzt. Schon hatten die wilden Picten den Plan gemacht, die Christen während des Gottesdienstes zu überfallen; allein ihr Anschlag wurde noch zu rechter Zeit entdeckt, und Germanus führte die Christen jetzt in ein von Bergen eingeschlossenes Thal, wo sie die Ankunft der Feinde erwarten sollten. Er selbst ging mit ihnen dahin und sagte, wenn er „Hallelujah" rufen werde, sollten sie

alle mit lauter Stimme ihm nachrufen. Dies geschah und der laute, von allen Bergen wiederhallende Ruf der Briten brachte die Feinde in solchen Schrecken, daß sie bestürzt die Flucht ergriffen.

Germanus war eben wieder nach Gallien zurückgekehrt, um sich dort seiner verlassnen Heerde anzunehmen, als er von den Bewohnern der Provinz Bretagne flehentlich um seine Fürsprache und Hilfe wider den eindringenden deutschen Volksstamm der Alanen angesprochen wurde. Voll heiligen Muthes stellte er, ein schwacher Greis, sich dem kriegerischen Volke und heidnischen Könige in den Weg. Mitten durch das Heer ging er ruhig zu dem König hin. Da dieser ihn nicht hören und fortreiten wollte, fiel er dem Pferd in die Zügel. Dieser Muth setzte den rohen Krieger in solches Erstaunen, daß er nachgab und die Provinz zu verschonen versprach. Um derselben auch bei der kaiserlichen Regierung die Begnadigung auszuwirken, machte sich Germanus selbst auf den Weg nach Italien. Unterwegs schloß er sich an eine Schaar von armen Handwerkern an, die in ihr Vaterland zurückkehrten. Unter ihnen war ein lahmer Greis, dem die Kräfte mangelten, da er den Uebrigen nachfolgend mit dem schweren Gepäck einen reißenden Strom durchwaten sollte. Germanus nahm ihm sein Gepäck ab und er trug ihm zuerst dieses, dann ihn selbst durch den Strom. — Als er aus der reichen Stadt Mailand, wo er viel gepredigt hatte, herauskam, begegneten ihm einige Arme, welche ihn um eine Gabe ansprachen. Er fragte den ihn begleitenden Diaconus, wie groß ihre Casse noch sei. Dieser sagte, sie hätten nicht mehr als drei Goldstücke. Der Bischof gebietet ihm darauf, Alles unter die Armen zu vertheilen. Aber wovon sollen wir denn leben? fragte der Diaconus. Germanus antwortete: Gott wird seine Armen schon ernähren. Gieb du nur weg, was du hast. Doch meinte der Diaconus es klüger zu machen und gab nur zwei Stücke hin und

behielt das eine noch zurück. Als sie nun eine Strecke weiter gegangen waren, kamen zwei Reiter ihnen nachgesetzt, den Bischof im Namen eines vornehmen Gutsbesitzers, der mit seiner Familie an mannigfachen Krankheiten litt, um seinen Besuch zu bitten. Der Ort lag vom Wege seitwärts ab, und seine Begleiter baten ihn deshalb, der Einladung nicht zu folgen; aber er antwortete: „Es ist mir vor Allem das Erste, den Willen meines Gottes zu thun." Als die Reiter nun hörten, daß er entschlossen sei, hinzukommen, übergaben sie ihm die Summe von zweihundert Solidi (einer damaligen Goldmünze), welche man ihnen für den Bischof Germanus mitgegeben hatte. Dieser gab sie seinem Diaconus, indem er sprach: „Nimm und erkenne, daß du hundert solcher Stücke den Armen entzogen hast; denn wenn du Alles den Armen geschenkt hättest, so würde der Vergelter uns heute dreihundert Stück wiedergegeben haben." Seine Ankunft auf jenem Gute verbreitete allgemeine Freude; er besuchte mit gleicher Theilnahme Herren und Knechte an ihrem Krankenbette, er ging bis in die ärmsten Hütten und stärkte alle durch sein Gebet.

An dem Kaiserhofe zu Ravenna fand Germanus allgemeine Verehrung, und er konnte leicht, was er wollte, durchsetzen. Die Kaiserin Placidia schickte ihm in seine Wohnung ein großes silbernes Gefäß voll kostbarer Speisen. Germanus theilte diese unter seine Diener aus, und das Silber behielt er für sich, um es zum Besten der Armen zu gebrauchen. Als Gegengeschenk schickte er der Kaiserin eine hölzerne Schüssel mit schlechtem Brode, wie er es zu essen pflegte. Aber in den Augen der Kaiserin war es ein theueres Andenken, und sie ließ die Schüssel nachher mit Golde einfassen.

Da er einst während dieses seines Aufenthaltes zu Ravenna des Morgens mit den Bischöfen von religiösen Gegenständen sprach, sagte er zu ihnen: „Brüder, ich empfehle euch meinen Abschied aus der Welt. Es erschien mir heute Nacht der Herr im

Traume, und er gab mir Reisegeld. Und da ich nach dem Zwecke der Reise fragte, antwortete er: Fürchte dich nicht, ich schicke dich nicht in die Fremde, sondern in dein Vaterland, wo du ewige Ruhe finden wirst.“ Die Bischöfe suchten den Traum auf seine Rückkehr in sein irdisches Vaterland zu deuten; er aber ließ sich nicht irre machen, indem er sagte: „Ich weiß wohl, welches Vaterland der Herr seinen Knechten verhieß.“ In dies himmlische Vaterland ging er bald darauf ein.

Germanus sollte nicht mehr, wie sein Freund Lupus die Jammertage erleben, welche der römischen Herrschaft in Gallien ein Ende machten, mit welcher auch die christliche Kirche von den Barbaren gänzlich erdrückt zu werden schien. Schon seit einem halben Jahrhundert hatte er den nahenden Untergang dieses schönen Landes mit seinen eignen Augen gesehen und den zerrissenen Zustand bejammert, in welchem die niedergedrückte Heerde der Gläubigen dahin seufzte. — Im Westen des Landes hatten die Westgothen sich festgesetzt und die blühenden Provinzen an sich gerissen. An seinen südlichen Grenzen hatten sich die Burgunder gelagert, die ihre Herrschaft je mehr und mehr erweiterten. Längst des Rheines hinab bis an die nördlichen Grenzen waren die Allemannen und Franken siegreich ins Land gedrungen und drohten mit jedem Tage dasselbe gänzlich zu verschlingen. Nur im Herzen Galliens waren der römischen Herrschaft noch einige Provinzen geblieben. So sah es in Gallien aus, als Germanus von der Erde schied. Aber bald nach seinem Tode brach ein noch heftigeres Sturmgewitter über Gallien los. Attila mit seinen wilden Hunnenhorden hatte sich den Grenzen genaht. Vom Bodensee an, wo er ins Land einbrach, über Augusta und Basel herab goß sich sein wildes Heer über Gallien aus, und alle Städte des Ober- und Niederrheines wurden unter seinen Füßen in einen Aschenhaufen verwandelt (450 n. Chr.). Rheims, Chambray, Besancon, Auxerre hatten bereits die

Wirkungen seiner Wuth gefühlt, als die zügellosen Horden nach Troyes vordrangen, um dieser Stadt das gleiche Schicksal zu bereiten. Hier lebte der fromme Lupus, der als Bischof der Christengemeinde zu Troyes vorstand. Schon viele Tage lang hatte er in inbrünstigem Gebet unter Fasten und Weinen vor Gott gelegen, um von ihm die Rettung seines Volkes zu erflehen. Als nun der grausame Wütherich vor den Thoren der Stadt stand, zog er voll Vertrauen auf Gott sein Priesterkleid an und ging ihm, begleitet von seinen Geistlichen, mit dem Kreuz in der Hand auf's Feld hinaus entgegen. Voll unerschrockenen Glaubensmuthes redete der Bischof zuerst den gefürchteten Krieger an und fragte ihn, wer er sei. „Ich bin Etzel", sprach Attila, „die Geißel Gottes." „Laßt uns hochachten", versetzt der Bischof, „was uns von Gott kommt, aber wenn du die Geißel bist, mit welcher der Himmel uns züchtigt, so vergiß nicht, daß du nur das thun darfst, was die allmächtige Hand dir gestattet, welche dich regiert." — Attila wurde hierauf von solcher Ehrfurcht gegen den kühnen Glaubenshelden ergriffen, daß er nicht nur mit seinen Heereshaufen von der Stadt abzuziehen versprach, sondern auch den Bischof auf dem Rückzuge eine Zeitlang mitnahm und ihn dann mit der Bitte entließ, er möge für ihn beten.

Nicht lange nachher wurde Attila von dem römischen Feldherrn Aetius und den Westgothen bei Chalons geschlagen; Lupus aber stand als treuer Hirt noch viele Jahre den zerrissenen Christengemeinden jener Gegend vor. Mit rastloser Thätigkeit sammelte er die geflüchteten Christenhäuflein und legte in einer gebirgigen Gegend neue Colonien an, in denen er segnend seine letzten Lebenstage zubrachte. Seine Einkünfte gebrauchte er zur Ernährung der Armen und besonders zur Loskaufung von Gefangenen.

So lebte der Geist des Martinus von Tours, der Missionsgeist helfender und rettender Liebe, fort in seinen Schülern

und that — Wunder; denn er brach dem Evangelium der Liebe Bahn auch in die wilden trotzigen Heidenherzen.

## 3. Das Christenthum unter den Franken.

Der eigentliche Kern aller deutschen Stämme waren die Franken, welche nach und nach über alle anderen Stämme die Oberherrschaft erhielten. Aus vielen einzelnen deutschen Stämmen (Sigambrern, Chatten, Brukterern u. a.) zu einem Volke vereinigt, hatten sie schon im fünften Jahrhundert das ganze linke Rheinufer inne und bemächtigten sich bald des ganzen römischen Galliens. — Durch vieljährige Bekanntschaft mit den Römern hatten sie das Christenthum wenigstens kennen gelernt, und fanden das Christenthum auch in den von den Römern eroberten Ländern vor*).

Einzelne Landsleute, wie der jüngere Arbogast, welcher 472 Befehlshaber von Trier war, hatten schon das Christenthum angenommen. — Ihr muthiger König Chlodwig, welcher mit seinem Heere (486) das römische Gallien eroberte, war dem Christenthume nicht ganz abgeneigt; dennoch wurden auch unter seiner Anführung noch viele christliche Kirchen in Gallien zerstört und geplündert.

Im Jahre 493 heirathete Chlodwig die Nichte eines

*) Wie wenig früher die Franken dem Christenthum geneigt waren, zeigt das Beispiel eines ihrer Führer, Arbogast des Aelteren, welcher (392 n. Ch.) beim Ausrücken aus Mailand zum Kampfe gegen den Kaiser Theodosius die Drohung aussprach: „Wenn er siegreich wiederkehre, werde er die Kirchen der Stadt zu Pferdeställen machen und die Geistlichen unter die Soldaten stecken." Und doch rühmte derselbe Arbogast sich seiner Bekanntschaft mit dem Bischof Ambrosius. Bei einem Gastmahle rühmte er sich derselben und seine Umgebung legte ein gleiches Gewicht darauf; deshalb, sagte man, besiegst du Alle, weil du von dem Manne geliebt, der zur Sonne sagt: stehe still und sie steht. —

Königs Gundobald von Burgund, mit Namen Clotilde; sie war eine eifrige Bekennerin des reinen apostolischen Glaubens, während sowohl ihr Oheim als die ganze burgundische Nation den Arianismus angenommen hatte, und war eifrig bemüht, auch ihren Gemahl für das Christenthum zu gewinnen. Am Abend des Hochzeitstages soll sie bereits folgende Worte zu ihm gesagt haben: „Mein Herr und Gebieter, höre deine Magd, bewillige ihr einige Bitten, ehe sie deine Gemahlin wird. Zuerst bitte ich dich: glaube an Gott den allmächtigen Vater, welcher dich erschaffen hat, sodann bekenne den Herrn Jesum Christum, seinen Sohn, der dich erlöset hat, und glaube an den heiligen Geist, der den Gerechten stärkt und erleuchtet. Verlaß die todten Götzen und verbrenne sie. Baue die von dir zerstörten Kirchen wieder auf.“ Fleißig stellte in der Folge Clotilde ihrem Gemahl die Thorheiten des heidnischen Götzendienstes vor und pries dagegen die Allmacht des allein wahren und lebendigen Gottes, den die Christen verehren und der so gern Gebete erhört, oft auf die wunderbarste Weise. Noch fleißiger war sie in der Fürbitte bei Gott für die Bekehrung ihres Mannes. Geduld war sehr von nöthen, denn Clodwig entgegnete immer wieder: „Wie kann der Christen Gott der allein wahre und allmächtige sein, da die christlich gewordenen Römer von ihm verlassen worden sind und ihre Herrschaft und Macht verloren haben.“ — Doch als Chlotilde ihren ersten Sohn gebar, gab der König ihren dringenden Bitten nach und gestattete die Taufe ihres Kindes. Leider starb das Kind wenige Tage nach der Taufe. Da gerieth Clodwig in Zorn und rief aus: „Ich habe mein Kind verloren, weil es deinen Gottheiten geweiht wurde; wäre es den meinigen geweiht worden, so würde es noch leben.“ Die Königin erwiderte: „Ich danke Gott, daß er mich würdig geachtet hat, ein Kind zu gebären, welches er in sein Himmelreich aufgenommen hat.“

Sie bekam in der Folge einen zweiten Sohn, welcher gleich=

wohl ebenfalls getauft wurde und den Namen Chlodomer erhielt. Da dieser auch krank wurde, sagte der König: „Ich sehe, er wird sterben, wie sein Bruder, weil er im Namen deines Christus getauft worden ist.“ Da betete die Mutter um des Kindes Genesung und wurde erhört. Sie setzte auch bei ihrem Gemahl ihre Bemühung fort, ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Chlodwig hörte sie zwar geduldig an, aber ohne sich bewegen zu lassen.

Mittlerweile (496) fingen die Alemannen (Schwaben), um sich vom fränkischen Joche wieder frei zu machen, Krieg mit ihm an, und bei Zülpich (fünf Meilen von Köln am Rhein) kam es zu einer mörderischen Schlacht. Die Alemannen siegten und sein ganzes Heer ergriff die Flucht. In dieser äußersten Noth hob Chlodwig die Augen mit Thränen gen Himmel und sprach: „O Jesu Christe, den meine Clotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, ich rufe deine Hilfe an. Wenn du mir den Sieg giebst, so will ich glauben und mich taufen lassen, denn meine eigenen Götter habe ich vergeblich angerufen!“ Indem er noch redete, fingen die Alemannen an zu wanken. Er führte nach diesem Gebete sein Heer aufs Neue in den Streit und erfocht den entschiedensten Sieg.

Als Clotilde von dem Siege, der auf das Gebet zum wahren und lebendigen Gott erfolgt war, Kunde erhalten hatte, schickte sie eilends zum Bischof Remigius in Rheims. Mit ihm ging sie sodann dem königlichen Sieger entgegen, welcher ihr beim Zusammentreffen freudig zurief: „Clodwig hat die Alemannen überwunden und du hast Clodwig besiegt. Was dir so sehr am Herzen lag, ist nun geschehen. Meine Taufe kann nicht lange mehr aufgeschoben werden. „Clotilde aber antwortete und sprach: „Dem Herrn der Heerschaaren gebührt die Ehre für den zweifachen Sieg.“ — Wirklich hatte sich Clodwig, als er nach erfolgtem Siege zurückkehrte, schon unter-

wegs durch Vedastus, mit dem er in Toul bekannt geworden, in den Hauptstücken der christlichen Lehre unterweisen lassen. Gründlicheren Unterricht erhielt er hierauf durch den trefflichen Bischof Remigius. Gern und aufmerksam hörte er namentlich dann zu, wenn ihm aus den Evangelien erzählt wurde. Einen besonders starken Eindruck machte auf ihn die Leidensgeschichte des Herrn. Das Verhalten der Juden empörte ihn dermaßen, daß er an sein Schwert griff und ausrief: „Wäre ich nur mit meinen Franken da gewesen, ich hätte die abscheulichen Juden schon zwingen wollen.“

Noch in demselbigen Jahre (496) wurde er am heiligen Weihnachtsfest in Rheims getauft*). Der Bischof Remigius kam mit vielen Geistlichen, und die Kirche war mit bemalten Tüchern so prächtig geschmückt, mit Wohlgerüchen erfüllt und mit Kerzen erleuchtet, daß Clodwig voll Verwunderung den Bischof fragte: „Mein Vater, ist das Christi Reich, das ihr mir verheißen habt?“ Der Bischof antwortete: Nein, aber es ist der Weg zu demselben. Und nun lege ab deinen Trotz und beuge dein Haupt in Demuth, Fürst der Sigambrer; bete an, was du angezündet hast und zünde an, was du angebetet hast.“ Nachdem der König feierlich dem heidnischen Götzendienst abgesagt und durch Ablegung des Glaubensbekenntnisses sich dem dreieinigen Gotte zugesagt hatte, wurde die heilige Taufe vollzogen. Nun sollte noch — so lautet die Sage — der König die Salbung empfangen. Da gebrach es an Salböl. Ein Geistlicher will solches herbeitragen, doch der ungeheure Andrang des Volkes macht es ihm unmöglich. In dieser Verlegenheit wendet sich Remigius unter Gebet und Thränen zum Himmel. Siehe da erscheint

---

*) „Er ging, ein neuer Constantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz und sich von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, im frischen Wasser zu reinigen.“ Gregor's von Tours († 594) „Zehn Bücher fränkischer Geschichte“ II, 31.

plötzlich eine Taube, weißer als der Schnee, ein Fläschlein mit himmlischen Oel im Schnabel haltend. Freudig nimmt es der Bischof und salbt den König; die Taube aber entschwindet himmelwärts, Angesichts aller Anwesenden. Es soll dies Fläschlein dasselbe sein, welches man noch bis zum Jahre 1791 bei der Krönung der französischen Könige gebrauchte.

Als Clodwig sich zur Annahme des Christenthums entschlossen hatte, fürchtete er, es möchten seine Franken ihm nicht nachfolgen. Aber seine Befürchtung war bald verschwunden, als in einer von ihm darüber gehaltenen Versammlung viele Hohe und Niedere des Volks einmüthig erklärten: „Wir werfen die sterblichen Götter von uns und erwählen den Gott, den Remigius als unsterblich uns verkündet.“ Und wirklich ließen sich viele Franken durch Remigius zur heiligen Taufe vorbereiten und 364 Edle mit 3000 aus dem Volke empfingen mit dem König das Wasserbad im Wort; unter ihnen auch des Königs Schwester Albofleda, die bisher noch dem Heidenthum ergeben war.

Die Freude der ganzen katholischen Christenheit über die Bekehrung dieses zweiten Constantin war groß. Alle übrigen germanischen Fürsten und Könige hatten bis jetzt bei ihrem Uebertritt zum Christenthum dem Arianismus gehuldigt; selbst der griechische Kaiser neigte sich dem Arianismus zu; um so bedeutungsvoller für die Erhaltung des reinen apostolischen Glaubens war die Bekehrung Clodwig's*) zum katholischen Christenthum. Sie bildet unstreitig einen großen Wendepunkt in der Missionsgeschichte, mit welchem sich neue Bahnen für das große Bekehrungswerk der germanischen Völker aufschließen. Mit

---

*) Als rechtgläubiger Christ und König erhielt Clodwig von dem Bischof in Rom den Titel: „Allerchristlichster König“, welchen Titel die französischen Könige fortführten. —

großen Hoffnungen begrüßten die ausgezeichnetsten Bischöfe jener Zeit jenes Ereigniß. „Welche Freude für den Stuhl Petri", schreibt der damalige Bischof zu Rom Anastasius, wenn nach und nach mit schnellen Schritten die Fülle der Heiden demselbigen zueilt und das Netz voll wird, welches der heilige Menschenfischer in das Meer ausgeworfen hat." — Leider war aber die Bekehrung Clodwigs eine mehr äußerliche und von der unwandelbaren Kraft des Christenthums an ihm und seinem Volke nur wenig zu spüren. Wohl ehrte und achtete er die Kirche und ihre Diener und bezeigte sich, wie einst Constantin, besonders wohlthätig im Aufbauen von Kirchen, Klöstern, Kapellen und in christlichen Schenkungen an dieselben, wirkte auch für Ausbreitung des Christenthums nach Kräften unter seinem Volke; aber doch blieb er ein wilder Krieger und eroberungssüchtiger König bis an sein Ende und befleckte mit vielen Gewaltthaten, selbst mit wiederholtem Meuchelmord seinen christlichen Königsthron. Und doch war er nicht der Schlimmste unter den Gliedern seines Stammes (Merowinger), sondern wurde von seinen Nachfolgern übertroffen an Rohheit und Grausamkeit. Es ist ein tief erschütterndes, Abscheu und Grauen erweckendes Gemälde, welches Gregor von Tours in seiner fränkischen Geschichte von dem Lasterleben der fränkischen Königsfamilie entworfen hat. Es gibt fast kein Laster, das nicht am Königshofe ausgeübt wurde. Gift, Dolch, Wollust, Raubgier wechselten dort ab. Auch unter den Edlen, wie unter dem Volke waren Blutgier, Treulosigkeit und Wollust herrschende Laster. Letztere war so verbreitet, daß die Geistlichen kaum wagten, gegen dieselbe einzuschreiten. Freilich herrschte im geistlichen Stande selbst im höchsten Grade Rohheit, Unwissenheit und Unsittlichkeit; die verworfensten Menschen schlichen sich, gereizt durch die Reichthümer der Kirche in die erledigten Bisthümer und Abteien ein; die Bischöfe und Geistlichen waren zum großen Theil der Jagdlust und Raubsucht, dem Spiel und Trunk und

anderen Ausschweifungen ergeben. An gründlicher lebenskräftiger Unterweisung im Christenthum durch Schulen und andere christliche Anstalten fehlte es im Volke; so konnte ein nur äußeres Namenchristenthum fortdauernde Unsittlichkeit und das heidnische Wesen nicht zurückhalten. Daher finden wir einige Jahrhunderte nach Clodwig mitten unter dem fränkischen Volke noch Spuren des fortwuchernden Heidenthums.

Um so heller leuchten auf diesem dunklen Grunde religiöser Unwissenheit und sittlicher Rohheit unter den Franken die edlen Träger eines lebendigen thatkräftigen und selbstverleugnenden Christenthums entgegen, wie sie neben dem frommen und gelehrten Bischof Remigius zu Rheims, vor dem selbst ein Clodwig sich in tiefster Ehrfurcht beugte*), und den die Bollandisten mit Recht den „Apostel der Franken" nennen, in seinen beiden Schülern Vedastus, Bischof von Arras († 539), und Medardus, Bischof von Vermand und Noyon († 545). Beide arbeiteten mit unermüdlichem Eifer an der Bekehrung der Franken und predigten unter manchem Widerstand und Anfechtungen der Ungläubigen mit einladender Liebe das Evangelium von Christo. Medardus insbesondere setzte unter großen Mühen und Gefahren seine Missionswanderungen bis tief hinein nach dem heidnischen Flandern fort und hatte die Freude, viele Seelen für das Heil in Christo zu gewinnen. — Ihnen schließt sich der fromme Bischof Germanus von Paris an. Er war um das Jahr 496 in dem Gebiete von Autun geboren und in einem Kloster erzogen, wo er

*) Von der christlichen Seelsorge des Remigius am Gemüthe des rohen Frankenkönigs zeugen mehrere seiner Briefe an ihn, u. a. ein nach dem Tode der Schwester des Königs, Albofleda, ihm zugesandtes christliches Trostschreiben, sowie ein Schreiben an Clodwig, ehe er gegen die Gothen auszog (507), worin er ihm über die Pflichten eines christlichen Fürsten schrieb und Barmherzigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit dringend ans Herz legte.

sich unter Gebet und Betrachtung des göttlichen Wortes für seinen geistlichen Ruf vorbereitete. Einst glaubte er im Traume der Nacht einen ehrwürdigen Greisen gesehen zu haben, welcher ihm die Schlüssel der Stadt Paris überreichte und ihn dringend aufforderte zu kommen und die Bewohner der Hauptstadt vom Verderben zu erretten. Vier Jahre nachher wurde er, wie sehr er sich auch mit Thränen dagegen sträubte, zum Bischof von Paris gewählt. Jetzt öffnete sich vor ihm ein großes Saatfeld der Liebe, in das er mit inbrünstigem Gebet zu Gott und mit dem redlichen Verlangen eintrat, als Knecht Christi treu erfunden zu werden. Die Tagesstunden widmete er dem Unterrichte der Jugend. Am Abend sammelten sich Haufen von Armen und Nothleidenden vor seiner Thür, um von ihm getröstet zu werden, und einen Theil der Nacht brachte er im Gebete zu Gott zu, um sich zu seinem wichtigen Berufe zu stärken. Gott segnete in dieser Hauptstadt, die von Galliern und heidnischen Franken wimmelte, seine Predigt auf eine so ausgezeichnete Weise, daß die Wirkungen derselben bald unter ihren Einwohnern sichtbar wurden. Die üppigen Tänze und sündlichen Ergötzlichkeiten wurden häufig eingestellt, Familien, die lange mit einander in Zwietracht gelebt hatten, wurden versöhnt und mancher Sünder fragte: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Auch der König Childebert (Clodwigs Sohn), der bisher ein heidnisches Leben geführt hatte, blieb durch die Predigt des Wortes nicht ungerührt und nahm die Ermahnungen des eifrigen Dieners Christi mit Sanftmuth an; er gründete mehrere Pflanzschulen des Christenthums und sandte von Zeit zu Zeit große Geldsummen dem Bischof Germanus zu, um sie unter die Armen auszutheilen; ja als ihm einmal das erforderliche Geld nicht zur Hand war, zog er seine goldene Kette vom Halse ab und übergab sie zur Unterstützung der Armen dem Bischof. Auch ließ er die letzten Götzenbilder aus dem Lande wegschaffen und führte eine strenge christ=

liche Sonntagsheiligung ein. Als Childebert (558 n. Chr.) starb, übernahm sein jüngster Bruder Clotar auch diesen Theil des fränkischen Reiches; doch wie sehr auch Clotar durch sein schändliches Leben den Fortgang des Christenthums unter dem Frankenvolke hemmte, so ließ sich doch Germanus nicht ermüden, mit rastloser Thätigkeit unter den heidnischen Einwohnern die Erkenntniß des Heils zu verbreiten und die letzten Spuren des Heidenthums in seinem Sprengel zu zerstören, bis er im Jahre 576 sein segensreiches Tagewerk auf Erden vollendete.

Eine liebliche Erscheinung christlichen Lebens tritt uns auch in Radagundis, der Gemahlin des obenerwähnten Clotar entgegen. — Clotar und sein Bruder Theodorich (Dittrich) hatten sich mit einander verbunden, den König der Thüringer, Hermanfried, mit Krieg zu überziehen. Sie schlugen ihn in einem Treffen und brachten eine große Beute mit sich nach Hause zurück. Unter den zahlreichen Gefangenen, die sie wegführten, war auch Radegundis, eine thüringische Prinzessin von zwölf Jahren, welche dem Könige Clotar durchs Loos zufiel, und die er ihrem Stande gemäß erziehen, im Christenthum unterrichten und taufen ließ. Die heiligen Lehren des Christenglaubens machten einen so tiefen Eindruck auf ihre jugendliche Seele, daß sie sich von ihrer Taufe an von ganzem Herzen zu Gott bekehrte, und es ihre Herzensfreude wurde, ihm unter den Armen in dieser Welt zu dienen. Wie gerne sie auch in einfacher Lebensweise still und zurückgezogen von der Welt ihre Lebenstage zugebracht hätte, so mußte sie doch in das Verlangen des Königs willigen, seine Gemahlin zu werden, und das Loos der königlichen Regierung mit ihm zu theilen. Aber auch in diesem Stande fuhr sie fort, den Eitelkeiten des Hofes zu entsagen und ihre Zeit in die Erfüllung ihrer Gattinpflichten, in fromme Gebetsübung und thätige Unterstützung der Armen zu theilen. Eine Zeitlang fand Clotar an den Uebungen ihres frommen Sinnes Vergnügen

und gestattete ihr volle Freiheit, Aber nicht lange nachher ward sein leidenschaftliches Herz von ihr entfremdet, und er warf ihr vor, mehr eine Nonne als eine Königin in ihr gefunden zu haben, die darauf umgehe, seinen Palast in ein Kloster zu verwandeln.

Radegundis ertrug die ungerechten Vorwürfe ihres königlichen Gemahls lange mit großer Geduld, und that Alles, was immer das Gewissen ihr gestattete, um aufs Neue seine Liebe zu gewinnen. Als er aber ihren Bruder, um seiner Besitzungen in Thüringen sich zu bemächtigen, durch Meuchelmord ums Leben bringen ließ, so machte diese schändliche Handlung ihres Gemahls einen so tiefen Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie ihn um die Erlaubniß bat, vom Hofe sich zurückziehen zu dürfen, was sie auch leicht von ihm erhielt.

Jetzt empfing sie den Schleier aus den Händen des frommen Medardus und baute zu Poitiers ein großes Kloster, in welches sie Personen ihres Geschlechtes aufnahm, die entfernt von von den rohen und lasterhaften Sitten ihres Zeitalters in stiller Verborgenheit Gott zu leben entschlossen waren. Sie selbst verertigte die einfachen Regeln, nach denen die Tagesordnung im Kloster gehalten werden sollte. — „Personen, welche mit Aufrichtigkeit des Herzens Gott zu dienen verlangen", so heißt es unter Anderm in dieser Anordnung, „sollen sich im stillen und inbrünstigen Gebetsumgange mit Gott üben und ihn täglich bitten, daß er ihnen seinen heiligen Willen offenbare und sie durch seinen Geist leite, denselben in allen Stücken zu befolgen; sie sollen das Wort Gottes fleißig hören, lesen und betrachten, weil die darin enthaltene Lehre unendlich kostbarer ist, als die Weisheit des Menschen, und hier eine Goldgrube sich findet, die der forschende Sinn nie zu erschöpfen vermag; sie sollen nie aufhören Gott zu loben und ihn für seine Gnadenwohlthaten zu preisen; auch sollen sie wohlthätig sein gegen Arme, für die Unterstützung derselben

arbeiten und sich in allen Stücken im Gehorsam und in der Demuth üben.“

Der König Clotar bereute es bald, seine Gemahlin von sich entlassen zu haben, und Radegundis, welcher ihre Einsamkeit theuer geworden war, vernahm mit Betrübniß, daß er sie wieder an seinen Hof zurückzurufen beschlossen habe. Nur erst die Vorstellungen des Germanus vermochten den König zu dem Entschlusse zu bewegen, sie noch länger in ihrem einsamen Kloster zurückzulassen. Jetzt benutzte Radegundis die Zeit und Mittel, welche Gott ihr verlieh, um dem wissenschaftlichen Sinne im Frankenvolke aufzuhelfen. Sie lud den gelehrten Fortunatus nebst andern gelehrten Männern zu sich nach Poitiers ein und übte sich selbst unter ihrer Leitung im Lesen der lateinischen und griechischen Kirchenväter, um den Geistlichen ihrer Zeit hierin mit ihrem eigenen Beispiele voranzugehen.

Der König Clotar starb im Jahre 561, nachdem er drei Jahre die neue fränkische Monarchie allein beherrscht hatte. In seinem letzten Lebensjahre machte er noch eine Wanderung zu dem berühmt gewordenen Grabe des heiligen Martinus zu Tours, um dort die Sünden seines vergangenen Lebens zu bekennen und Gott um Gnade anzuflehen. Wirklich scheint er nicht empfindungslos diese Welt verlassen zu haben. „Wie mächtig ist doch der König des Himmels“, rief er in seinen letzten Augenblicken aus, „auf dessen Gebot die größten Monarchen der Erde in den Staub dahinsinken!“ — Noch lebte die fromme Radegundis vierundzwanzig Jahre länger unter heilsamen Uebungen der Gottseligkeit, und sie hatte die Freude, unter dem weiblichen Geschlechte, dessen Erziehung ihr am Herzen lag, viel guten Samen auszustreuen. —

Noch müssen wir am Schlusse der fränkischen Missionsgeschichte eines Mannes gedenken, der als leuchtendes Vorbild

eines lebendigen Christenthums durch Wort und Wandel mitten in der Finsterniß jener Zeit in gleichem Segen gewirkt hat auf dem Gebiet der äußeren wie der inneren Mission. Dieser Mann ist Eligius, der von römisch-gallischen Eltern um das Jahr 588 in der Nähe von Limoges geboren wurde. Noch lebte da und dort im Lande eine Familie gallischer Abkunft, die den Schatz christlicher Wahrheit und christlichen Lebens unter den Stürmen der Zeit bewahrt und auf ihre Nachkommen vererbt hatte. In einer solchen Familie wuchs Eligius auf und wurde bei reiferen Jahren zu einem Goldschmied, einem geachteten Bürger zu Limoges in die Lehre gethan. Seine Lehrzeit, in welcher der Jüngling eine ausgezeichnete Kunstfertigkeit sich erwarb, war für ihn zugleich eine Schule der Gottesfurcht, in welcher ihm sein Lehrherr mit einem guten Beispiel voranging. Auf seinen Wanderungen im Frankenland wurde der junge Eligius mit dem Schatzmeister des Königs Clotar II. bekannt, der (vom Jahre 613—618) zu Paris regierte. Diesem gab der König Auftrag, einen mit Gold und Edelsteinen verzierten Thronsessel anfertigen zu lassen. Der Schatzmeister übertrug dem Eligius die Arbeit und vertraute seinen Händen das kostbare Material. Der junge Künstler machte sich flugs an die Arbeit, und da er gewissenhaft verfuhr und sich nicht wie die Andern, unter dem Vorwande, die Feile und das Feuer verzehrten einen Theil der Stoffe, Unterschlagungen erlaubte, so gelang es ihm, statt eines zwei Sessel herzustellen. Zuerst lieferte er den einen ab, und als der von der Arbeit hocherfreute König ihn reichlich belohnen wollte, brachte er den andern zum Vorschein. Das Staunen war groß. Man mußte sich erst durch genaue Nachforschungen überzeugen, daß es möglich sei, aus dem gegebenen Material das Doppelte zu leisten. Dann aber stieg Eligius durch diesen Vorfall zu hohem Ansehen bei dem Könige und seinem ganzen Hofe, und durch die Fülle der Aufträge, die ihm zuflossen, machte er immer bedeutendere

Fortschritte in seiner Kunst. Der König fühlte wohl, daß man einem solchen Manne mehr und Größeres anvertrauen könne. Einst, um seine Treue zu erproben, forderte der König einen Eid von ihm auf die Reliquien der Heiligen. Aus frommer Scheu sie zu berühren, weigerte sich Eligius bescheiden aber standhaft, und als der König lebhafter in ihn drang, brach er in Thränen aus; denn er fürchtete, seinen Wohlthäter durch Ungehorsam zu beleidigen, und konnte doch, von heiliger Ehrfurcht vor dem Heiligen durchdrungen, seinem Gewissen nicht zuwider handeln. Diese Frömmigkeit und Aufrichtigkeit mußte der König anerkennen, stand von seinem Verlangen ab und entließ ihn mit freundlichen Worten, indem er ihm versicherte, er besitze sein Vertrauen in viel höherem Maße, als wenn er tausend Eide geleistet hätte. —

Der König schenkte von Stund an dem treuen Diener ein solches Vertrauen, daß er alle Prachtarbeiten für den Hof machen mußte, ohne daß ihm dazu die Edelsteine, Gold oder Silber nach Maaß und Gewicht übergeben werden durften. Schon damals war dem Eligius die Sache des Evangeliums das Wichtigste, und darauf bezog er Alles. In seiner Werkstatt lag eine Bibel vor ihm aufgeschlagen, aus der er sich auch während der Arbeit unterrichtete und erbaute. Den reichen Ertrag seiner kunstvollen Werke verwandte er auf Unterstützung der Armen, die sich jeden Abend in Schaaren vor seinem Hause einfanden, um von ihm gespeist zu werden. Wenn ein Fremder nach seiner Wohnung fragte, pflegte man zu sagen: „Wo du eine Menge Armer versammelt findest, da wohnt Eligius". — Sclaven, die öffentlich feil geboten wurden, kaufte er los. Zuweilen erhielten durch ihn fünfzig Männer und Weiber auf einmal die Freiheit. Den Losgekauften ließ er die Wahl, nach Hause zurückzukehren oder bei ihm zu bleiben und im Christenthum sich unterrichten zu lassen. Nicht selten hatte er die Freude, da und dort eine liebliche Pflanze

für das Himmelreich erziehen zu dürfen. So wuchs unter den sächsischen Sclaven, die er im Christenthum unterrichtete, einer derselben, Namens Theau als eine Zierde der Kirche Christi heran, und Eligius fand Gelegenheit, nach und nach sein ganzes Haus mit geretteten Menschen zu besetzen oder sie für den Dienst der Kirche brauchbar zu machen. — Bauderich, ein Gefreiter dieser Art, wurde sein Vorleser. Tituan, sein Kammerdiener, war ein Suave und büßte später um seines Glaubens willen, unter den heidnischen Suaven sein Leben ein; Buchin, ein Anderer, wurde später Abt von Ferrieres; Andreas, Martin und Johannes traten gleichfalls in den Dienst der christlichen Kirche. — Später baute Eligius in der Gegend von Limoges ein Kloster, wozu ihm der König den Boden geschenkt hatte. Als der Bau des Klosters daselbst fertig war, wurde Eligius zu seinem Schrecken gewahr, daß die Bauleute einen Fuß breit über den geschenkten Boden hinausgegangen waren und so ein wenig mehr genommen, als der König ihm hatte anweisen lassen. Weinend kam er zum König, bekannte diese Veruntreuung und bat um Verzeihung. Der König war tief im Herzen bewegt über solche Treue im Kleinen, schenkte für Kirchen und Klöster das Doppelte des angewiesenen Grundstücks dazu und sprach zu seinen Hofleuten: „Seht, wie treue und gewissenhafte Leute diejenigen sind, welche Christo dienen! Meine Regierungsamtsleute machen sich kein Gewissen daraus, mir ganze Strecken Landes zu stehlen, während Eligius bei dem Gedanken zittert, einen Fuß breiten Landes sich angeeignet zu haben".

Auf seinen Reisen im Lande umher hielt Eligius erbauliche Reden und Ansprachen an das Volk und stiftete christliche Erziehungsanstalten, die sich durch strenge Zucht vor anderen Klöstern auszeichneten und die er mit Bibeln versorgte. Die große Verehrung und das Vertrauen, welches Eligius durch sein

thatkräftiges Christenthum und seinen frommen Wandel sich erworben, bewirkte, daß man ihn, den gelehrten Künstler und Handwerker, im Jahre 641 als Bischof in ein Bisthum berief, welches eines mit großer Selbstopferung arbeitenden Mannes bedurfte. Es war der große Kirchensprengel von Noyon und Tournay, in welchem schon früher der vollendete Medardus seine Kraft verzehrt hatte, und in welchem, besonders in der Gegend von Gent und Courtray noch heidnische Völkerschaften wohnten, zu denen bisher kein Verkündiger des Evangeliums gekommen war. Auch die übrigen Einwohner dieser Gegend, obgleich manche von ihnen die Taufe auf Christum empfangen hatten, standen in der richtigen und lebendigen Erkenntniß des Christenthums noch weit zurück, und ihr Glaube war meistens nur ein todter äußerer Ceremoniendienst. Mit Lebensgefahr und unter mancherlei Schmähungen, mit denen er überhäuft wurde, arbeitete Eligius unter diesen wilden Heiden und todten Namenchristen, die ihren heidnischen Lüsten und ihrem väterlichen Aberglauben nicht entsagen wollten. Bald siegte er durch christliche Liebe und Sanftmuth über die Wuth und den Haß der Heiden und bald mußte er mit durchgreifender Kraft den verdorbenen Edelleuten des Landes sich entgegenstellen, welche Heidenthum und Heuchelei durch ihr Beispiel unter dem Volke beförderten. Als einst der Gedenktag des Apostels Petrus unweit der Stadt Noyon mit heidnischen Lustbarkeiten begangen wurde, begab sich Eligius, von drei Geistlichen begleitet, mitten unter die wilden Völkerschaften, welche von seinen Predigten auf ihn erzürnt waren. Er stieg auf eine erhabene Stelle vor der Kirche und sprach stark und eifrig gegen das heidnische Wesen, während das Volk drohend ihm entgegenrief: „Soviel du, Römer, auch predigen magst, so wird es dir doch nicht gelingen, unsere alten Gewohnheiten zu vernichten, es soll uns kein Mensch unsere alten

Spiele, die uns so viel Vergnügen machen, verbieten*)". Vor allen arbeitete Eligius dahin, sich brauchbare Mitgehülfen am Werke Christi zu erziehen und sie zu Vorbildern der Heerde heranzubilden. So wie die Zahl dieser Gehülfen wuchs, so dehnte er nun auch seine Arbeitssprengel immer weiter aus. Besonders zogen die Friesen und Suaven, die das Land bis zu den Mündungen des Rheines hin inne hatten, seine liebende Aufmerksamkeit auf sich, und um ihren geistlichen Bedürfnissen entgegenzukommen, sah er sich im ganzen Frankenlande umher nach eifrigen treuen Knechten Christi um, welche bereit waren, ihm das Netz ziehen zu helfen. Viele Heiden wurden auf diese Weise nach und nach zu Christo bekehrt, und diese Neubekehrten waren nun wieder die Werkzeuge, durch welche andere Heiden in die Tempel der Christen hereingezogen wurden. Ganze Dorfschaften fingen an, ihre Götzentempel und Götzenbilder zu zerstören und den Eligius um die Christentaufe zu bitten. Dieser nahm sie dann zunächst ein Jahrlang auf die Probe und unterrichtete sie während dieser Zeit gründlich im Christenthum; dann erst erlangten sie von ihm das Bad der Wiedergeburt. Er hatte die Freude, jedes Jahr am Osterfest große Schaaren von Erwachsenen und Jungen zu taufen, die er zwölf Monate lang in der Heilserkenntniß unterrichtet hatte. Als ein treuer Hirte nahm er sich ihrer auch nach ihrer Taufe sorgfältig an und suchte sie durch Unterricht und

---

*) Von dem Bischofe Samson von Dot in Bretagne im sechsten Jahrhundert wird erzählt, daß, nachdem er auf einer Insel an einem ersten Januar gegen die bei dem Jahresanfang üblichen heidnischen Gebräuche mit Erfolg gepredigt hatte, er die Kinder, die wegen der üblichen Festlichkeit herumliefen, um sich versammelte und jedem, indem er ihnen im Namen des Herrn freundlich zuredete, daß sie sich von diesem heidnischen Aberglauben fern halten sollten, eine Geldmünze schenkte, um durch diesen Liebeserweis seinen Ermahnungen bei den kindlichen Gemüthern noch mehr Eingang zu verschaffen.

Beispiel auf dem Wege der Wahrheit immer weiter zu führen. Seine ersten Ermahnungen waren dabei mit freundlichen Bitten und oft mit Thränen der Liebe verbunden. Noch sind uns von seinem Freund und Schüler Owen, welcher das Leben seines frommen Lehrers beschrieben hat, Bruchstücke von den Predigten des Eligius aufbewahrt worden, welche von der Macht seiner einfachen und doch lebendigen und herzgewinnenden Beredtsamkeit uns zeugen.

Eligius hatte in beständiger unermüdeter Thätigkeit sein siebenzigstes Jahr erreicht, als er ruhig die Nähe seines Todes empfand. Als er eines Tages, begleitet von den jungen Geistlichen, die sich unter seiner Leitung befanden, in Noyon umher wandelte, bemerkte er etwas Baufälliges an einer Kirche, an welcher sie vorbeikamen, und sogleich ließ er Arbeiter kommen, um es auszubessern. Da seine Schüler auf eine bequeme Zeit warten wollten, sprach er: „Laßt es doch geschehen, meine Kinder, denn wenn es jetzt nicht ausgebessert wird, werde ich die Ausbesserung nicht mehr erleben“. Betrübt über diese Aeußerung ihres Lehrers antworteten sie ihm: „Das sei ferne, möge dich der Herr noch viele Jahre zum Besten seiner Kirche erhalten“. „Betrübet euch nicht hierüber, meine Kinder“, sprach der fromme Greis, „sondern freuet euch vielmehr und wünschet mir Glück dazu, denn schon längst sehnte ich mich aus dem bangen Kummer dieses Lebens nach meiner Entlassung.“

Ein leichtes Fieber ergriff ihn und gestützt auf einen Stab, wandelte er noch immer umher und war thätig im Dienste seines göttlichen Meisters. Am letzten Tage seines Lebens, am letzten November 659 ließ er noch einmal seine ganze Dienerschaft und alle seine jungen Geistlichen zusammenkommen und redete sie also an: „Wenn ihr mich liebet, wie ich euch liebe, so höret willig meine letzten Worte. Strebet Gottes Gebote zu erfüllen, seufzet stets nach Jesu, seine Lehren lasset euren Gemüthern tief einge-

präget sein. Wenn ihr mich wahrhaft liebet, so liebet Christi Namen, wie ich ihn liebe. Denket stets an das Ungewisse dieses Lebens, habet das Gericht Gottes stets vor Augen. Denn ich gehe nun den Weg alles Fleisches, ihr werdet von nun an ohne mich in dieser Welt leben, denn es gefällt dem Herrn, mich jetzt abzurufen und ich sehne mich auch nach der Auflösung, nach der Ruhe, wenn es dem Herrn gefällt". — Seine Schüler brachen über diese Worte ihres sterbenden Lehrers in einen Strom von Thränen aus und ihre lauten Klagen ließen ihn lange nicht zur Rede kommen. „Trauert nicht so sehr", fing er bewegt wieder an, „und betrübt mich nicht noch mehr durch eure Thränen, denn obgleich dem Leibe nach fern, werde ich doch dem Geiste nach unter euch sein, und wenn das auch nicht wäre, so ist doch Gott immer bei euch, dem ich die Sorge für euch übergebe. Konnte ich etwas Gutes thun, so habe ich es zu eurer Förderung gethan: zwar habe ich als ein unnützer Knecht noch nicht gethan, was ich sollte, doch der Herr weiß, was mein Wille war". Jetzt fiel er auf seine Kniee nieder und empfahl die ihm anvertrauten Schafe dem ewigen Hirten; und als seine Schüler sich darauf weinend umarmten, sagte er noch einmal: „Ich kann nicht mehr mit euch reden und ihr werdet mich nicht mehr bei euch sehen: lebet also wohl im Frieden, laßt mich nun zur Ruhe gehen".

Sterbend hob er zum letztenmal seine Augen zum Himmel empor und betete: „Herr nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast. Gedenke doch, daß du mich aus einem Erdenkloße gemacht hast. Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht. Gedenke meiner, der du allein ohne Sünde bist, du Heiland der Welt; Jesus Christus führe mich aus dem Tode dieses Leibes und rette mich in dein himmlisches Reich". — Und unter diesem Gebete verschied er.

## 4. Die Missionssaat in Burgund und am Rhein.

Die Burgunder oder Burgundionen (Burgkämpfer) waren Nachkommen der zum römischen Kriegsdienst verwandten alten Deutschen. „Sie sind", sagt der Schriftsteller Orosius, „vormals von den römischen Kaisern Drusus und Tiberius aus dem unterjochten Inneren Deutschlands in die Grenzfestungen (burgos) vertheilt worden und zu einem großen Volke herangewachsen". „Später", fügt Isidor von Sevilla hinzu, „lehnten sie sich gegen die Römer auf, ließen sich über 80,000 Mann stark am Rheinufer nieder und erlangten den Namen eines Volkes". In Britannien war nämlich im Jahre 407 ein Kaiser ausgerufen worden, dessen Hauptverdienst in seinem Namen bestand: er hieß Constantin. Ihm gegenüber erhoben im Jahre 411 die Alanen mit ihrem König Goar, und die Burgunden mit ihrem König Gunther einen Gallier Jovinus zum römischen Kaiser, und dieser gerieth alsbald mit dem Gothenkönig Ataulf in Südgallien in Kampf, weil Jeder Gallien haben wollte. Seine Niederlage und Gefangenschaft brachte ihm den Tod, den Burgunden aber die Einräumung des linken Rheinufers, um sich daselbst innerhalb der römischen Grenze anzusiedeln. Nur ein Theil derselben war auf der rechten Rheinseite geblieben. Ihre Könige hatten die Stadt Worms zu ihrer Residenz gewählt, und hier geschah das Merkwürdige, daß sich achtzigtausend Burgunden dem Christenthum freiwillig zuwandten und (im Jahre 413) bei Worms mit einander taufen ließen. Der erste Geschichtsschreiber, welcher von diesem Ereigniß Meldung thut, ist der Grieche Sokrates*). Er sagt: „Hier muß ich eines wichtigen Ereignisses gedenken. Ein Barbarenvolk wohnt jenseits des Rheins, Burgunden genannt.

*) Kirchengeschichte VII, 30.

Sie führen ein ruhiges Leben, arbeiten meistens als Werkleute und leben von dem damit Gewonnenen. Sie wurden aber oftmals von den Hunnen überfallen, die ihr Land verwüsteten und Viele unter ihnen tödteten. Als sie nun zu Herzen nahmen, wie der Gott der Römer denen gewaltig hilft, die ihn fürchten, wandten sie sich einmüthig zum Glauben an Christum, zogen in eine Stadt Galliens und begehrten von dem Bischof, die christliche Taufe zu erhalten. Dieser hieß sie sieben Tage lang fasten, unterwies sie in den Anfangsgründen des Glaubens, taufte sie am achten Tage und ließ sie wieder ziehen. Muthig kämpften sie nun gegen ihre Tyrannen und ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht. Von jener Zeit an war das Volk voll Feuers in dem Bekenntniß Christi." So der Grieche Sokrates. —

In der deutschen Sage des Wolfdietrich ist dieses geschichtliche Ereigniß auch dargestellt, aber an die Bewunderung für das Leben des christlichen Helden Wolfdietrich geknüpft. In dem gleichnamigen Gedicht wird der Bericht von dem merkwürdigen Ereigniß am Rhein so gegeben, daß die Macht des Beispiels von Edelmuth, Treue und christlicher Sittenreinheit es ist, deren Mähre in alle Lande geht, und daß

Mancher stolze Heide kam herzugerannt;
Achtzigtausend wurden getauft in vierzehn Tagen.

So darf man wohl annehmen, es sei bei den nun unter den Christen lebenden Burgunden eine Sehnsucht nach der Theilnahme an der Gotteskraft des Evangeliums erwacht, die sie angetrieben habe, nach berathenem Volksbeschlusse ihren Göttern zu entsagen und sich auf das Bekenntniß des Gottes taufen zu lassen, der sich in den Christen so mächtig und herrlich erwiesen. Daß es ihnen mit der Bekehrung ernst gewesen, bezeugt nicht nur der griechische Sokrates in den oben angeführten Schlußworten seines Berichtes, sondern auch der spanische Geschichtschreiber

Orosius *) ein Presbyter, welcher von ihrer Bekehrung schreibt: Sie sind durch die göttliche Vorsehung jetzt sämmtlich Christen katholischen Glaubens geworden, und leben freundlich, sanft und harmlos im Gehorsam gegen unsere Geistlichen, die sie aufgenommen haben, und sie verkehren mit den Galliern nicht als mit Untergebenen, sondern als mit christlichen Brüdern." —

So sicher die Angaben über das Jahr der Bekehrung sind, so ungewiß sind die Stadt und der Bischof, bei welchem dieselbe geschah; jedoch spricht die größte Wahrscheinlichkeit für Worms, welches zu jener Zeit auch eine gallische Stadt genannt wurde; sagt doch die Wormser Tradition ganz entschieden, der Bischof Victor habe die Wormser zum christlichen Glauben bekehrt. Mit seinem Heere wurde zugleich König Günther bekehrt und getauft und die Getauften bildeten den Kern, aus welchem im Schooß des Burgundervolkes eine Gemeinde Christi heransproßte. Fürchterlich waren die Verwüstungen, welche Attila mit seinen wilden Hunnenhorden im Lande der Helvetier (Schweiz) und in Gallien zurückließ. Städte, Dörfer und Kirchen lagen in Trümmern und Asche. Die Geistlichen mit dem Volke hatten sich in die Schluchten der hohen Berge gerettet, indeß das flache Land gleich einer Wüste vor ihren Augen lag. Eine Wohlthat Gottes war, daß diese Zeit der Trübsal verkürzt wurde; allmälig fingen die Einwohner sich wieder an von ihrem Todesschrecken zu erholen, während Etzel's Name Jahrhunderte lang selbst in dem Munde der Kinder gleich einem verheerenden Ungewitter klang. — Unter diesen Zerstörungen der Zeit konnte das Werk Christi nur langsam und mit Mühe den Weg zu den Herzen der Burgunder finden. Die edleren ernsteren Gemüther zogen sich aus dem Geräusche des Krieges in die Einsamkeit zurück und bauten hier und da

*) Paul. Oros. hist. VII, p. 573.

in abgelegenen Thälern ein stilles Kloster, das die Pflanzschule des Christenthums für die kommenden Geschlechter wurde. So wurden auch für das verwüstete Burgund zwischen dem Rheine, der Rhone und dem Meer die Wege von Gott bereitet, das Heidenthum im Lande allmälig zu verdrängen und dem Evangelium Christi zum Siege über dasselbe zu verhelfen.

Im Schooße einer römisch-gallischen Familie verlebte in diesen trüben Tagen ein talentvoller Jüngling, Honoratus, seine Jugendjahre und übte sich in den Wissenschaften und Künsten, welche das römische Gallien ihm darbot. Frühe schon hatte er dem thörichten Götzendienste entsagt, und es war ihm gelungen, auch seinen älteren Bruder, Venantius, für die Erkenntniß Christi zu gewinnen. Da ihr heidnischer Vater ihren Uebertritt zum Christenthum nicht dulden wollte, und sie auf jegliche Weise durch die Reizungen des Lasters zum Götzendienst zurückzuziehen suchte, so blieb den beiden Jünglingen nichts übrig, als aus dem väterlichen Hause zu fliehen, und unter der Leitung eines Christen, der ihnen den Weg des Heils gezeigt hatte, nach dem benachbarten Marseille zu wandern, um sich von dort nach Griechenland überzuschiffen, und unbekannt in einer Einöde ihre Lebenstage zuzubringen. Venantius starb bald und Honoratus ward durch Krankheit genöthigt mit seinem Begleiter von Griechenland zurückzukehren. An den Ufern der Provence fanden sie zwei Inseln in der Nähe von Marseille, Lero oder Lerins (Lerina) genannt, wo sich beide niederließen, und in der Einsamkeit ein Kloster erbauten. Bald schlossen sich andere fromme Gemüther an sie an, und so bildete sich in kurzer Zeit das berühmte Kloster Lerins, aus dem im fünften und sechsten Jahrhundert eine Anzahl ausgezeichneter Knechte Christi hervorgegangen ist, welche im Westgothenlande, in Gallien und Burgund an der Ausbreitung christlicher Erkenntniß mit Segen gearbeitet haben. Hilarius, einer der ersten berühmten Schüler dieses Klosters,

welcher das Leben seines vollendeten Lehrers Honoratus beschrieb*), macht eine ungemein liebliche Schilderung von der Liebe, der Eintracht, Demuth und lebendigen Gottseligkeit, welche unter den Schülern dieser frühesten Missionsschule des christlichen Abendlandes zu finden war, und wodurch sie auf den Gang der Kirche Christi in demselbigen heilsam eingewirkt hat. Honoratus starb im Jahre 429, nachdem er drei Jahre lang die bischöfliche Würde zu Arelate (Arles) als ein treuer Diener Christi bekleidet hatte.

Sein würdiger Freund und Schüler Hilarius folgte ihm, wie in der Klosterschule zu Lerins, so auch im bischöflichen Amte zu Arles (Arelate) als ein leuchtendes Vorbild christlicher Tugend und Gottseligkeit nach. Hilarius wurde um das Jahr 411 in dem südlichen Gallien geboren und als Sprößling einer edlen Familie in den Wissenschaften und besonders in der Beredtsamkeit sorgfältig unterrichtet und bald ragte er durch seine ausgezeichnete Geistesbildung über das Zeitalter hervor. Seine Jugendjahre hatte er im Taumel der Weltfreude zugebracht. Da vernahm Honoratus, sein Freund und Verwandter, auf seiner einsamen Insel die Verirrungen des talentvollen Jünglings, und er beschloß ihn auf seinem Irrwege aufzusuchen und den Versuch zu machen, ihn für Christum zu gewinnen. Wirklich ließ es auch der Herr seinem redlichen Eifer gelingen, das Gemüth des Jünglings heilsam zu bewegen. „Welche Ströme von Thränen", so erzählt Hilarius, „hat nicht dieser treue Freund vergossen, um mein hartes Herz zu erweichen. Wie oft umarmte er mich mit der zärtlichsten Liebe, um von mir das Versprechen zu erhalten, daß ich auf das Heil meiner Seele bedacht sein wolle. Dennoch glaubte ich in meinem stolzen Sinne, der Sieger bleiben zu müssen und meine eigenen Wege zu wandeln. Als mein Freund

*) De vita St. Honorati in Opp. Hilar.

sah, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren, sprach er zu mir: „Gut, was du mir nicht geben willst, das will ich von Gott erhalten“. — Jetzt schieden beide von einander. Aber bald begann ein heftiger Kampf in der Seele des jungen Hilarius. „Auf der einen Seite“, so schreibt er in seiner Lebensgeschichte des Honoratus, „schien mir, der Herr rufe mich laut zu sich; auf der anderen lag die Welt vor meinen Augen, welche mir die Fülle ihres Reizes darbot. Wie oft habe ich dasselbe gewollt und nicht gewollt, mit dem Herzen umfangen und wieder von mir gestoßen! Aber endlich siegte Jesus Christus in mir. Mein Freund Honoratus hatte es durch sein inbrünstiges Gebet zu Gott erfleht, daß meine widerspenstige Seele sich von der Gewalt der Liebe besiegen ließ“. Jetzt eilte der gebeugte Jüngling nach der einsamen Insel seines Freundes, um ihm seinen Entschluß kund zu thun, dem Herrn zu leben. Der Geist der Gnade hatte ihn so tief ergriffen, daß er nicht konnte die Hand vom Pfluge wieder zurückziehen. In der Stille der Klosterschule Lerins bereitete er sich, nachdem er seine Güter unter die Armen vertheilt, auf seinen heiligen Beruf vor, ein Bote Christi unter seinen verfinsterten Zeitgenossen zu werden; und als sein Lehrer Honoratus von dem Kampfplatz dieses Lebens abgerufen ward, wurde er zu seinem Nachfolger im bischöflichen Amte zu Arelate gewählt. Jetzt schloß sich ein großer und segensreicher Wirkungskreis im Dienste des Herrn vor seinen Augen auf. Je höher er stand, desto mehr erniedrigte er sich unter seine Brüder. In der Lebensweise auf das Nothdürftigste sich beschränkend, verwandte er alle Zeit und Kraft auf die Erforschung der heiligen Schrift und die Predigt des göttlichen Wortes. Dabei übte er sich auch in Handarbeiten, um den Armen mit gutem Beispiel voranzuleuchten, und was er erwarb, gab er alsobald den Dürftigen hin. Stets wanderte er zu Fuß in seinem weiten Sprengel umher und verkündigte in den Hütten der Armuth, wie in den

Palästen der Großen das Evangelium. Eine ausgezeichnete Predigergabe war ihm von Gott verliehen und immer richtete er sich in seinen Predigten nach den Bedürfnissen seiner Hörer ein. Von Zeit zu Zeit besuchte er die im Lande umher zerstreuten Bischöfe, um sie durch die Kraft seiner Liebe zu eifriger Arbeit im Dienste des Evangeliums zu ermuntern. In besonderer Freundschaft stand er mit Germanus, dem Bischofe von Auxerre, (vgl. S. 300) den er als einen treuen Diener Christi ehrte. Nach einem reichgesegneten Tagewerke ging Hilarius im Jahre 449 in seine Ruhe ein; er durfte den namenlosen Jammer nicht mehr erleben, den Attila's wildes Heer bald darauf auch in seiner Gegend verbreitete*). —

*) Ein späterer würdiger Nachfolger des Honoratus und Hilarius auf dem Bischofstuhle zu Arelate (Arles) war der eben so gelehrte als fromme Cäsarius, welcher gleichfalls in dem berühmten Kloster der Insel Lerins erzogen, im Jahre 501 von der Gemeinde zu Arles als Bischof gewählt wurde. Mit besonderer Treue gab er sich der Predigt des Evangeliums und der Seelsorge hin und jeden Tag wurde öffentlicher Gottesdienst von ihm gehalten, in welchem er einfach und erbaulich das Wort Gottes dem Volke erklärte. Auch führte er während des Gottesdienstes den Gemeindegesang ein. Besonders drang er in den seiner Pflege anvertrauten Gemeinden auf ein fleißiges Lesen der heiligen Schrift und ermunterte diejenigen, welche lesen konnten, ihren Nachbarn an den Abenden und in den langen Winternächten aus dem Worte Gottes vorzulesen. — Als rechtgläubiger Christ und Bischof wurde er unter der Herrschaft der Gothen wiederholt gefangen genommen und im Jahre 513 auch nach Ravenna abgeführt, um von dem Ostgothenkönig Theoderich verhört zu werden. Seine Erscheinung machte auf den König einen tiefen Eindruck und seine Unschuld wurde bald in's Licht gestellt. „Ich zitterte, da ich ihn eintreten sah", erklärte der König nachmals, „mit einem Engelsangesicht trat dieser apostolische Mann vor mich hin; von einem solchen Manne kann ich nichts argwöhnen". — Reich beschenkt entließ ihn Theoderich; Cäsarius aber gebrauchte das Silber, um ganze Schaaren von Gefangenen loszukaufen. Früher schon im Kriege der Gothen mit den Franken hatte er eine große Anzahl Ge-

Am schwersten fand das Christenthum Zugang zu dem wilden Geschlecht, das sich in den hohen Gebirgen Helvetiens angesiedelt hatte. Nur selten und nie ohne Gefahr wagte sich ein Missionar in diese verschlossenen Bergthäler hinein, und es währte lang, bis die Lichtstrahlen des Evangeliums die alte Finsterniß daselbst besiegen konnten. Um diese Zeit lebte Romanus, der mit seinem Freunde Lupicinus in einem stillen Kloster zu Lyon unter frommen Betrachtungen seine Jugendjahre zugebracht hatte. Gebeugt von dem Elende heidnischer Rohheit und Finsterniß, das er in mannichfaltigen Gestalten in seiner Nähe erblickte, ließ ihm die Liebe zu seinen Brüdern keine Ruhe, bis er sich in das Juragebirge hineinwagte und an dem Bielerbach seine kleine Hütte unter ein paar hohen Bäumen aufschlug, welche ihn anfänglich mit ihren wilden Früchten nährten. Hier fing er an, dem unwissenden Volke das Wort Gott zu verkündigen und in seinen übrigen Tagesstunden mit fleißiger Hand den Acker zu bauen. Sein Freund Lupicinus zog bald mit ein paar frommen Gesellen zu ihm in seine Einsamkeit, und hier bauten sie mit einander in der Wildniß ein Klösterlein, das später den Namen Condate erhielt, und als nach und nach die Zahl der gottseligen Brüder zunahm, so wanderte ein Theil derselben noch tiefer in die Wildniß hinein und bauten ein zweites Gotteshaus, Leuconne genannt, das in der Nacht des Heidenthums eine Leuchte werden sollte. Ihre Nahrung war hart und ihre Klei-

---

fangene in seinem Hause genährt, bekleidet und endlich mit dem Gold und Silber, das an den Säulen und Wänden der Kirche sich befand, losgekauft. — Nach vierzigjährigem treuen Dienste seines Herrn und Meisters im Bischofsamte, starb Cäsarius im Jahre 542 am Vorabend des Todestages des heiligen Augustin, in der Kirche, dahin er sich hatte an demselben Abende tragen lassen. — Noch zeugen eine Reihe erbaulicher Reden, die Cäsarius hinterlassen hat, von der Macht seiner christlichen Beredtsamkeit und Wirksamkeit.

dung gering. Ein paar zusammengenähte Thierfelle waren die Bedeckung ihres Körpers und etwas Gerstenbrod in Wasser getaucht, ihre Speise. So lebten sie in der einsamen Wildniß, um den heidnischen Einwohnern des Juragebirges die Erkenntniß des Heils näher zu bringen; und der Herr ließ es ihnen gelingen, auf hartem Boden den ersten Samen der Wahrheit auszustreuen, welcher für die künftigen Geschlechter seine Früchte trug.

Romanus starb um das Jahr 460 und sein Freund Lupicinus, der ihn noch zwanzig Jahre überlebte, hatte die Freude, eine große Anzahl frommer Zöglinge zum ersten Anbau der Kirche Christi im Juragebirge zurück zu lassen.

Wo möglich noch größer als in den südwestlichen Gegenden, war die Rohheit und Verwilderung des Volkes in den nordöstlichen Theilen von Burgund, welche den benachbarten Alemannen unterworfen waren. In unaufhörlichen Ueberfällen hatten diese bereits alle Festungen und Burgen am Rheinstrome herab verheert, und auch die alte schöne Augusta der Rauracher lag in Trümmern da. Was aber von angesiedelten Christen in diesen Gegenden sich aufhielt, wurde von den feindseligen Alemannen verfolgt und zu Boden gedrückt. — Da wurde durch den entscheidungsvollen Sieg des Frankenkönigs Chlodwig bei Zülpich im Jahre 496, der von nun an in das Burgunderland einfiel und unaufhaltsam in den Gegenden des Oberrheins vordrang, auch dieser Landstrich der Predigt des Evangeliums geöffnet. — Das Rüstzeug, das der Herr zum Dienste seiner Mission in jener Gegend sich ersehen, war Fridolin, ein irischer Edler, welcher im Anfange des sechsten Jahrhunderts nach Alemannien herüberkam. Gebildet in einem irländischen Kloster hatte Fridolin frühe schon sein Leben dem schönen Missionsberufe geweiht. Er wanderte zuerst im eigenen Vaterlande von Dorf zu Dorf und predigte das Evangelium. Bald aber, noch bei Lebzeiten Chlodwig's, zog er als ein armer Pilger nach

Frankreich hinüber und kam nach Poitiers. Hier war das Heiligthum St. Hilarius, des Bischofs, des eifrigen Kämpfers gegen die Irrlehren und treuen Hirten, den Fridolin hoch verehrte. Aber das Kloster lag fast in Trümmern, die irdischen Ueberreste des Bekenners vergessen unter verfallenen Mauern. Da zog Fridolin mit dem Bischof und den anderen Brüdern zum König Chlodwig und erlangte von ihm Beistand und Hilfe zum Wiederaufbau des Heiligthums.*) Der Bau wurde rasch vollbracht und der Leichnam des Hilarius darin niedergelegt. Aber Fridolin hatte nicht lange hier Ruhe. Der Herr erschien ihm im Traume und wies ihm eine Insel im Rhein auf dem alemannischen Gebiet; die sollte er auffsuchen und den wilden Bewohnern des Schwarzwaldes predigen. — Gehorsam diesem göttlichen Rufe trat Fridolin, mit einem Schutzbrief von König Chlodwig, nicht minder aber von seinem Gott versehen, seine Entdeckungsreise an, wanderte den Rhein hinauf, nahm sich aber überall soviel Zeit, um rechts und links an seinem Weg den Samen des Evangeliums auszustreuen. So kam er endlich in das Rauracher Land, wo die alte Augusta noch von Attila's Zug her in Trümmern lag, und fand nicht weit davon, wo jetzt das Städtchen Säckingen liegt, die gesuchte Insel. Voll Freude, die lang ersehnte Stätte gefunden zu haben, ließ Fridolin in der Wildniß sich nieder, und begann im Namen Gottes

---

*) Als Fridolin am Hofe Chlodwig's war — erzählt man — wurde ihm zu Ehren eine Mahlzeit gehalten. Noch waren viele Heiden unter den geladenen Gästen, welche der Reden des Missionars spotteten. Beim Zutrinken ließ der König eine kostbare Schale fallen, welche zerbrach. Die anwesenden Heiden äußerten: Wenn Fridolin das Gefäß wieder herstellen könnte, wollten sie ihm gern glauben. Der Mann Gottes blickte betend zum Himmel empor und legte dann Hand ans Werk. In kurzer Zeit war die Schale so hergestellt, daß man keinen Sprung daran wahrnehmen konnte. —

sein Missionswerk; aber die argwöhnischen Umwohner kamen zornig herbei, tobten und schalten und trieben ihn mit Peitschenhieben davon. Da ging er nach Frankreich zurück und wurde von König Chlodwig mit dem gewählten Platze feierlich beschenkt. Nun konnte Fridolin sicher die Insel betreten und ward in seinem Innern gewiß, daß er hier bleiben sollte. Da ging er mit seinen Jüngern aus, um eine Herberge zu suchen. Er fand sie in dem Hause eines angesehenen Mannes, Namens Wacher, dessen Frau Anfangs den Pilgrimen viel Unfreundlichkeit bewies, endlich aber von dem Gatten, welcher Zutrauen zu dem Fremdling gefaßt, besänftigt wurde. Fridolin taufte ihr neugeborenes Töchterlein, übernahm die Pathenstelle und erzog das Mägdlein in der Lehre der heiligen Schrift. Sie soll später die erste Nonne in dem von Fridolin gestifteten Frauenkloster gewesen sein. Ihre Eltern leisteten von nun an Fridolin große Hilfe, während er auf seiner Insel arbeitete, sie zu ebnen und von Gestrüpp zu reinigen. Aber noch einmal regte sich die Feindschaft seiner Widersacher, die ihn durchaus vertreiben wollten. Es wurde ein Gerichtstag zur Besprechung der Sache an Ort und Stelle festgesetzt. Am Abend vorher ging Fridolin auf die Insel und legte mit Hilfe eines Freundes etliche Tannenbäume ins Wasser mit inbrünstiger Bitte zu Gott, er möge den Lauf des Wassers wenden gegen seine Feinde. Da soll er am Morgen, als er aus seiner Zelle trat, seine Bitte erhört gesehen haben. Der Fluß hatte sich auf das andere (schweizerische) Ufer gewendet, das vorher trocken war. Die Feinde waren beschämt und gewonnen. Da stiftete Fridolin eine Kirche zu St. Hilarius Ehre und erbaute ein Kloster, in welchem sich nach und nach fromme Mönche aus dem benachbarten Burgund sammelten, die den ersten Grund zur Kirche Christi unter den Alemannen legten. — Das Kloster Säckingen wurde die Pflanzschule der christlichen Mission für alle Gegenden am Rhein und im Schwarz-

wald. Nachdem Fridolin noch eine Missionsreise ins Glarner Land gemacht, kehrte er auf seine Insel zurück und starb hier im Jahre 538. —

Der Sinn Fridolin's war einfach. Glauben an den Herrn, Liebe üben, Christi Namen predigen: das war sein Streben. Darin bewies er großen Eifer; dafür erduldete er Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren. Von seiner Freundlichkeit und kindlichen Milde wird ein schöner Zug erzählt. Er hatte unter seinen Jüngern einen von besonders wildem und rauhen Wesen. Wenn nun zuweilen Knaben ihrer Gewohnheit nach auf die Obstbäume im Klostergarten stiegen, und Fridolin dazu kam, so wartete er und ließ sie auf seinem Rücken herabsteigen. Dann aber rief er: Fliehet, damit nicht Jener kommt, der euch ohne Barmherzigkeit strafen wird. —

Die Stadt Säckingen hat kein Kloster mehr, aber manche Kirchen jener Lande tragen noch den Namen, wie St. Hilarius, so auch Fridolin's, und auch die evangelische Kirche, wenn sie der Gründung des Christenthums in deutschen Landen gedenkt, bewahrt im Segen das Gedächtniß des ersten Apostels der Alemannen*)

Um jene Zeit wirkte unter dem Schutze des christlichen Königs Chlodwig auch ein anderer eifriger Bekenner des Evangelii für die Ausbreitung des Christenthums in jener Gegend. Es war Chrotold, Bischof von Worms, welcher im Jahre 503 die erste Missionscolonie auf der rechten Seite des Rheins in Wimpfen (Wimpius) stiftete**). Die Hunnen hatten daselbst

---

*) Die lateinische Biographie Fridolin's, von einem Mönch in Säckingen, Namens Baltser im 10. Jahrhundert verfaßt, ist die einzige, aber nicht in allen Angaben sichere Quelle.

**) So berichtet M. Crusius in der „schwäbischen Chronik“: Frankfurt 1733, Th. I, S. 165.

die von den Römern erbaute Colonie Kornelia zerstört. Seitdem lagen die Trümmer der Zerstörung ruhig, bis der Bischof Chrotold in diese Gegend kam. Er war von der Domkirche zu Worms mit zwölf Genossen ausgezogen, um den Heiden in der Gegend von Wimpfen das Evangelium zu predigen, und die Sage berichtet, er habe die Stadt aus ihren Trümmern wieder aufgebaut und jene zwölf christliche Männer als Glaubensprediger in das Stift zu Wimpfen eingesetzt. Der vorhandene christliche Eifer in jenem Missionsstift wird durch die Erbauung der Kirche im Thale daselbst begründet, welche dem Drachentödter St. Georg, (dem Repräsentanten der das Heidenthum überwindenden christlichen Liebe) geweiht wurde. Chrotold soll zu Wimpfen begraben sein, und ein noch vorhandener Grabstein seinen Eifer für die Pflanzung des Christenthums in jener Gegend bezeugen.*)

Im Jahre 534 ging die Herrschaft des Burgunderstaates unter und Franken und Ostgothen theilten sich in die Provinzen des zertrümmerten Königreiches. Die furchtbare Katastrophe, in welcher die letzten Burgunderkönige fielen, besingt das berühmte Nibelungenlied, das uns einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß dieses Volkes und seiner Zeit liefert.

## 5. St. Goar, der Straßenprediger.

Unter den Glaubensboten, welche im Rheingebiet durch Wort und Beispiel das Evangelium verkündeten, gehört St. Goar. In Aquitanien von christlichen Eltern geboren, kam er, vom Missionseifer getrieben, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts an den Rhein. Das Gebiet desselben war zwar schon lange christ-

---

*) Die Inschrift lautet: Spargere qui studuit divini semina verbi, In coeli regno semina laeta metet.

lich und stand unter dem Bischof von Trier, aber es waren doch auch heidnische Bewohner noch da, die sich trotz der bisherigen Bekehrungen erhielten. Goar nahm hier in einer Felsenhöhle an dem noch jetzt sogenannten St. Goarsbett als Einsiedler seinen Aufenthalt und predigte den Vorübergehenden und Vorüberreisenden das Evangelium. Den Ort, von wo herab er dies that, nennt man noch heute St. Goar's Kanzel. Sein ganzes Leben war auf die Bekehrung der Heiden gerichtet. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich rings umher. Um sich bei den Ermüdeten und Hungrigen, denen er das Evangelium nahe bringen wollte, Eingang zu verschaffen, pflegte er ihnen leibliche Erquickung zu reichen. Er habe die Wanderer und Pilger bei sich aufgenommen und an ihnen Gastfreundschaft geübt, sagten die alten Lebensbeschreibungen. In einer Zeit, wo die Gasthäuser fehlten, in einer wilden, unwirthlichen Waldgegend plötzlich ein gastliches Dach, Speisen und Ruhe unentgeldlich zu finden, war gewiß den Wanderern so erwünscht, daß sie gern den evangelischen Ermahnungen desselben Ohren und Herzen öffneten. Zumal die Heiden, die bei den Riesen der Berge und den einsamen Waldmenschen fast nur an Gewaltthat, Rauben und Morden zu denken gewohnt waren. Sie fanden hier ein großes, ja das größte Wunder, die freundliche Liebe zu den Brüdern, welche opferwillig ihre Habe, ja ihr ganzes Leben ihrem Dienste widmet und ihnen dabei sagt: „O, vielmehr hat der gethan, der mich geheißen hat, hierher zu euch zu kommen. Er hat sein Leben und endlich auch sein Herzblut unter Schmerzen den Feinden hingegeben, um seinen Freunden dadurch die höchsten Güter für die Erde und für den Himmel zu sichern.“ Eine solche Predigt, vom ganzen Leben und Thun St. Goar's unterstützt, konnte nicht verfehlen, tiefen Eindruck auf seine Gäste und Zuhörer zu machen. Die Legenden haben die Geschichte seines Lebens mit mannichfachen Wundern ausgeschmückt und doch bedarf sie der-

selben nicht.*) Sein Leben ist an sich groß und herrlich, eine gänzliche Hingabe an die Sache des Herrn, die ihn treibt, Ein=

*) Die Legenden gaben ihm den Namen eines Priesters und Einsiedlers und lassen ihn an dem Wacherbache (zwischen Oberwesel und Boppach) seine Zelle und Kapelle haben. Sie berichten weiter: wie St. Goar dem Bischof von Trier als „Fresser und Weinsäufer" und seine Gastfreundschaft als Schwelgerei verdächtigt worden sei; hierauf habe der Bischof zwei Geistliche abgesandt, sein Leben zu beobachten und ihn nach Trier zur Verantwortung zu laden. Aber schon auf dem Rückweg — so erzählt die Legende — wurden beide Geistliche von der Frömmigkeit und Heiligkeit Goar's durch ein Wunder überzeugt. Denn als sie am andern Tage in der Nähe des Pfalzfeldes, von Hunger und Durst gequält, dem Verschmachten nahe waren, übte Goar seine Macht; auf seinen Befehl kamen drei säugende Hirschkühe aus dem nahen Walde und stellten sich ihnen zum Melken dar; auf seinen Befehl füllte sich ihre Reisetasche plötzlich mit Speise an und ein vertrockneter Quell sprudelte helles Wasser hervor. — Als die Reisenden in Trier anlangten, fanden sie den Bischof inmitten einer großen Versammlung zur Prüfung des Vorgeladenen harrend. Er wird in der Legende Rusticus genannt. Der vorgeforderte Goar hing, als er in die Versammlung trat, seine Kappe an einem Sonnenstrahl auf, welcher durch ein Kirchenfenster hereinfiel. Aber der Bischof bleibt gleichgültig gegen dieses Wunder (das auch später von anderen Frommen z. B. dem Angelsachsen Aldhelm in Rom vollzogen wurde) und beschließt, den Angeklagten augenblicklich auf eine andere Probe zu stellen. Es bestand nämlich wie an anderen Orten, so auch in Trier die Gewohnheit, eine Muschelschaale vor die Kirchenthüre zu stellen, um die von ihren Müttern ausgesetzten Kinder, deren Väter unbekannt waren, darin aufzunehmen. (Vgl. S. 81.) Als nun gerade, nachdem Goar eingetreten war, ein solches Kind aus der Muschelschaale in die Versammlung hereingebracht wurde, um die übliche Umfrage zu halten, wer es wohl an Kindes Statt aufnehmen wolle, so ergriff der Bischof diese Gelegenheit, um den Wunderthäter Goar zu beschämen. Er forderte ihn auf anzugeben, wer die Eltern dieses in der Muschelschaale gefundenen Kindes seien. Da wendete sich Goar zu dem Findlingskinde, das erst drei Tage alt war, und befahl ihm zu sagen, wer sein Vater sei. Und siehe das dreitägige Kind nannte zum allgemeinen Erstaunen den Bischof Rusticus als seinen Va=

siedler und Straßenprediger zu werden, und eine fortdauernde Liebesthat gegen Freund und Feind. Dieser Zug fällt bei St. Goar um so mehr ins Gewicht, als er in einer Gegend lebte, wo das Heidenthum an seinen Helden und Asen gerade das Gegentheil preist: die Rache an den Feinden, und die Selbstsucht sich Alles erlaubte. Man vergleiche das Leben des gepriesenen Asen Sigurd in den Helgiliedern, wo sich die nächsten Anverwandten einander würgen, sobald sie beleidigt werden, mit dieser Taubeneinfalt des Goar, die im unwirthbaren Walde sich furchtlos niederläßt, um gegen alle Menschen eine werkthätige Liebe zu üben, ihnen das Wort des Lebens zu bringen, und auch die tödtlichen Anfeindungen der Gegner durch Segnungen und Fürbitte zu überwinden; das war im sechsten Jahrhundert am Rhein etwas Neues, vorher kaum Gesehenes: ein Menschenleben edler, als die ganze heidnische Göttergesellschaft aufzuzeigen hatte. — Solchem Leben und Wirken konnte die Frucht reichen Segens vom Herrn nicht fehlen. — Noch heute steht das Andenken St. Goars, des Straßenpredigers, und seiner christlichen Wohlthätigkeit gegen Wanderer und Pilgrime am Rhein im Segen, und die Stiftskirche zu St. Goar, welche über dem Grabe des heiligen Einsiedlers erbaut ist, bewahrt der Nachwelt sein Gedächtniß.

---

ter. Erschrocken und wie vom Blitz getroffen, stand dieser da, läugnete es nicht, warf sich zu den Füßen Goar's nieder und erklärte sich bereit zur Kirchenbuße. Auch bat er um Vergebung seiner Bosheit gegen Goar. Dazu war dieser gern bereit, ja er that noch mehr. Er übernahm es sieben Jahre für den Bischof sich besonderen Bußübungen in seiner Zelle zu unterziehen. Die Legende berichtet hierauf weiter: Der König Sigebert, der hiervon gehört, habe auf Verlangen des Volkes Goar zum Bischof an des unwürdigen Rusticus Stelle gewählt; aber Goar habe standhaft diese Würde abgelehnt und sich in seine Zelle zu einsamen Büßungen an Rusticus Statt zurückgezogen, wo er wenige Jahre darauf an einem Fieber verstorben sei.

## 5. Das Christenthum in den Donauländern.

Längst der Donau hinauf dehnten sich zur Zeit der römischen Herrschaft die beiden Provinzen Norikum (der größte Theil von Oesterreich) und Vindelicien (Altbaiern) aus, an welche sich in westlicher Richtung das gebirgige Rhätien (Tyrol und Graubündten), in südöstlicher Richtung das große unter dem Namen Pannonien bekannte Ländergebiet (der südliche Theil von Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Croatien und ein Theil von Ungarn) anschloß. — In diese von den römischen Kaisern Augustus und Tiberius eroberten Provinzen war durch römische Soldaten, Colonisten und Flüchtlinge frühzeitig der Same der christlichen Heilserkenntniß gestreut worden, und viele der befestigten römischen Feldlager und Colonien*) bildeten auch die ersten Missionsstationen jener Länder.

Die Kirche zu Lorch (Laureacum) wird noch als Zeugniß der frühesten Geschichte für die erste und älteste Kirche in den Donauprovinzen und den Muttersitz des Christenthums gehalten, von welchem aus die Strahlen des evangelischen Lichtes sich nicht blos über Noricum und Vindelicien, sondern selbst über Pannonien schon in der frühesten Zeit verbreitet haben. Hier finden wir schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts einen treuen Zeugen des Evangelio von Christo, der dasselbe auch mit seinem Märtyrertode besiegelte. — Maximilian — so ist sein Name — war in der Stadt Celja (Cilly in Steiermark) geboren. Seine Aeltern gehörten einer vornehmen und begüterten Familie an, die aber dem Heidenthum noch ergeben war. Schon in seiner Jugend genoß jedoch der Sohn christliche Unterweisung und Erziehung

*) So z. B. Laureacum (Lorch), Juvavia (Salzburg), Augusta Vindelicorum (Augsburg), Reginum (Regensburg), Bregantia (Bregenz), Tridentinum (Trient) und viele andere.

von einem frommen und gelehrten Geistlichen, der Oranius hieß. In seinem dreizehnten Jahre verlor Maximilian durch den Tod seinen Vater, im neunzehnten starb ihm auch die Mutter. Nun entschlug er sich alles irdischen Besitzes, schenkte den Sclaven die Freiheit, beschenkte reichlich die Dienstboten und gab, was übrig war, den Armen. Als unter dem römischen Kaiser Decius (249—251) gegen die Christen mit großer Grausamkeit verfahren wurde, floh Maximilian nach Rom. Der dortige Bischof Sixtus II. ertheilte ihm die Weihe zum geistlichen Amt und schickte ihn bald darauf ins Vaterland zurück, weil da die Kirche Gottes dringend Trost und Beistand bedurfte. Maximilian kehrte in die Heimath zurück und wurde Bischof zu Lorch. Er verwaltete sein Amt mit viel Muth und Freudigkeit und soll nicht nur in dieser Colonie, sondern im ganzen Noricum eifrig zur Ausrottung des Heidenthums und Pflanzung der Kirche Christi gewirkt haben. Nach vielen Missionswanderungen kehrte er nach Cilly (im damaligen Pannonien und dem heutigen Krain), seiner Vaterstadt, zurück, um die Christengemeinde daselbst im Glauben zu stärken. In dieser Stadt hatte der römische Kriegsgott Mars einen Tempel, und der daselbst wohnende römische Feldhauptmann Eulasius ließ, um die von der Donau heranstürmenden Barbaren zurückzutreiben, in der Stadt durch einen Herold ausrufen, daß am folgenden Tage bei dem Schall der Posaune alle Einwohner ohne Unterschied des Stammes in den Marstempel eilen und durch Opfer die Gunst der Götter zu erlangen suchen sollten, um in dem Kampfe wider die Feinde den Sieg davon zu tragen. — Die Posaune ertönte, und unverweilt strömten theils Heiden, theils auch viele Christen dahin; einige der letztern, aus Furcht der Martern, andere aus Leichtsinn, streuten Weihrauch und brachten verschiedene Opfer. Maximilian davon benachrichtigt und durch Gebet gestärkt, drang mitten durch seine Mitbürger in den Tempel zu Eulasius, dem römischen An=

führer, und hielt ihm eine Strafrede: „Warst du nicht", sprach er, „in die Gegend geschickt, um sie gegen den Feind zu beschützen, und du, ärger als jeder Feind, stürzest die ins Verderben, die du retten sollst." Eulasius, vom Zorn entflammt, gab den Soldaten Befehl, den kühnen Sprecher zum Götzenaltar zu führen. Würde er opfern, so sollte ihm das Leben geschenkt und das Priesteramt im Tempel des Mars verliehen sein; wo nicht, so sollte er dem Kriegsgott zum Opfer fallen. Sogleich wurde Maximilian zu dem heidnischen Altar geschleppt, und da er sich zu opfern weigerte, fiel er selbst vor dem Altar des Mars zum Opfer, um die erzürnte Gottheit zu versöhnen. —

Später, in der Verfolgung unter Diocletian, läßt die christliche Sage zu Lorch auch einen römischen Obersten Florian mit vierzig Kriegsgenossen um ihres christlichen Bekenntnisses willen den Märtyrertod erleiden. Florian wird nach mannichfachen Martern in die nahe vorbeifließende Enns gestürzt und seine Genossen müssen im Gefängniß zu Lorch des Hungertodes sterben*).

---

*) Bekannter und geschichtlich wohl begründeter ist in derselben Verfolgung unter Diocletian die Sage von dem Märtyrerthum der thebaischen Legion. Sie wurde im Jahre 286 n. Chr. unter Führung des kaiserlichen Mitregenten Maximian nach Gallien gesendet, um eine hier ausgebrochene Empörung zu dämpfen. Als die Truppen die Alpen überschritten und in der Ebene bei Martinach zum Ausruhen von den Beschwerden des Uebergangs ein Lager aufgeschlagen hatten, befahl Maximian, die ganze Armee sollte den Göttern ein feierliches Opfer bringen, um deren Beistand für den Feldzug zu gewinnen. Die thebaische Legion, welche meistens aus Christen besteht, weigert sich, dem Befehle zu gehorchen. Da läßt der Kaiser den zehnten Mann hinrichten. Aber die Thebäer bleiben ungebeugt. Sie lassen dem Kaiser zurücksagen: „Wir sind deine Krieger, aber unsern Glauben können wir nicht verleugnen." — Von Neuem wird der zehnte Mann enthauptet. Doch Mauritius, der Oberste der Legion, und seine Fahnenträger sprechen ihren Kampfgenossen zu, bereitwillig im Hinblick auf die ewige Ehren-

Die glaubwürdigere Pflanzungsgeschichte des Christenthums in Deutschland beginnt erst am Ende des dritten Jahrhunderts mit dem Leben zweier ausgezeichneter Christenlehrer in der Provinz Pannonien, der Bischöfe Victorinus und Quirinus. Victorin war jedenfalls von Geburt ein Grieche, ein geistreicher und gelehrter Schriftausleger seiner Zeit, aber auch ein treuer Verkündiger des Heils unter den Heiden. Nach einem thätigen Leben versiegelte er seinen Glauben an Christum durch einen heldenmüthigen Märtyrertod, den er unter Diocletian im Dienste Christi erduldete. — Reichhaltiger sind die Nachrichten über die letzten Schicksale des Bischofs Quirinus. Mit ihm hatte in den unteren Donauländern eine kräftigere Wirksamkeit für die Ausbreitung des Christenthums begonnen. Quirin hatte zu Lorch ein Missionsseminar begründet und selbst mit reichem Segen das Evangelium den Heiden gepredigt. Da brach im Anfang des dritten Jahrhunderts die diokletianische Verfolgung aus, der auch er als ein treuer Zeuge Christi zum Opfer fallen sollte. Als der römische Richter Maximus den Befehl zu seiner Verhaftung gegeben hatte, ging Quirin zu der Stadt Sciscia hinaus; allein er wurde auf der Flucht ergriffen und zurückgeführt. Auf die Frage des Maximus, warum er geflohen sei, antwortete er: „Ich floh nicht, sondern ich vollzog die Befehle meines Herrn; denn es stehet für uns geschrieben: Wenn sie euch in einer Stadt

---

krone für ihren Glauben zu sterben: und die Lebenden wie die Sterbenden trösten und stärken sich zu standhafter Beharrlichkeit. Da befiehlt Maximian, daß die ganze Legion von dem Kriegsheer umzingelt und getödtet werde. Der Blutbefehl wird vollzogen und sie lassen sich Alle niederhauen, ohne Widerstand und ohne Widerrede. — Manche Sagen schlossen sich weiter an diese Erzählung an, als die von der heiligen Verena, einer Verwandtin des Mauritius, sowie von Felix und Regula u. a., die in der Schweiz für Ausbreitung des Christenthums gewirkt haben sollen.

verfolgen, so fliehet in die andere." „Wer hat dies befohlen?" fragte Maximus. „Christus, welcher der wahre Gott ist", antwortete Quirin. — „Weißt du nicht", versetzte Maximus, „daß dich die Befehle des Kaisers überall finden konnten? Allein dieser, den du den wahren Gott nennst, war nicht im Stande, dir als Gefangenem zu Hilfe zu kommen, wie du denn jetzt auf der Flucht ergriffen und hierher geführt wurdest." Der Bischof antwortete: „Der Herr, den wir ehren, ist allezeit bei uns und kann uns, wo wir immer sind, zu Hilfe kommen. Er war, da ich gefangen wurde, bei mir; auch hier ist er bei mir, stärkt mich, und er antwortet dir durch meinen Mund." Nach dieser Unterredung drohte ihm der heidnische Richter mit Martern und dem Tod; allein Quirin erklärte, daß die Unbilden, mit denen er drohte, ihm zur Ehre gereichen, der Tod aber sein Leben sein werde. Maximus ließ ihn schlagen, und der Kämpfer freute sich, um Christi willen Streiche zu erdulden. „Nun", spricht er, „bin ich erst ein wahrer Priester, weil ich mich selbst für den wahren Gott opfern darf." — Quirin wird in den Kerker geworfen und mit Ketten beladen, und jetzt ergießt er seine Seele in so inbrünstigen und freudigen Dankgebeten gegen Gott, daß auch der Kerkermeister, tiefbewegt durch den Heldenmuth des leidenden Bischofs, für den Glauben an Christum gewonnen wurde. — Nach drei Tagen läßt ihn Maximus zu Amantius, dem römischen Proconsul, bringen, damit er dort das Todesurtheil empfange. Das Verhör, das er hier aushielt, athmet denselben Geist christlicher Demuth und Unerschrockenheit, den er schon in seinem früheren Verhöre bewiesen hatte. Der römische Proconsul besteht auf der Forderung, daß er den Göttern opfern solle; aber Quirin wankt in seinem Entschlusse nicht, sich dem wahren Gott selbst zu opfern. Jener droht ihm, das zeitliche Leben zu nehmen; dieser giebt es gern, um das ewige zu erhalten. — Endlich wird der Kämpfer mit einem Stein an dem Hals in die vorbeifließende Günz ge-

stürzt. — Auch da vergißt er seine eigene Gefahr, denkt nur an jene seiner Mitbrüder, der Christen, und ruft ihnen zu, daß sie sich durch sein Beispiel nicht sollten zurückschrecken lassen. So wird sein Leib in den Fluß hinabgestürzt, und sein Geist eilte in das unvergängliche Reich Jesu Christi hinüber, für das er hienieden gelebt und geduldet hatte.

Die zerstreuten Spuren von der stillen Wirksamkeit des Christenglaubens führen uns im Laufe des dritten Jahrhunderts von dem Donaustrom bis nach Vindelicien hinauf, in dessen Städten und Festungen schon einzelne Lichtstrahlen des Christenthums die Finsterniß durchleuchten. — Die ältesten Sagen, welche beinahe alle bairischen Geschichtsschreiber wiederholen, lassen in der Diocletianischen Verfolgung einen gewissen Narcissus, Bischof von Gerunda in Spanien, als Flüchtling mit seinem Diaconus die Wildnisse Vindeliciens durchwandern und in den römischen Pflanzstädten und Burgen den Heiden das Evangelium verkünden. Besonders soll er zu Augsburg gepredigt und dort die erste Christengemeinde gesammelt haben. Daran knüpft sich die liebliche Erzählung von der Bekehrung und dem Märtyrertode der Afra. In der römischen Colonie Augsburg lebte nämlich damals eine Ausländerin Namens Hilaria mit ihrer Tochter Afra und einigen Mägden. Afra hatte dort eine Herberge für Fremde eingerichtet, und ihr Haus war, wie die spätere Sage berichtet, wohl auch dem Dienste der Wollust geweiht. Eines Abends kehrten zwei fremde Männer aus Spanien bei ihnen ein. Als Afra ihnen den Tisch gedeckt, sah sie staunend, wie die Fremdlinge stehend vor dem bereiteten Tisch ihre Hände erhoben und ihr Dankgebet dem Herrn darbrachten. Dieser Anblick, die Würde der Männer, die Worte ihres Gebets drangen ihr tief ins Herz. Ihrem Hause war Heil widerfahren. Die Fremden waren zwei Männer des Evangeliums: der Bischof Narcissus und der Diaconus Felix, welche aus Spa-

nien, ihrer Heimath, hierher entflohen waren. Aus ihrem Munde vernahm die Sünderin die gnadenreichen Verheißungen des Herrn. Ihr Herz wurde von der Gnade des Herrn überwältigt; weinend stürzte sie zu des Bischofs Füßen, bekannte ihre Sünden und gelobte Buße und Besserung; auch ihre Mägde holte sie herzu, daß sie die Gnadenbotschaft hörten und mit ihr glauben und beten lernten. Die ganze Nacht brachten sie mit den Dienern Christi in Gesang, Gebet und im Hören des Wortes Gottes zu. — Als aber am andern Morgen die Häscher die als Christen erkannten Flüchtlinge suchten, verbarg sie dieselben hinter Flachsbüscheln und brachte sie in das Haus ihrer Mutter. Narcissus benutzte die Tage seiner unfreiwilligen Verborgenheit, um Mutter, Tochter, Hausgenossen und Verwandte im Christenthum zu unterrichten und das Haus der Afra ward zu einem Bethaus geweiht. — Nachdem Afra und ihre Mutter und Genossinnen getauft waren, zogen die Fremdlinge weiter. — Die Bekehrung der Sünderin blieb aber nicht verborgen. Bald wurde Afra vor den heidnischen Richter geladen und ermahnt, den Göttern zu opfern. Da sie sich aber standhaft weigerte und fröhlich ihren Glauben an Christum bekannte, so wurde sie zum Tode verurtheilt und starb auf einer Insel des Lech, unterhalb Augsburg, in den Flammen des Scheiterhaufens, Gott preisend. Mit ihr sollen auch Hilaria, ihre Mutter, und ihre Mägde den Märtyrertod gestorben sein. — Noch heute mahnen die Kirchen zu St. Afra in Augsburg und andern Städten an ihr Gedächtniß.

Dies sind die ältesten Spuren des Christenthums in den Donauländern. Leider wurden sie von den verwüstenden Strömen der hereinbrechenden Völkerwanderung um die Mitte des fünften Jahrhunderts fast gänzlich verwischt. Der Kirchenvater Hieronymus, der in diesen Tagen die Abendländer durchwanderte, schildert in seinen Briefen mit lebendigen Farben die Greuel der Verwüstung, welche er an den Stätten der Kirche Christi in

jenen Ländern fand. „Von dem pontischen Meere“, schreibt er, „bis zu den julischen Alpen wird mitten in dem römischen Reiche gekämpft und gestritten und die Thränen sind des immerwährenden Fließens wegen versiecht.“ — „Die Gothen, Sarmaten, Quaden, Alonen, Hunnen, Vandalen und Markomannen rauben, plündern, morden wohin ihr Fuß tritt.“ — Vor allem waren die Gebiete des Donaustroms, Noricum und Rhätien, das Zugland der zahllosen von Norden gen Süden hinströmenden Räuberhorden und der Tummelplatz der sich bekriegenden wilden Nachbarvölker geworden. Wie der Herr aber seine Engel dahin sendet, wo die Hilfe am meisten Noth thut, so ließ er mitten unter der Zerstörung und Verwüstung, welche die Völkerwanderung über die südlichen Länder Europas brachte, nach dem Tode des als Geißel Gottes erkannten Hunnenkönigs Attila im Jahre 453 einen von der heiligen Flamme der Liebe erglühten außerordentlichen Mann den vielgeplagten Völkern Deutschlands in den Gegenden der Donau, die gerade eines solchen Mannes bedurften, zur Hilfe eilen. Severinus war sein Name*). Seine ganze Erscheinung hat etwas Räthselhaftes. Wie er von sich selbst nicht zu reden pflegte, konnte man auch über sein Vaterland nichts Bestimmtes erfahren. Einem aus Italien zu ihm geflüchteten Priester, der sich Muth faßte, ihn darüber zu befragen, antwortete er: „Was frommt es einem Knechte Gottes seine Heimath oder Abkunft anzuzeigen, da er schweigend darüber desto besser alles Prahlen vermeiden kann? Möge die linke Hand nichts wissen von dem guten Werk, das Christus der rechten zu vollbringen verleiht, damit ich ein Bürger des himmlischen Vaterlandes werden könne. Was brauchst du mein irdisches Vaterland zu kennen, wenn du doch weißt, daß ich nach dem himmlischen

*) Das Leben dieses ehrwürdigen Mannes hat sein Schüler Eugippius etwa um das Jahr 511 in der Schrift vita S. Severini beschrieben.

Vaterland mich sehne. Wisse aber, daß der Gott, der dir es verliehen hat, Priester zu werden, mir geboten hat, unter diesen schwer bedrängten Menschen zu leben." — Seit dem wagte Niemand mehr, eine solche Frage an ihn zu richten. Wahrscheinlich stammte er aus dem Abendlande und hatte in eine der Einöden des Orients sich zurückgezogen, dem stillen Leben heiliger Betrachtung sich zu weihen. Hier wurde ihm der göttliche Ruf, daß er seine Ruhe den leidenden Völkern des Abendlandes opfern solle, wie auch später, wenn er sich wieder in die Einsamkeit zurückziehen wollte, eine göttliche Stimme ihn oft mahnte, den bedrückten Völkern seine segens- und hilfreiche Gegenwart nicht zu entziehen. Die Gegenden, wo er sich niederließ, das heutige Oesterreich und Baiern, waren gerade damals der Schauplatz der größten Verwüstung und Verwirrung. Kein Platz war sicher; ein wildes Volk folgte auf das andere. Das Land wurde verwüstet; die Bewohner als Gefangene fortgeschleppt. Allgemeine Verarmung und Hungersnoth folgten dem beständigen Krieg. — Mitten in dieser Zeit der Noth mußte Severinus den Bewohnern Noricums — so hieß die dortige Gegend — wie ein Engel Gottes erscheinen. — Denn er brachte diesen rohen wilden Völkern nicht allein das Evangelium des Trostes und des Friedens, sondern auch mit unermüdetem Liebeseifer Hilfe und Rettung in ihrer leiblichen Noth und Elend. Barfuß ging er im harten Winter über Schnee und Eis umher, den Nothleidenden Lebensmittel und Kleidungsstücke zu bringen. So hart und streng er gegen sich selbst war, so weich war er im Mitgefühl fremder Noth und fremder Leiden. Er fühlte den Hunger — sagt sein Schüler — von ihm, nur, wenn er Andere Hunger leiden, er fühlte die Kälte nur, wenn er Andere entblößt sah. Sein Gebet, seine Ermahnung, das Beispiel seiner mit Selbstaufopferung thätigen Liebe konnte in einem verödeten, verarmten und der Hungersnoth preisgegebenen Lande selbst das unmöglich Scheinende möglich machen.

Aus vielen Orten wurden ihm die Zehnten des Feldertrages und Kleidungsstücke für die Nothleidenden zugeschickt. Einst mitten im Winter kamen Leute durch Eis und Schnee, durch gebirgige und unwegsame Gegenden zu ihm, beladen mit Kleidungsstücken, welche die Bewohner des Noricum ihm für die Armen schickten.

Als in Fabiana, dem heutigen Wien, eine schreckliche Hungersnoth ausgebrochen war, schickten die Einwohner zu Severin und flehten ihn um Hilfe an. „Thut Buße und hoffet auf Gott, es wird euch geholfen werden.“ Das war die Antwort, die sie erhielten. Nun war eine reiche Wittwe, Namens Procula; die hatte eine große Menge Korn verborgen. Sogleich ließ er diese Frau kommen und sprach: „Wie, du bist aus freiem Adelsgeschlechte entsprossen und schämst dich nicht, eine elende Sclavin des Geizes zu werden, den der Apostel einen Götzendienst nennt. Siehe, wenn der Herr seinen Dienern hilft, was hast du dann von deinem ungerechten Gut? Du wirst deinen Vorrath in die Donau schütten müssen und den Fischen einen Dienst erweisen, den du aus Unbarmherzigkeit deinen Mitmenschen verweigert hast. Darum eile und rette deine Seele und die Seelen der Armen, mit dem was du zurückhalten willst, während Christus in den Armen Hunger leidet.“ Diese Strafpredigt ging durch's Herz. Procula schämte sich ihres abscheulichen Geizes und ließ ihr Korn unter die Armen vertheilen. Wenn Severinus so für die irdischen Bedürfnisse der Nothleidenden sorgte, unterließ er nie, sie zur Quelle aller leiblichen und himmlischen Segnungen hinzuführen. Mit Gebet eröffnete er die Versammlung und er pflegte, bevor er die Gaben austheilte, mit den Worten zu schließen: „Der Name des Herrn sei gepriesen!“ — Welche Gewalt Severinus über die Gemüther der Menschen, auch der Fürsten und Könige ausübte, leuchtet aus mehreren Beispielen hervor. Wiederholt gelang es ihm, den Ueberfall der Feinde durch die ernste christliche Vermahnung, mit denen er den feind=

lichen Anführern entgegentrat, abzuwehren und sie zum Rückzug zu bewegen, wiederholt die Gefangenen durch seine Fürbitte aus den Händen der Feinde zu befreien. Sein hochherziges Vertrauen gab auch den Schwachen Muth und Kraft in ihrem Beruf. Man vertraute so sehr auf die schützende Kraft dieses Mannes, daß die Bewohner der römischen Festungen dieser Gegend ihn der Reihe nach baten, sich unter ihnen niederzulassen, indem sie durch seine Gegenwart mehr als durch ihre Mauern gesichert zu sein glaubten.

Merkwürdig war auch seine Gabe, dies und jenes vorauszusagen. So besuchte ihn einstmals in seiner Zelle am Kohlenberge bei Wien der Rugierkönig Odoaker, um sich von ihm segnen zu lassen. Dem sagte er's voraus, daß er noch auf den Königsthron von Italien gelangen werde. „Zieh hin nach Italien"; sprach er, „jetzt bedeckt dich ein schlechtes Kleid, aber bald wirst du reichliche Wohlthaten unter andere austheilen." Der Stadt Lorch prophezeite er öfter den nahen Ueberfall der Feinde und rieth, alle Habe innerhalb der Stadtmauern in Sicherheit zu bringen. Noch dringender als sonst, forderte er eines Tages die Bewohner auf, sie möchten auf der Hut sein, und siehe, in derselbigen Nacht rückten die Feinde wirklich an die Mauern und legten Sturmleitern an. So wirkte er unter den Völkerschaften des Noricum wie ein Prophet und Wunderthäter. Er selbst aber trachtete nicht nach einem solchen Ruf. Oft gebot er den Augenzeugen, von seinen wunderbaren Heilungen zu schweigen. Als einst eine tödtliche Kranke in ihrem Bett vor die Zelle des Severinus hingesetzt wurde, damit er durch sein Gebet ihr Genesung verschaffen sollte, sprach er weinend: „Was verlangt ihr Großes von den Kleinen? Ich erkenne mich als ganz unwürdig; möchte ich doch Vergebung für meine Sünde erlangen!" Da sie aber doch dabei beharrten: „Wir glauben, wenn du betest, wird sie wieder aufleben", warf er sich weinend auf die Kniee. Und da sein Gebet erhört worden, sprach er:

„Schreibt doch ja nichts von diesem meinem Wirken zu. Denn diese Gnade hat der feurige Glaube erlangt, und dies geschieht an vielen Orten und unter vielen Völkern, damit erkannt werde, daß Ein Gott ist, der Wunder thut im Himmel und auf Erden, der die Verlorenen zum Heil erweckt, und der die Todten ins Leben zurückruft." — Einst richteten Heuschrecken auf dem Lande große Verheerung an. Da Severinus um sein Gebet zur Abwendung dieser Landplage angesprochen wurde, sagte er: „Habt ihr nicht gehöret, was Gott dem sündigen Volk durch den Propheten geboten hat: Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen, zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider, heiliget ein Fasten, rufet die Gemeinde zusammen (Joel 2). Dies Alles thut, um durch Werke der Buße den Uebeln dieser Zeit zu entgehen. Keiner von euch gehe jetzt nach seinem Felde, als ob ihr durch menschliche Sorge die Heuschrecken abwehren zu können meintet." Seine Worte ergriffen die Herzen. Die Empfindungen der Buße wurden bei Allen die herrschenden. Alle versammelten sich zum Gebet in der Kirche, bekannten mit Thränen der Buße ihre Sünden und theilten Almosen aus. Nur ein armer Mann ließ sich durch die Sorge für sein Feld abziehen, brachte den ganzen Tag, während die Uebrigen in der Kirche versammelt waren, damit zu, die Heuschrecken ängstlich abzuwehren, und erst Abends ging er zu den Uebrigen in die Kirche. Aber am andern Morgen fand er sein Feld von den Heuschrecken verheert, während die übrigen Felder verschont geblieben. — Diese Begebenheit machte großen Eindruck, und Severinus benutzte diesen, um die Leute zum Vertrauen auf den lebendigen Gott zu ermahnen und das Wort ihnen einzuprägen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere Alles zufallen." — Er vermahnte sie aber auch, den Armen, der durch die erlittene Strafe ihnen zum Segen geworden, durch

ihre Mildthätigkeit zu unterstützen. Alle trugen nun zusammen, um den armen Mann für das Jahr zu versorgen. So wirkte Severinus als ein treuer Seelsorger mit seltner Kraft und Weisheit. Auch die Bekehrung der noch vorhandenen Heiden ließ er sich am Herzen gelegen sein. Er war daher sehr auf Vermehrung einer tüchtigen Geistlichkeit bedacht und gründete viele Zellen und Klöster für Mönche. Sein wichtigstes Kloster baute er dicht an die Mauern von Wien. Nachdem Severinus durch ein Leben voll Selbstverleugnung und Aufopferung eine Fülle leiblichen und geistlichen Segens um sich her ausgestreuet und eine trübe, traurige Zeit durch das Licht seiner Arbeit lieblich erhellt hatte, starb er am 1. Januar 482. In seinen letzten Stunden versammelte er seine Mönche um sich her und ertheilte ihnen rührende Mahnungen zu einem gottgeweihten Leben. Dann umarmte er jeden Einzelnen unter ihnen; er nahm heiter das heilige Abendmahl; er bat sie, nicht zu weinen, sondern Psalmen zu singen. Weil sie aber zögerten, so stimmte Severin selbst den 150. Psalmen an, und als die letzten Worte: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn" verklungen waren, that er den letzten Athemzug, sodaß er unter Lobgesang aus der streitenden in die triumphirende Kirche einging. Bald nach seinem Tode wurde das Kloster bei Wien von den Rugiern geplündert und aller Schätze und Geräthe beraubt. Auch was Severin für die Armen gesammelt und hinterlassen hatte, wurde mit fortgenommen. Sechs Jahre nachher mußten sich die Römer aus jenen Gegenden zurückziehen. Da gingen auch Severin's Schüler nach Italien und nahmen den Leichnam des geliebten Lehrers mit sich, wie dieser ausdrücklich vor seinem Ende gewünscht hatte*).

*) Er hatte zu seinen Schülern gesagt: „Wie die Kinder Israels geführt worden sind aus der Gefangenschaft Aegyptens, so werdet auch ihr befreit werden von der ungerechten Herrschaft der Barbaren; denn kommen wird die Zeit, wo ihr mit den Euren in ein römisches Land ge-

Sie bauten ein Kloster bei Neapel; darinnen wurden Severin's Gebeine aufbewahrt, bis sie um die Mitte des 9. Jahrhunderts bei einem Einfall der Sarazenen in die Stadt Neapel gebracht wurden. Die Kirche aber nennt Severinus im dankbaren Gedächtniß seiner segensreichen Missionsarbeit den „Apostel des Noricum."

Unter den vielen Schülern St. Severin's ist einer der bekanntesten der heilige Maximus. Er war ein sehr frommer und tüchtiger Geistlicher. Wie sein Lehrer haßte er falsche Lehre und verharrte beim rechten einigen Glauben. Die Anfechtung war zu jener Zeit groß. In dem Lande gab es noch viele Heiden und in Folge der Völkerwanderung drangen auch allerlei Völker herein, welche der arianischen Irrlehre anhingen. Da mußten rechtgläubige Christen unsägliche Leiden über sich ergehen lassen. Ihrer viele zogen sich deshalb in entlegenere Orte zurück, um vor den Feinden ihres Glaubens wegen möglichst sicher zu sein. — Das that auch der Priester Maximus. Mehr als fünfzig Freunde zogen mit ihm. Sie begaben sich nach Juvavum (Salzburg), das im Jahre 451 von dem Hunnenkönige Attila schwer heimgesucht worden war. Sie zogen dorthin, um die zerstreuten Christen aufzusuchen und sie in der schweren Zeit aus Gottes Wort zu ermahnen und zu trösten. Um sich vor der Wuth der Feinde zu verbergen, wählten sie eine Höhle des „Mönchsberges" zu ihrem Aufenthalt. In dieser Höhle wollten sie bleiben und das Ende der Verfolgung abwarten. Da aber brachen die aus Italien (477) zurückkehrenden arianischen Völker der Gothen, Rugier und Heruler über die christliche Colonie in Juvavum her-

---

führt werdet; dann werdet ihr frei sein. Dann gedenket meiner, wie die Kinder Israels des Patriarchen Joseph, und führet auch meine Gebeine mit euch ins gelobte Land; denn bald wird die letzte Verheerung über dieses Volk hereinbrechen, und auch der Todten in den Gräbern werden sie nicht verschonen."

ein und wo sie hinkamen, ließen sie blutige Fußtapfen zurück. St. Severin hatte die hereinbrechende Trübsal wohl vorausgesagt und zweimal Boten an Maximus und seine Gefährten gesandt, sie möchten mit allen Bewohnern der Stadt sich flüchten; allein sie hatten gezögert und wurden von den Barbaren überfallen, getödtet und vom Felsen herabgestürzt. Die Stadt Juvavum aber wurde von den Feinden in einen Schutthaufen verwandelt. — Noch heute heißen zwei Felsenhöhlen des Mönchsberges „die Einsiedelei des heiligen Maximus", die wohl jeder besucht, der nach Salzburg kommt.

Ein anderer Zeitgenosse und Mitarbeiter Severin's war Constantius, der als Erzbischof zu Lorch im Geiste seines Lehrers für die Erhaltung und Verbreitung der Kirche Christi unermüdet wirkte. Seinen frommen Bemühungen gelang es, die zahlreichen Götzendiener in der Gegend von Lorch zu bekehren, sodaß Severin, als er dahin kam, bereits allenthalben Kirchen, eine große Anzahl Geistliche und einen wohlbestellten Gottesdienst vorfand. Auch er, sowie mancher treue Diener Christi, unterlag im Jahre 487 dem namenlosen Elende, welches die kriegerischen Einfälle der Franken und Heruler im Lande verbreitet hatten, und schied mit Glaubensfreudigkeit von seinem Volke, das in seinen verwirrungsvollen Tagen einer großen Wiedergeburtsstunde entgegenzog.

Noch ist uns ein liebliches Missionsbild aus einem wilden Völkerstamm über der Donau aufbewahrt in der Geschichte Fritigild's, der Markomannenkönigin. Unter dem wilden heidnischen Volke der Markomannen, den gefährlichen und mächtigen Grenzfeinden der Römer (im heutigen Böhmen) herrschte vierhundert Jahre nach Christi Geburt ein König; der hatte eine Frau, Namens Fritigild. Die war sanfteren und milderen Gemüthes, als die anderen harten deutschen Weiber. Zu der kam einst fern her aus Italien ein Mann, der erzählte ihr Vieles und

Wunderbares von dem, was er auf seinen Reisen und in fernen Landen gesehen und gehört hatte. Er berichtete ihr auch von den hohen schönen Kirchen im Lande der Römer, von Christi Namen, der dort heilig sei, von seinen Lehren und den frommen Männern, die das Wort Gottes verkündeten. Denn nach langem Kampfe hatten die Römer erkennen gelernt, daß Gottes Reich mehr sei als ihr Reich von dieser Welt, und ihre Kaiser hatten die Lehre Christi angenommen, die sie früher blutig verfolgten. Jener Mann erzählte der Königin auch von Ambrosius, dem Bischofe von Mailand. Ambrosius aber galt für eine Schule und ein unüberwindliches Bollwerk der Kirche. Von seinen Lippen floß die begeisterte und gotterfüllte Rede wie ein brausender Strom, dem kein Herz zu widerstehen vermochte, und der mächtige Kaiser Theodosius selber hatte sich vor ihm gebeugt. Und wie der Name des Ambrosius gefeiert war in allen Landen des Reiches, so kam sein Ruf und die Kunde von seinen Lehren jetzt auch zu der Königin der Markomannen.

Da wurde Fritigild's Herz ergriffen von einer tiefen Sehnsucht, mehr zu hören von den Verkündigungen Christi, und auf das Wort jenes Mannes ließ sie ab von den heidnischen Göttern, die in Bäumen und Wäldern wohnen sollten, und wandte sich zu dem Gotte, der im Geiste und der Wahrheit angebetet wird. Darum sandte sie Männer mit reichen Geschenken nach Mailand an den Ambrosius; die sollten ihm sagen, wie auch sie seinen Namen vernommen habe und sich sehne, daß er sie führe auf den Weg des Heils. Der Bischof aber schrieb ihr darauf einen Brief; der war aufgesetzt in der Weise eines Katechismus. Darin sprach er von dem Leben Christi, wie er leiden mußte und eingehen zur Herrlichkeit seines Vaters, damit Alle das ewige Leben hätten. Zugleich aber bat er sie, daß ihr Volk möge von nun an Frieden halten mit den Römern. Da Fritigild den Brief gelesen hatte, folgte sie den Worten des Ambrosius und begann den blutigen

Kämpfen zu wehren und beschwor ihren Mann, Ruhe zu halten, und dieser that, wie sie verlangt hatte. Was Ambrosius ihr aber geschrieben hatte, das schloß sie tief in ihr Herz und überdachte es bei sich Tag und Nacht, und es trieb sie, das Angesicht des Mannes zu schauen, der ihr Worte des ewigen Lebens verkündet hatte.

Darauf erhob sie sich mit ihrem Gefolge und reiste durch die hohen Alpenländer und fürchtete sich nicht vor jenen Wildnissen und zog fort, bis sie nach Mailand kam.

Als sie aber eingetreten war in die Thore der Stadt, fragte sie nach Ambrosius; da sagten ihr die Leute: „Sein Antlitz wirst du nimmer schauen, denn Gott hat ihn abberufeu zu seinem Frieden.“ Als Fritigild dieses hörte, weinte sie sehr und war tief betrübt, daß ihr der Herr diesen Wunsch nicht gewährt hatte Aber ob sie auch den großen Lehrer der Kirche nimmer von Angesicht sah, so war sie doch eins mit ihm und kannte ihn in jenem Geiste, der sie herbeigeführt hatte aus weiter Ferne, und in ihrem Herzen nahm sie den Schatz des Lebens mit sich fort. — Das war ein erster Sonnenstrahl; der fiel in jene finstern Wälder der alten Deutschen. Wie aber der Wind ein fruchtbares Samenkorn führt auf die steilen Felsen, wo nur eine Hand voll Erde liegt, oder auf hohes Gemäuer, und die Wurzeln klammern sich an in den Spalten und Fugen und umschlingen fest das öde Gestein, bis der Keim sich entfaltet, und Halme, Blätter und Zweige fröhlich grünen und zum Himmel aufsprießen, also kam jenes Wort des Glaubens zuerst zu den Markomannen. Und ob es gleich nichts weiter von Fritigild's Leben zu berichten giebt, auch ihm wird seine Frucht nicht gefehlt haben.

## 7. Die Pflanzung des Christenthums in Britannien.

Unter den alten Bewohnern Englands, den eigentlichen Briten, hatte das Christenthum schon unter römischer Herrschaft

in den ersten Jahrhunderten von Gallien aus Eingang gefunden. (Vergl. die Sage vom britischen König Lucius S. 153*.) Römische Soldaten, Colonisten und Flüchtlinge hatten den Samen des Evangeliums über das Meer nach Britannien getragen, und die unter Diocletian auch dort ausgebrochene Christenverfolgung (303) giebt ein Zeugniß von dem Bestehen blühender Christengemeinden auf den britischen Inseln. —

Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts scheint sich auch unter den wilden Volksstämmen, welche die nordwestlichen Theile der britischen Inseln, das heutige Schottland und das gegenüber liegende Irland inne hatten, eine mächtige Veränderung in ihrem Innern zugetragen zu haben. Denn diese wilden Völkerschaften, die im Kampfe gegen die römischen Legionen bisher den Namen „Caleidonier" führten, kommen unter dieser Benennung nicht weiter zum Vorschein; dagegen sind es jetzt die wilden Scoten in Irland, sowie die Picten in den Hochgebirgen des heutigen Schottlands, welche von nun an als gefährliche Wider-

*) Der alte Gildas (de excidio Britanniae p. 582) erzählt: „Die Kirchen der Christen wurden niedergerissen; alle Bücher der heil. Schrift, die gefunden wurden, öffentlich verbrannt, die Hirten der Heerden zugleich mit den unschuldigen Schafen ermordet, so daß in manchen Gegenden der Provinz kaum noch eine Spur des Christenthums übrig blieb. — In Albanus erhielt damals die britische Kirche ihren ersten Märtyrer. Nach der Sage soll Albanus, einer der vornehmsten Bürger der Stadt Verulam, ebenfalls wie Afra, von einem flüchtigen Christen, den er gastfrei aufgenommen und dessen brünstige Gebete zu dem Herrn der Kirche in stiller Nachtzeit er belauscht hatte, bekehrt worden sein. Als er sich aber am andern Morgen weigerte, seinen Gast der heidnischen Obrigkeit auszuliefern und sich freiwillig an seiner Statt stellend, als Christ bekannte, wurde er, wie die Märtyreracten berichten, mit dem Schwerte enthauptet. Da, wo als heilige Saat sein Blut geflossen, erhebt sich auf den Trümmern des früheren Verulams das heutige St. Alban." —

sacher in fortwährenden Kämpfen wider das britische Volk und die römische Herrschaft auftreten. Da die Briten nach Abzug der römischen Legionen (im J. 406) sich der räuberischen Ueberfälle der heidnischen Picten und Scoten schutzlos preisgegeben sahen, riefen sie wider dieselben das kriegslustige Seeräubervolk der wilden Angelsachsen (an den Mündungen der Elbe) unter seinen beiden Anführern Hengist und Horsa zu Hilfe, die sich nach widerholten glücklichen Kämpfen wider die räuberischen Nachbarn unter dem niedergedrückten Volke der Briten fest niederließen. Das britische Volksthum und Christenthum schien daher von zwei Seiten her von der heidnischen Uebermacht bedroht; denn die heidnischen Horden der Sachsen waren womöglich noch wilder und dem Christenthume abgeneigter, als ihre heidnischen Nachbarn im Norden, die Picten und Scoten. So schien für das Häuflein der britischen Christen die Stunde gekommen zu sein, in der sie an der Rettung der Kirche Christi in Britannien verzweifeln mußten. Aber gerade in diesem entscheidungsvollen Augenblick trat der Arm des Herrn helfend und rettend hervor, um den glimmenden Docht der britischen Gemeinde nicht gar erlöschen zu lassen; und die Hilfe war so wunderbar und herrlich, daß im Norden der Insel unter den Scoten und Picten eine neue Kirche aufgerichtet und durch diese auch die zerfallene Hütte der britischen Kirche wieder aufgebaut, ja auch den heidnischen Sachsen der Zutritt zu derselben geöffnet wurde. Wohl hatten schon früher gefangene Briten, welche in die Gebirgsschluchten der Scoten und Picten als Sklaven geführt worden waren, da und dort Gelegenheit gefunden, unter diesen verfinsterten Völkern im Stillen das heilige Saatkorn der himmlischen Wahrheit auszustreuen; auch nennt uns die Geschichte mehrere Namen von Christen, welche um diese Zeit auf dem verwilderten Boden Irlands unter Lebensgefahr die ersten Missionsversuche wagten. Einer derselben war Kiaran, welcher schon gegen Ende des

vierten Jahrhunderts im Stillen unter den Bewohnern dieser Insel gearbeitet und in der Gegend von Ossory eine kleine Christengemeinde gesammelt haben soll; ein anderer, Namens Declan, einer der Erstlinge des Christenthums unter den Irländern, soll im Drange der Liebe Christi seinen heidnischen Volksgenossen das Evangelium von Christo gepredigt und zu Ardmore eine Gemeinde Christi um sich gesammelt haben; ein dritter, Paladius genannt, soll von zwei Mitarbeitern, Iban und Albeus begleitet, im Anfang des fünften Jahrhunderts das Bekehrungswerk unter den Götzendienern jener Insel im besonderen Segen getrieben haben, bis ihn der Ausbruch einer Verfolgung genöthigt, nach der schottischen Küste sich zu flüchten.

Aber mit besonderer Vorliebe verweilt das Auge auf dem ehrwürdigen Bilde eines Mannes, den Gott durch seltsame Schicksale zu dem schweren Berufe von Jugend an vorbereitet hatte, das Evangelium von der Gnade Gottes unter den wilden Bewohnern Irlands zu verkündigen. Dieser merkwürdige Mann war Patricius*) (Patrik), von seinem Volke Sukkath genannt, der um das Jahr 372 in dem schottischen Dorfe Bonaven Tabernä (später zum Andenken an ihn Kil Patrik genannt) geboren wurde. Er war von britisch-römischer Abstammung und hatte eine gute Erziehung von seinem Vater genossen, welcher Diaconus an der Dorfkirche daselbst war. In seiner Jugend lebte er leichtsinnig und gedankenlos in den Tag hinein; da geschah es, daß er durch eine schwere Zucht des himmlischen Vaters aus seinem Todesschlaf zu einem höheren Leben erweckt wurde. Seeräuber aus dem wilden Volke der Skoten, welche damals Irland bewohnten, landeten an dem Wohnort des Patricius

*) Neben den Lebensbeschreibungen des Patricius von Jocelin und Usher liefert seine eigene Confessio, die er seinen Gemeinden hinterließ, die besten Beiträge für die Kenntnisse seines Lebens und Wirkens.

und schleppten ihn nebst andern als Gefangenen fort. Er wurde in den Dienst eines scotischen Fürsten verkauft, und dieser übertrug es ihm, seine Heerden zu hüten. Hier erging es ihm wie dem „verlorenen Sohne.“ Verlassen von Menschen, allein stehend in der Fremde, gedachte er des ewigen Vaterhauses, und die Noth richtete sein Herz zu Gott hin. Wenn er mit seinen Heerden im Eise und Schnee herumstreifte, wurde ihm in Gebet und stiller Betrachtung der Umgang mit seinem Gott zu Theil. „Ich war sechzehn Jahr alt“, sagt er von sich selbst, „und ich kannte den wahren Gott nicht, als ich mit soviel Tausenden in die Gefangenschaft fortgeschleppt wurde. Dort aber öffnete Gott den Sinn meines Unglaubens, daß ich, wenngleich spät, meiner Sünden gedachte und mich von ganzem Herzen zu dem Herrn meinem Gott bekehrte, der mich schützte und mich tröstete, wie ein Vater seinen Sohn tröstet.“ — Sechs Jahre hatte er bereits in dieser Knechtschaft zugebracht, als er zwei Mal im Traume eine Stimme zu vernehmen glaubte; die forderte ihn auf, dem Meere zuzufliehen; dort stünde ein Schiff bereit, nach seinem Vaterlande ihn zurückzuführen. — Patricius folgte diesem Rufe, und siehe! das Schiff stand da, und nach vielen großen Erfahrungen wunderbarer, göttlicher Durchhilfe langte er in seinem Vaterlande wieder an. — Nach mehreren Jahren wurde er wieder von Seeräubern fortgeschleppt und nach Gallien geführt. Nach sechzig Tagen aber erlangte er durch besondere Fügungen der Vorsehung seine Freiheit wieder und kehrte nach manchen neuen Gefahren und Mühseligkeiten zu den Seinen zurück. Groß war die Freude der Eltern, den Sohn, der so Vieles ausgestanden, wieder zu sehen und sie baten ihn, nun für immer zu bleiben. Aber Patricius fühlte den unwiderstehlichen Ruf, dem Volke, unter welchem er zuerst für das Leben des Himmels wiedergeboren worden, das ewige Heil zu bringen. Gleichwie der Apostel Paulus durch ein nächtliches Gesicht vom Herrn gerufen worden, dem Volke Macedoniens die

erste Botschaft des Heils zu bringen, so erschien dem Patricius in nächtlichem Gesicht ein Mann aus Irland mit vielen Briefen. Er gab ihm einen, und Patricius las die Anfangsworte: „Worte der Irländer.“ Und indem er diese Worte las, glaubte er den einstimmigen Ruf vieler am Meere wohnenden Irländer zu vernehmen: „Wir bitten dich, Kind Gottes, komm und wandle wieder unter uns!“ — Vor Rührung des Herzens konnte er nicht weiter lesen und erwachte. In einer andern Nacht glaubte er im Traume eine himmlische Stimme zu vernehmen, deren letzte Worte allein ihm verständlich waren, die Worte: „Der für dich sein Leben hingegeben, er redet in dir.“ Und er erwachte voll Freudigkeit. In einer Nacht war es ihm, als wenn in ihm oder doch über ihm etwas, das nicht er selbst sei, mit tiefem Seufzen bete, und am Schlusse des Gebetes sprach es, als wenn es der Geist Gottes selbst wäre. Und er gedachte der überschwenglichen Worte des Apostels Paulus von dem innigen Umgange der Kinder Gottes mit dem heiligen Geiste. Durch solche Gnadenerweisungen wurde er im Herzen seines göttlichen Berufes zur Verkündigung des Evangeliums unter den Irländern gewiß. Nicht die Vorstellungen seiner Freunde und Verwandten, nicht die Bitten und Thränen seiner Eltern konnten ihn in seinem Entschlusse wankend machen, dem göttlichen Rufe zu folgen.

So ging denn Patricius im Jahre 431 nach Irland. Seine früh erlangte Kenntniß der irländischen Sprache konnte er jetzt benutzen. Mit Paukenschlag versammelte er auf freiem Felde große Schaaren des Volkes und erzählte ihnen in geisterfüllter Rede von den Leiden des Erlösers für die sündige Menschheit, und das Wort vom Kreuze bewies die ihm eigene Kraft an Mancher Herzen. Zwar fand Patricius heftigen Widerstand; die Priester und Nationalsänger, die großen Einfluß hatten, wiegelten das Volk gegen ihn auf, und er hatte manche heftige Ver-

folgung zu bestehen. Aber er siegte durch Standhaftigkeit im Glauben, durch glühenden Eifer und eine die Herzen an sich ziehende Gewalt der Liebe. Ein schönes Beispiel der Kraft, mit der er auf die Gemüther wirkte, giebt uns dieser Vorfall: Patricius befand sich einst in einer vornehmen Familie, deren Mitglieder er taufte. Da wurde der Sohn des Hauses, ein Jüngling, von solcher Liebe zu dem Patricius ergriffen, daß er sich entschloß, Alles zu verlassen und unter allen Gefahren und Mühseligkeiten den Verkündiger des Evangeliums zu begleiten. Patricius ertheilte ihm wegen seines freundlichen milden Wesens den Beinamen: Benignus. Er benutzte die anmuthige Stimme des Jünglings, um durch Lieder auf das Volk zu wirken. Benignus war mit ihm eifrig in der Verkündigung des Evangeliums bis an seinen Tod und wurde sodann sein Nachfolger in dem Hirtenamte. Auch manche der Nationalsänger wurden durch ihn bekehrt und sangen nun selbst in ihren Liedern von der Nichtigkeit der Götzen und dem Lobe Gottes und Christi. — Patricius wandte sich besonders an die einflußreichen Häuptlinge des Volkes und bekehrte durch seine Predigt viele derselben zum Christenthum; aber keineswegs suchte er durch das Beispiel der Fürsten eine bloß äußerliche Bekehrung der Menge hervorzubringen. Er reisete in der ganzen Insel häufig umher, von seinen Gehülfen und Schülern begleitet, las dem versammelten Volke aus dem Evangelium vor und predigte über das Vorgelesene. Söhne und Töchter wurden von Liebe zum geistlichen Leben ergriffen, aber auch Sclavinnen, welche durch die Drohungen und Mißhandlungen ihrer heidnischen Herrschaften sich nicht erschüttern ließen. Patricius nahm sich der Knechte an, die von ihren Herren harte Behandlung erlitten. Wo er Jünglinge von dem niedrigsten Stande fand, welche ihm für einen höheren Beruf geeignet schienen, sorgte er dafür, daß sie unterrichtet wurden und bestimmte sie zu Volkslehrern. In den Schulen, welche er da

und dort in Irland errichtete, führte Patricius zuerst den Gebrauch der lateinischen Schrift und die Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache ein, um die Neubekehrten mit den reichen Schätzen des Wortes Gottes und den zahlreichen Bildungsmitteln der lateinischen Kirche vertraut zu machen. Dies gelang ihm um so leichter, da bereits die irländische Sprache gefaßt war und das Lesen der Muttersprache häufig getrieben wurde. Der Hofpoet eines der irländischen Könige, Fiak, der zum Glauben an Christum bekehrt worden war, machte solche Fortschritte in dieser Sprache, daß er nach fünfzehn Tagen den lateinischen Psalter lesen konnte. Als Fiak später zum Bischof der Gemeinde zu Sletty geweiht wurde, schrieb er ein lateinisches Lobgedicht auf Patricius in 34 Distichen, das noch vorhanden ist. In einem dieser Verse sagt er: „Täglich sang er die Apokalypse und geistliche Lieder und dreimal des Tages die Psalmen; er predigte und taufte und betete und war beständig mit Gottes Lob beschäftigt.“ Bald erhoben sich im Lande viele Kirchen und Schulen der Frömmigkeit und Wissenschaft, und Irland blühte nach kurzer Zeit gleich einem blühenden Garten Gottes, zu welchem selbst viele Fremdlinge hinzuströmten, um ihre christliche und wissenschaftliche Bildung dort zu erhalten.

Da viele Schüler von Dankbarkeit und Liebe zu dem Lehrer des Heils, ihrem geistlichen Vater, ergriffen, freiwillig Geschenke ihm darbrachten, fromme Frauen selbst ihren goldenen und silbernen Schmuck willig dazu hergaben, lehnte Patricius, um jeden bösen Schein zu meiden, Alles ab. Er selbst gab den heidnischen Häuptlingen (deren Einer ihn einst selbst plünderte, in Fesseln fortschleppte und vierzehn Tage gefangen hielt) Geschenke, um dadurch Frieden für sich und seine Gemeinde von ihnen zu erkaufen; er kaufte manche Christeu aus der Gefangenschaft los, und er war bereit, Alles, auch sein Leben, als ein treuer Hirt für seine Schafe hinzugeben.

In seiner Bekenntnißschrift, die Patricius, nachdem er an dreißig Jahr in diesem Berufe gearbeitet, an seine Gläubigen richtete, sagt er: „Mächtig ist der Herr, mir hinfort zu verleihen, daß ich mich selbst hingebe für eure Seelen. Ich rufe Gott zum Zeugen an über meine Seele, daß ich auch dies nicht geschrieben habe, um Ehre bei euch zu suchen. Es gnügt mir die Ehre, die nicht gesehen, aber im Herzen geglaubt wird. Treu ist der Gott, der verheißen hat, der nie lügt. — Ja, auch der Herr Christus ward arm um unsertwillen. Täglich erwarte ich überfallen, in die Leibeigenschaft fortgeschleppt oder getödtet zu werden. Aber ich fürchte nichts von dem Allen, wegen der Verheißungen des Himmels; denn ich habe mich selbst in die Arme des allmächtigen Gottes geworfen, der überall herrscht, wie in dem Psalm 55, 23 gesagt wird: „„Wirf' dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen."" Jetzt befehle ich meine Seele meinem treuen Gotte, als dessen Botschafter ich diene in meiner Niedrigkeit. Da er aber kein Ansehen der Person annimmt und mich zu diesem Beruf erwählt hat, daß ich als einer seiner Geringsten ihm dienen sollte, wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut? Was soll ich zu meinem Herrn sagen, oder was ihm versprechen? Denn ich vermag Nichts, wenn er selbst es mir nicht gibt. — Aber er durchforscht Herz und Nieren und weiß, daß ich sehr verlange, er möchte mir geben seinen Leidenskelch zu trinken, wie er es anderen, die ihn lieb hatten, verliehen. Möge mein Gott es nicht zulassen, daß ich je die Gemeinde verlieren sollte, die er in dem entlegensten Winkel der Erde sich erworben. Ich bitte Gott, daß er mir Beharrlichkeit schenkt und mich würdige, sein treuer Diener bis ans Ende zu sein. Und wenn ich je nach etwas Gutem getrachtet habe um meines Gottes willen, den ich liebe, so bitte ich ihn, mit jenen meinen neuen Christen, welche in die Gefangenschaft gerathen sind, für seinen Namen mein Blut vergießen zu dürfen, sollte ich auch kein Be-

gräbniß erlangen, sollte auch mein Leib von den wilden Thieren zerrissen werden. Ich glaube fest, wenn dies mich träfe, hätte ich meine Seele mit meinem Leibe gewonnen; denn sonder Zweifel werden wir an jenem Tage auferstehen in dem Glanze der Sonne, das heißt in der Herrlichkeit unsres Erlösers Jesu Christi." Gern hätte Patricius sein Vaterland Britannien, seine Verwandten, seine alten Freunde in Gallien nach vieljähriger Entfernung und Arbeit wieder besucht, aber er opferte seine Neigung dem höheren Rufe: „Ich möchte gern", sagte er, „in mein Vaterland zu den Meinigen reisen und auch die Brüder in Gallien besuchen, das Angesicht der Heiligen meines Herrn wiederzusehen. Gott weiß es, daß ich es sehr wünschte; aber ich bin gebunden durch den Geist, der mir bezeugt, daß er mich, wenn ich dies thue, für schuldig erkläre und ich fürchte, die begonnene Arbeit zu Grunde gehen zu lassen."

Die Arbeit einer solchen aufopfernden Liebe konnte nicht ohne Früchte bleiben. Der Herr bekannte sich zu ihr mit reichem Segen, und kurz vor seinem Tode hatte Patricius die Freude, fast die ganze Insel für das Christenthum gewonnen zu sehen. Hoch betagt, im 121. Jahre seines Alters, schloß der fromme Apostel Irlands im Jahre 493 im Frieden Gottes sein Auge zu, nachdem ihm die in der Missionsgeschichte vielleicht einzige Wohlthat zu Theil geworden, der Ausbreitung der Kirche Christi unter den Scoten auf Irland ein Jahrhundert seines thatenreichen Lebens widmen zu dürfen.

In die segensvollen Fußtapfen ihres vollendeten Lehrers traten bald mehrere seiner Schüler auf dem großen Erntefelde Irlands zur Arbeit ein. Unter diesen zeichneten sich mehrere durch einen regen Eifer aus, der Erkenntniß des Heils in ihrem Vaterlande immer weitere Pforten aufzuschließen. Einer derselben war ein irländischer Fürst und Anführer einer im Lande weithin gefürchteten Räuberhorde. Als Patricius nämlich auf

freiem Felde einst die Heilsbotschaft des Evangeliums unter den Irländern verkündete, so fand sich auch unter dem ihm zulauschenden Volke jener irländische Fürst und Räuberherzog, Namens Macull oder Mangold ein. Die Predigt des Patricius machte auf sein Herz einen mächtigen, erschütternden Eindruck und er wurde dadurch zum Glauben an Christum bekehrt. — Die sittliche Veränderung, welche das Christenthum in seinem Leben bewirkte, war so merkwürdig, daß schon sein Beispiel einen heilsamen Eindruck auf seine wilden Streitgenossen machte, die er so oft mit roher Tapferkeit zum Raube angeführt hatte. Macull zog sich nach seiner Bekehrung auf die Insel Man im irländischen Canal zurück, um den heidnischen Einwohnern derselben, die noch nichts von Jesu gehört hatten, das ihm so theure Evangelium zu verkünden. Dort landete er im Jahre 498, und der Herr ließ es ihm gelingen, ein Häuflein gläubiger Seelen aus dem mankischen Volke zu sammeln, das ihn sodann einstimmig zu seinem Bischof erwählte. — Später zog er sich in eine Gebirgsgegend zurück; und auch hier fehlte es seinem heiligen Liebeseifer an Missionsarbeit unter den rohen Bergbewohnern nicht, auch hier nicht an der Segensfrucht, die der Herr seiner treuen Arbeit schenkte. Noch heute trägt der Ort, wo Macull eine Gemeinde aus den Heiden sammelte, seinen Namen zu immerwährendem gesegneten Gedächtniß dieses treuen Evangelisten, den der Herr aus der Mitte einer Räuberbande zu seinem Licht berufen und bekehret. —

Ein anderer Schüler des Patricius, der noch eine Zeit lang sein Mitarbeiter gewesen, war Albeus, nachmals Bischof von Münster. Ihm hatte Gott eine besondere Gabe verliehen, mit Licht und Wärme dem rohen Volke die Erkenntniß des Heils nahe zu bringen. Da sich bei seiner großen Lehrgabe bald viele Schüler um ihn sammelten, so schenkte ihm einer der irländischen Könige, der durch seine Predigt bekehrt worden war, die kleine Insel Arwan, auf welcher Albeus eine Klosterschule errichtete,

in der eine Anzahl von Boten des Heils für die irländische Kirche erzogen und unterrichtet wurden. Unter diesen heilsamen Arbeiten rief ihn der Herr im Jahre 525 in die ewige Ruhe.

Bald verbreitete die Flamme eines neuen sittlichen Lebens, die der Geist Gottes in Irland angezündet hatte, ihr erwärmendes Licht nach den westlichen Ufern Britanniens hinüber und führte den Einwohnern der Provinz Wallis, die theils aus Picten, theils aus Briten bestand, eine neue Zeit der Auferweckung aus dem Schlafe der trägen Unwissenheit herbei, in welche sie durch das Unglück ihres Vaterlandes hinabgesunken waren.

Noch nennt uns die Geschichte jener Tage die ehrwürdigen Namen von britischen Christen im südlichen und nördlichen Wallis, welche zur Wiederbelebung und Ausbreitung ihrer vaterländischen Kirche wirkten. Zu ihnen gehörte David, ein Fürstensohn von Caretica, welcher auf der kleinen Insel Wigt, wo Paulinus, ein eifriger Schüler des Germanus, im Segen arbeitete, den Glauben an Christum gefunden, nach einer stillen Vorbereitung in einem Kloster dieser Insel gleich Johannes dem Täufer in der Wüste hervortrat, seinen armen Landsleuten, welche aufs Neue vom Heidenthum verschlungen zu werden drohten, das Wort des Lebens zu verkündigen. Zu Glastonbury in der Grafschaft Sommerset, wo eine der ersten christlichen Kirchen gestanden hatte, welche das spätere Heidenthum wieder zerstörte, baute er eine neue Kirche, welche bald der gesegnete Stützpunkt wurde, an dem sich die zerfallene Christengemeinde dieser Provinz wieder aufrichtete; auch errichtete er Bildungsschulen für Diener des Wortes, die zur größten Einfachheit und Genügsamkeit gewöhnt und für ihren Beruf mit Freudigkeit des Glaubens ausgerüstet, ausgingen, das Evangelium zu predigen. Um diese Zeit fällt auch die Stiftung des berühmten Klosters Ben-chor (schönes Chor), gewöhnlich Bangor genannt, das ein frommer Brite, Daniel, in Nord-Wallis im Jahre 516 errichtete, und

unter dessen ersten Zöglingen der edle Columban und Gallus sich befanden, welche das theure Evangelium von Christo nachmals in den Wildnissen unsres süddeutschen Vaterlandes verkündigt haben.

Noch aber war das schottische Hochland von den Lichtstrahlen des Evangelii wenig berührt; zwar hatte ein frommer Brite aus Cumberland, Namens Ninion schon im fünften Jahrhundert (432), den Versuch gemacht, unter den südlichen Picten, den Samen des Christenthums auszustreuen und war mit der Predigt des Evangeliums bis an den Fuß des berühmten Grampusgebirges vorgedrungen, an dessen nördlicher Seite die nördlichen Picten in ihren tiefen Bergschluchten hausten: aber er war nur der Wegbereiter gewesen einer besseren Zukunft. Beinahe ein Jahrhundert schlummerte er schon am Fuße des hohen Grampus, als Gott in einem armen Kloster des aufgewachten Irlands sich das Werkzeug ausersah, das die wilden Picten in den schottischen Hochgebirgen zur Erkenntniß des wahren Gottes und seines Sohnes Jesu Christi führen sollte.

Dieser Mann war Columba*), den sein dankbares Vaterland auch mit dem Namen Columkille bezeichnete, weil er viele Klosterschulen (Killen) gestiftet hatte. Columba stammte aus einem edlen Geschlechte der Provinz Neil und wurde 521 zu Gartan in Irland geboren. Seine Jugendjahre brachte er unter der Leitung des gottseligen Finian in einem Kloster zu, der ihn in die praktische Schriftkenntniß hineinführte und seinem Herzen das Wort Gottes und den freudigen Gehorsam gegen dasselbe über Alles theuer machte. Im Jahre 546 wurde Columba zum Priester geweiht und fing jetzt an, die gründlichen Schriftkenntnisse, die er selbst gesammelt hatte, auch Anderen mitzuthei-

*) Dieser Columba, der Apostel der Picten, ist von Columban wohl zu unterscheiden, welcher wenige Jahre nach ihm das Licht der Wahrheit zuerst in den süddeutschen Gauen anzündete.

len. Um seine Schüler stets in seiner Nähe zu haben und desto kräftiger auf sie zu wirken, gründete er zu Dair=Magh (Durrogh) im Jahre 550 ein Kloster, dem er geraume Zeit vorstand, bis er, durch mannichfache Anfechtungen bewogen, den kühnen Entschluß faßte, sein Vaterland zu verlassen und in Schottland das Panier des Evangeliums aufzupflanzen. So segelte er im Jahre 565 mit Zwölfen seiner frommen Schüler in einem kleinen mit Thierfellen bedeckten Boote über den irländischen Canal nach Schottland hinüber, und landete auf der kleinen Insel Hy oder Jona (jetzt Icolmkill genannt), um sich hier mit denselben in der Einsamkeit niederzulassen.

Damals herrschte unter den Picten des Hochlandes der mächtige König Brid, welcher durch die Predigt Columba's in kurzer Zeit für das Evangelium gewonnen ward; mit seiner Bekehrung schloß sich dem eifrigen Missionar und seinen Gehülfen ein weiter Wirkungskreis unter den Picten auf, und mit der königlichen Familie warf in kurzer Zeit der größere Theil des Volkes die alten Götzen weg, um durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt zu werden. Die Ernte war jetzt groß, aber der Arbeiter wenige. Um diese zu gewinnen, schenkte der bekehrte Pictenkönig dem frommen Lehrer die Insel Hy oder Jona, eine der Hebrideninseln, zum Eigenthum, um auf derselben eine große Pflanzschule zur Bildung christlicher Lehrer anzulegen. Hier errichtete Columba jenes berühmte Kloster Hy, das ein Hauptsitz christlicher Gelehrsamkeit in den Jahrhunderten des Mittelalters und die Pflegemutter von etwa 300 Christengemeinden geworden ist, welche nach und nach von diesem Lichtpunkte aus in den Hochländern Schottlands gesammelt wurden. Columba's Seminar auf der Insel verdient mit Recht ein eigentliches Missionsseminar genannt zu werden. Die Hauptbeschäftigung der Zöglinge bestand in practischer Bibelkenntniß, und es war Grundsatz ihrer Bildung, Alles auf das Wort Gottes zurückzuführen

und mit dem Worte Gottes zu beleuchten. Neben ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen hatten die Schüler, deren Zahl sich öfters auf dreihundert belief, mit dem Abschreiben der heiligen Schriften und anderer nützlicher Bücher für die Klöster und den Volksunterricht genug zu thun; auch wurden Liedersammlungen angelegt und durch Abschriften vermehrt, um durch den Gesang dem öffentlichen Gottesdienst aufzuhelfen. Columba selbst ging seinen Schülern als Beispiel einer lebendigen Frömmigkeit und rastlosen Thätigkeit voran und suchte jeden Augenblick für die Vermehrung seiner und ihrer Kenntnisse zu nützen. Bald ließ er sich durch seine Schüler aus dem Worte Gottes vorlesen, bald las er selbst und legte ihnen auf einfache und erbauliche Weise die Schrift aus; bald arbeitete er an Abschriften der heiligen Bücher und bald verbesserte er sorgfältig die Abschriften seiner Schüler. Nicht weniger als 300 Abschriften verschiedener Bücher soll er mit eigner Hand verfertigt und der Welt zurückgelassen haben*). — Columba wird gemeiniglich für den Stifter einer religiösen Secte gehalten, welche sich durch das ganze Mittelalter hindurchzieht, und deren Mitglieder Culdeer (cultus dei), Gottesverehrer genannt wurden. Sie zeichneten sich durch eine practische gesunde Frömmigkeit, einen höheren Grad christlicher Bildung, insbesondere aber durch Liebe und Treue zum Worte Gottes vor ihren Zeitgenossen aus und ließen, wie die Waldenser, die heilige Schrift als die einzige Richtschnur ihres Glaubens gelten. Diese Culdeer, welche in großer Anzahl aus der

*) Der gelehrte Alterthumsforscher, William Warn, bemerkt in seinen Alterthümern Irlands, daß noch jetzt von Columba's Hand ein Manuscript der vier Evangelien nach der lateinischen Uebersetzung des Hieronymus vorhanden sei, das prachtvolle Verzierungen von Silberplatten in sich enthalte, und — wie die vordere Inschrift des Manuscriptes ausdrücklich bezeugt — von Columba in zwölf Tagen abgeschrieben sein soll.

Klosterschule Hy hervorgingen, waren die eigentlichen Missionare Schottlands, welche in kleinen Verbrüderungen sich da und dort in den Gebirgen ansiedelten, die umliegenden Gegenden bereisten und den Einwohnern das Evangelium verkündigten. Nach Columba's Tod lag das Missionswerk Schottlands in ihren Händen und wurde von ihnen mit viel Eifer und Treue gepflegt; auch gingen aus ihrer Mitte viele einzelne eifrige Prediger des Evangeliums nach England und in andere Länder, um dem Worte Gottes immer weitere Wege zu den Herzen der Völker zu bahnen*). Mehr als dreißig Jahre hatte Columba in großem Segen in den schottischen Hochgebirgen gearbeitet und sich eine solche Achtung erworben, daß er nicht blos als christlicher Lehrer und Pflanzer der Gemeinde Christi, sondern auch als Gesetzgeber unter den Scoten und Picten betrachtet werden kann, welche seiner Leitung in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten willig folgten. Als in seinem siebenundsiebenzigsten Lebensjahre sein Ende herannahte, sagte er zu seinem Begleiter Dermit: „Dieser Tag wird Sabbath, das heißt Ruhetag genannt, und ein Ruhetag wird er auch für mich sein; denn er wird mein Tagewerk für diese Welt schließen." Nun stieg er auf eine kleine Anhöhe hinter seinem Kloster, hob Augen und Hände gen Himmel empor und flehte zu Gott, daß er dasselbe segnen und als eine Pflanzstätte seiner Wahrheit aus Gnaden bewahren wolle. Nach dem Gebet kehrte er in seine einsame Zelle wieder zurück, und da kein Augenblick seiner Lebenszeit unbenutzt an ihm vorübergehen durfte, so setzte er sich nieder, um an seinem lieben Psalmbuche abzuschreiben. Als er im 34. Psalm an die Worte kam: „Kommet her,

*) Die Culdeer wurden um ihres einfachen, ächt evangelischen Glaubens und Lebens willen, wie die Waldenser, später grausam verfolgt und ihre Gemeinden auseinander gejagt. Am Ende des zwölften Jahrhunderts hielten sich noch zerstreute Ueberbleibsel derselben in Irland auf und hielten fest an der reinen Bibellehre.

Kinder, höret mir zu, ich will euch die Furcht des Herrn lehren", legte er die Feder nieder; denn er sagte: diese Worte taugen besser für meine Nachfolger als für mich. Nun stand er auf und ging in den Abendgottesdienst zur Kirche, und als er zurückkam, so setzte er sich in seiner Zelle auf das Bett nieder und gab seinem Begleiter Dermit einen Auftrag an alle seine Schüler als die letzten Worte ihres sterbenden Lehrers. Darnach blieb er in stille Betrachtung vertieft, bis um Mitternacht die Klosterglocke zum Gebet rief. Plötzlich erhob sich der ehrwürdige Greis von seinem Lager, eilte zur Kirche, und kniete vor dem Altar zum Gebet nieder, noch ehe die andern Brüder sich dort eingefunden hatten. Dermit war nicht lange darauf, ohne erst auf ein Licht zu warten, seinem geliebten Lehrer in die Kirche nachgeeilt und fand ihn vor dem Altare in betender Stellung auf seinen Knieen liegen. Als endlich die Lampe herbeigebracht wurde, gewahrten seine Schüler, daß er im letzten Todeskampfe lag. Obgleich seine Stimme ihm versagte, so blickte er doch mit unaussprechlicher Heiterkeit auf sie alle umher und hob seine rechte Hand empor, um sie noch einmal zu segnen, und gab seinen Geist auf. Columba starb den 9. Juni 597; und heute noch ehrt das dankbare Schottland in ihm den ersten Pflanzer und Begründer ihrer vaterländischen Kirche und der zahllosen Segnungen, welche seit Jahrhunderten der Reichthum der Gnade Gottes durch sie über Millionen verbreitete.



Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.

## Druckfehler:

S. 160 muß es heißen: Pontamiäna statt: Potamiäna.
„ 295 muß es heißen: Turonum statt: Turenum.
„ 320 muß es heißen: Samſon statt: Samfon.